

Franziska Dalinger

*Vollmilchschokolade
und Todesrosen*

Franziska Dalinger

*Vollmilchschokolade
und Todesrosen*

Roman

n[®]

NEUFELD VERLAG



Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.d-nb.de abrufbar

Lektorat: Dr. Thomas Baumann

Umschlaggestaltung: spoon design, Olaf Johannson

Umschlagbild: © Shutterstock®

Illustrationen: spoon design, Josua Reuhl

Satz: Neufeld Verlag

Printed in the EU

2. Auflage 2012

© 2011 Neufeld Verlag Schwarzenfeld

ISBN 978-3-86256-007-3, Bestell-Nummer 588743

Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise,
nur mit Genehmigung des Verlages

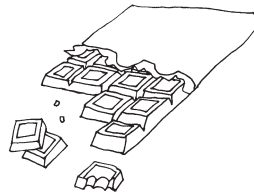
www.neufeld-verlag.de / www.neufeld-verlag.ch

Folgen Sie Franziska Dalinger und dem Neufeld Verlag
auch auf Facebook® und in unserem Blog: www.neufeld-verlag.de/blog

NEUFELD VERLAG

n[®]

1.



Bei einem Überfall sollte man eigentlich keine Schokolade essen. Ich weiß ja. Es sieht irgendwie unpassend aus. Die Situation ist ernst, auch wenn mich ein unbezähmbarer Drang überkommt, laut zu lachen. Niemandem ist wirklich nach Scherzen zumute, außer Mandy, aber die ist eben in jeder Lebenslage völlig locker. Ich bin eher ... verkrampt. Und da stehe ich und knabbere an meiner Tafel Vollmilchschokolade mit Lavendelblüten. Lavendel soll ja angeblich die Nerven beruhigen.

»Steck endlich die blöde Schokolade weg. Oder willst du ihm was anbieten?«, zischt Kim.

Ich habe es ja gewusst. Schokoladefuttern bei einem Überfall wirkt nicht halb so cool, wie es einem vorkommt. Aber ich brauche etwas, um meine Nerven zu beruhigen. Dringend.

Ich bin Überfälle nicht gewöhnt.

Steffi stößt mich in die Seite. »Jetzt fall nicht in Ohnmacht, klar?«

Der Junge ist klein für sein Alter. Er hat strubbeliges blondes Haar, eine runde Harry-Potter-Brille und bleiche Haut mit Sommersprossen. Der Schreck bewirkt, dass seine Augen hinter den Brillengläsern noch größer werden, und seine Hände zittern so, dass er beinahe mitsamt seinem Fahrrad umfällt.

»Du schämst dich, hoffe ich«, sagt Mandy. Es klingt zufrieden. Trotzdem tritt sie mit dem Fuß kräftig gegen die Speichen des Vorderrads.

»Ja, klar, tu ich, tu ich«, stammelt der Junge. Auf seiner Stirn glänzen winzige Schweißtröpfchen und sammeln sich über seinen Augen-

brauen, aber er wischt sie nicht fort, denn er ist damit beschäftigt, sich am Lenkrad festzuklammern.

»Das solltest du auch.« Mandy tritt ganz nah vor ihn hin, bis ihre Nase fast gegen seine stößt. »Wo ist das Geld, Hendrik? Du wolltest den Schaden bezahlen, schon vergessen?«

Der Kleine ächzt leise, während er in seiner Jackentasche wühlt und einen zerknüllten Zehn-Euro-Schein herausfischt.

»Das ist alles?« Kim stößt ihn gegen die Schulter. »Das ist doch nicht dein Ernst.«

»Es war nicht mehr da.« Er flüstert so leise, dass er kaum zu verstehen ist.

»So arm können deine Eltern doch gar nicht sein.« Mandy dreht sich zu mir um. »Ist das nicht traurig? So eine arme Familie.«

Sie wirft mir einen schrägen Blick zu. Jetzt bin ich dran. Ich hab nämlich gesagt: »Doch, ich traue mich.« Als die anderen, Mandy, Steffi und Kim, gemeint haben, ich traute mich nicht. »Doch, klar«, hab ich gesagt, und nun kann ich nicht mehr zurück. Ich stecke die Schokolade weg.

»Das gleichst du nächstes Mal aus«, sage ich. »Du benimmst dich, ja? Guter Junge.« Mein überempfindliches Pastorentochter-Gewissen meldet sich. Ich klopfe ihm beruhigend auf die Schulter, und er fährt so hastig davon, dass sein Rad wild hin und her schlenkert. Es streift den Bordstein, kommt ins Trudeln. Mir stockt der Atem, aber er fängt sich wieder und rast die Straße hinunter. Seine Schultasche hüpfte auf seinem Rücken auf und ab wie ein kleiner Affe, den er Huckepack genommen hat.

»Bemitleidenswert«, knurrt Mandy. »So ein blöder Penner. Aber das wird ihm eine Lehre sein.«

Mandy versteht unter Mitleid etwas anderes als ich. Sie hasst Schwächlinge. Wer sich nicht wehren kann, ist selber schuld. Wenn jemand ängstlich ist oder jammert oder nicht so recht weiß, ob man dies oder das wirklich tun sollte – das ist für sie ein rotes Tuch.

Deshalb behalte ich meine Bedenken lieber für mich. Mandy diskutiert nämlich nicht. Entweder man ist in ihrer Nähe und findet ihre Ideen gut, oder man lässt es bleiben.

»Sag mal, Messie, der tut dir doch nicht leid?«, fragt sie mich direkt.

Das ist schwierig zu beantworten. Wenn man nur diese Szene kennt, wie wir den armen Kleinen um sein Geld erleichtern, könnte man denken, wir wären die Bösen. Aber angefangen hat es ganz anders. Angefangen hat es damit, dass ich diese kleine Brillenschlange dabei erwischt habe, wie er bei sämtlichen Rädern die Tachos abgepflückt und eingesteckt hat.

Einschließlich meines eigenen. Ich habe Klein-Harry-Potter an der Schulter festgehalten, er wollte sich losreißen und hat mir vors Schienbein getreten, und dann sind meine Freundinnen gekommen und Kim hat ihn sich geschnappt. So war es, ich schwör's. Er hat auch noch blöde Sprüche von sich gegeben und uns beschimpft, bis er gemerkt hat, dass mit Kim nicht zu spaßen ist. Kim ist sehr sportlich und eine erstklassige Boxerin und niemand, ich betone: absolut niemand sollte es wagen, sie zu unterschätzen.

Die Tachos und Fahrradpumpen, die Hendrik noch in der Tasche hatte, haben wir auf den Weg gelegt, damit ihre Besitzer sie sich abholen konnten. Meiner war nicht dabei. Aber klar, jetzt wusste ich endlich, wo er geblieben war.

Mandy sagte: »Wir rufen jetzt deine Eltern an, und die ersetzen uns das«, und da fing er an zu jammern, wir sollten ihnen bloß nichts erzählen.

Hendrik ist ein mieser kleiner Dieb. Er schuldet mir immer noch Geld. Und er ist ziemlich gut in Ausflüchten und Entschuldigungen und Jammern.

Also, habe ich Mitleid mit ihm? Verdient er es?

Mandy wartet meine Antwort nicht ab. Sie drückt mir das Geld in die Hand und wendet sich an Steffi und Kim. »Ach, kommt, Leute. Schaut mich nicht so an. Ich bin kein Monster. Warum kann er nicht einfach seine Schulden bezahlen? Wir müssen mehr Druck machen.«

Es waren nicht nur die Tachos. Er hat auch die Luft aus den Reifen gelassen. Der niedliche, ängstliche Hendrik ist ein hinterhältiges kleines Ungeheuer.

»Besuch zu Hause?«, schlägt Kim vor. »Das nächste Mal nehmen wir ihm den Schlüssel ab.«

»Das Fahrrad«, sagt Steffi. »Wenn er zu Fuß gehen muss, das wird ihm eine Lehre sein.« Steffi liebt ihr Fahrrad, auch wenn sie nicht gerade sportlich aussieht.

»Messie?« Mandy sieht mich an und erwartet meinen Vorschlag. Es muss eine Idee sein, die die der anderen noch übertrifft. Sie hält ziemlich viel von meinen Ideen. Deswegen bin ich hier, das ist mir klar. Sie hat mich für langweilig gehalten – sie hält ja die meisten für langweilig und spießig –, bis sie gemerkt hat, dass ich recht kreativ bin. Seitdem bin ich in ihrer Clique dabei. Ich würde sie wirklich ungern enttäuschen.

»Das Fahrrad kommt nicht in Frage«, meine ich. »Das merken doch seine Eltern. Ich weiß was viel Besseres. So einen kleinen Streber trifft man am besten, wenn man dafür sorgt, dass er seiner netten Lehrerin keine Hausaufgaben zeigen kann.«

Mandys Gesicht hellt sich auf. »Seine Hefte?«

»Morgen vor der Schule. Dann hat er alles fertig. Sich stundenlang Mühe gegeben. Wetten, er lernt den ganzen Nachmittag?«

Ihr Lächeln zeigt mir deutlich, wie gut sie das findet. »Okay. Das ist deine Aufgabe. Du kommst morgen rechtzeitig und passt ihn ab. Kriegst du das hin?«

»Klar krieg ich das hin.« Ich halte ihrem Blick stand. Hält sie mich etwa nicht für abgebrüht genug? Aber ich kann gefährlich sein, sehr gefährlich.

Ich versuche es jedenfalls. Ich glaube, es gibt nichts Schlimmeres, als harmlos zu sein.

Zwei Träume trage ich seit langem mit mir herum. Der eine ist, so zu sein wie Mandy. Nein, noch krasser als sie. Noch cooler. Eine Rebellin wie sie. Diejenige, die gegen den Strom der Angepassten schwimmt. Mandy hat keine Angst davor, dass man sie sieht und bemerkt, während ich dazu neige, mich im Hintergrund zu halten. Aber als ihre Freundin bin ich quasi aus meinem Versteck gekommen.

Es fühlt sich gut an. Nicht mehr unsichtbar zu sein, sondern ... dazuzugehören. Das Leben ist viel aufregender, viel bunter. Mit Mandy befreundet zu sein bedeutet, dass ich auf einmal ganz viele Freunde habe. Dass Leute mit mir reden, die mich vorher nicht einmal wahrgenommen haben.

Denn Mandy ist bei allen beliebt, sogar bei den Lehrern. Sie hat so ein Lächeln, dass niemand ihr böse sein kann. Kein Lehrer würde glauben, dass sie ständig mogelt und nie ohne Taschenrechner oder Zettel oder Notizen auf den Armen in eine Klassenarbeit geht. Mandy ist immer tipptopp vorbereitet. Und wenn sie doch einmal bei irgendetwas erwischt wird, ist sie so charmant, dass sie jeden um den kleinen Finger wickelt. Seit sie bei uns in der Klasse ist, habe ich mir gewünscht, ihre Freundin zu sein, denn Mandy ist nicht nur bei uns, sondern sogar in der ganzen Schule angesagt. Sie ist natürlich sofort Klassensprecherin geworden und macht bei allen möglichen Schulprojekten mit. Irgendwie schafft sie es, überall dabei zu sein.

Als ich mein Rad aufschließe, sehe ich Gina und Rosi zum Bus gehen, drei Meter hintereinander. Die beiden sind ebenfalls in unserer Klasse, aber sie könnten genauso auf dem Mars leben. So fremd sind sie mir. Außerirdische. Ich weiß, wie das ist, wenn man sich fühlt, als käme man von einem anderen Planeten. Auf keinen Fall will ich dorthin zurück. Oh Mann, die zwei haben keine Ahnung, wie es ist, Freundinnen zu haben. Sie könnten ja wenigstens miteinander reden. Aber nicht einmal das bringen sie fertig.

Ich imitiere Ginas Gang, während ich mein Rad in Richtung Straße schiebe. Leicht nach vorne gebückt, die Schultern hochgezogen wie bei einer Schildkröte, den Blick fest auf den Boden gerichtet.

»Das ist Gina!« Mandy lacht.

Dann runzele ich die Stirn, so wie Rosi es immer macht, und verziehe missbilligend den Mund. Die anderen schütten sich aus vor Lachen.

»Rosi, wie sie leibt und lebt. Oh Messie! Wie machst du das bloß?«

Keine Ahnung. Da kommen ein paar Gänse und ich wackele ein bisschen mit dem Hintern und Mandy lacht wieder. Ich kann ziemlich gut Leute nachmachen.

Lisa-Marie, unsere Klassen-Obergans, wirft uns einen angewiderten Blick zu und stakst weiter in Richtung Bushaltestelle. Mandy weint fast vor Lachen.

»Mach noch mal so ein Gesicht, wie eben«, sagt sie und nimmt mich mit ihrem Handy auf. »Guck mal.« Sie zeigt mir, wie ich herumhampele. »Man sieht sofort, wer das sein soll. Wie machst du das bloß?«, fragt sie

schon wieder, und innerlich werde ich ganz rot vor Glück. Äußerlich bleibe ich cool.

»Ganz einfach«, sage ich. »Lisa-Marie, die geht ... so. Und Sarah ... so. Und das ist ... na, kommst du drauf?«

Ich stell mein Fahrrad ab, denn jetzt brauch ich beide Hände, um damit in der Luft herumzuwedeln, als wollte ich mich festhalten, falls ich abstürze.

Mandy prustet los. »Nee ... die Dogge?«

Frau Doggermann ist unsere Biologielehrerin. Die immer sehr viel Platz für ihre Hände und Ellenbogen braucht; es ist lebensgefährlich, zu nahe neben ihr zu stehen.

»So, jetzt muss ich los«, meint Mandy, als an der Bushaltestelle der Wagen ihrer Mutter hält. Mandy wird immer abgeholt. Ich dagegen muss strampeln. Wo bleibt Steffi? Normalerweise fahren wir zusammen, da sie nicht weit von mir wohnt. Seit ich Mandys Freundin bin, bin ich natürlich auch Steffis Freundin und muss daher selten alleine fahren, so wie früher.

Drei Sorten Mädchen gibt es in unserer Klasse. Die Unsichtbaren. Die Gänse. Und Mandys Clique. Es hat für mich nie einen Zweifel gegeben, zu welcher Gruppe ich gehören wollte. Ich würde bestimmt nicht bei den beiden schüchternen Ausgestoßenen sitzen. Früher blieb mir ja nichts anderes übrig. Da saß ich bei ihnen und schämte mich zu Tode. Zwischen Gina, der Intelligenzbestie, die wie eine typische Streberin aussieht, mit altmodischen Klamotten und einer dicken Brille, und der runden Rosi, die mit den Pickeln und der Zahnsperre, und die ist nicht mal in der Schule gut. Keine Ahnung, ob die überhaupt irgendwas kann. Interessiert mich auch nicht. Und an der größten Clique, die allesamt Topmodel werden wollen und auf hohen Schuhen durch die Flure staksen, habe ich ebenfalls kein Interesse. Abgesehen davon, dass ich bei ihnen auch nicht so gut ankomme. Wenn man nicht genau dieselben Klamotten trägt wie sie, hat man bei denen nichts zu suchen.

Mandy ist da anders. Sie kann sich über das lustig machen, was man anhat, klar. Aber im nächsten Moment ist das wieder völlig unwichtig und da zählt nur, dass man witzig ist oder ganz gut singen kann. Wer man als Mensch ist. Und ich kann witzig sein, echt, aber das merkt man nur, wenn ich mich traue, nicht unsichtbar zu sein. In Mandys Nähe

kann ich das. Da sage ich manchmal einfach so, was mir gerade einfällt, und wundere mich, wenn alle lachen. Als ich noch nicht Mandys Freundin war, hätten sie nicht gelacht, sondern mich nur angestarrt, nach dem Motto: Was will die denn? Aber jetzt, zum ersten Mal in meinem Leben, kann ich einfach sein, wer ich bin.

Mein zweiter Traum ist ... mein zweiter Traum geht gerade an uns vorbei zum Bus.

»Hey, Tom!«, ruft Mandy.

Er wirft ihr kurz einen Blick zu, ohne mich überhaupt wahrzunehmen.

»Hi, Mandy«, sagt er.

Nur wenn ich seine Stimme höre, bekomme ich wackelige Knie.

Tom ist einfach ... Tom.

»He, wie läuft's?«, fragt sie und macht dabei ein Gesicht, als wären sie die besten Freunde.

Ich könnte jetzt eifersüchtig sein, aber ich weiß, dass zwischen ihnen nichts ist. Nicht mehr.

Die beiden sind früher ein Paar gewesen, aber es hat nicht lange gehalten. Zum Glück, finde ich. Wenn Mandy hinter Tom her wäre, hätte ich überhaupt keine Chance. So aber kann ich weiterträumen: davon, Tom zu küssen.

Tom, den coolsten, den bestaussehenden Jungen der ganzen Stadt. Für mich jedenfalls. Ich habe schon etwa hundertzwoölf Gedichte über ihn geschrieben, die er niemals zu Gesicht bekommen wird. Er geht aufs Gymnasium und ist schon achtzehn, eigentlich gar kein Junge mehr. Er wirkt ganz schön erwachsen. Tom mit den unglaublich schönen blauen Augen und den schwarzen Haaren. Eine seltene Kombination, die ich unwiderstehlich finde. Bei uns in der Albert-Schweitzer-Realschule, wo er bis zur zehnten Klasse war, haben ihn sämtliche Mädchen anheimelt, und es gab einen Tränenausbruch von den Ausmaßen eines Tsunami, als er aufs Gymnasium gewechselt ist. Die Lehrer dagegen waren erleichtert, denn sie fanden ihn zu vorlaut und frech.

Tom hat so eine Art, Mädchen anzuschauen, dass alle dahinschmelzen. Ich bilde mir jedenfalls ein, dass es den anderen genauso geht wie mir. Ich bekomme wackelige Knie, wenn ich ihn nur von weitem auf

dem Schulhof sehe. Wenn er mich anlächeln würde, wäre ich im siebten Himmel. Aber er weiß nicht einmal, dass es mich gibt. Doch ich habe vor, das zu ändern. Schon bald. Vielleicht bin ich früher jemand gewesen, der nur träumt und weiß, dass das Wunder nie eintrifft. Mittlerweile bin ich ganz gut darin, die Dinge zu bekommen, die ich will.

Ich werde schon einen Weg finden, seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Jetzt, wo ich Mandys Freundin bin, scheint alles möglich. Vielleicht kann sie mir sogar ein paar Tipps geben, was Tom angeht. Bisher hab ich mich noch nicht getraut, sie zu fragen.

Das Leben kann so spannend sein, wenn man ein paar Träume hat und bereit ist, dafür einiges zu riskieren.

»Starr ihm nicht so hinterher, Messie«, befiehlt Mandy. »Müsstest du nicht längst zu Hause sein?«

Sie hat recht. Wie immer. Nur dass sie sich von Tom getrennt hat, ist in meinen Augen ein Fehler. Wie kann man so jemanden gehen lassen?

Aber eigentlich ist es beruhigend, dass selbst jemand wie Mandy Fehler macht. Beruhigender als Lavendelschokolade.

Ich hasse dich. Hasse, hasse, hasse dich.

Dachtest wohl, ich merke nichts. Vermutlich ist es dir aber einfach egal.

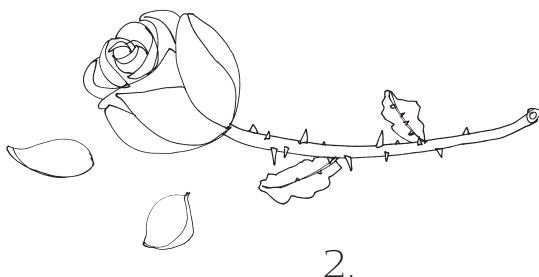
Du tust so, als würdest du dazugehören. Einfach so. Ein Lächeln und alles ist gut. Für dich vielleicht. Ich verrate dir mal was: Gar nichts ist in Ordnung.

Nur von deinem Anblick wird mir schlecht.

Wie kann man nur so verlogen sein?

Alles nur Fassade. Nichts an dir ist echt. Merken die anderen das denn nicht? Wie kann man so blind sein?

Webhexe, Blogeintrag vom 12. August



»Da bist du ja endlich, Miriam. Deck schon mal den Tisch, wir essen gleich.«

Ich verziehe das Gesicht und seufze. Da kommt man gerade hundemüde aus der Schule und muss gleich mithelfen. Na toll.

Missmutig knalle ich die Teller hin. Sechs Personen. Ich bin nicht nur mit einem Vater geschlagen, der meistens mittags zu Hause isst, mit einer Mutter, die uns unbedingt gesund ernähren will, sondern auch mit zwei Geschwistern, bei denen es sich mit Abstand um die nervigsten Blagen der Welt handelt. Silas ist neun und hat die dumme Angewohnheit, einen pausenlos vollzuquatschen. Für Tabita mit ihren elf Jahren bin ich leider nicht das große Vorbild – obwohl ich ab und zu versuche, sie dazu zu bringen, dass sie mir gehorcht. Sie denkt jedoch nicht daran. Sie beobachtet mich bloß sehr scharf und ist eine gnadenlose Petze.

Der einzige Lichtblick bei der täglichen Mittagsfolter ist Goliath, ich meine Michael, Papas Praktikant. Er ist lang und dünn, seine Beine passen kaum unter den Tisch, aber irgendwie ist er witzig. Da haben wir schon ganz andere Praktikanten erlebt. Michael kann man auch gut nachmachen. Ich bin inzwischen eine Expertin im Michael-Imitieren.

»Die Messer müssen so liegen, mit dem Scharfen nach innen«, sagt Tabita und vergewissert sich, dass ich auch alles richtig gemacht habe. »Und du hast die Servietten vergessen.«

»Na und? Sonst noch was?«, fahre ich sie an. Ich bin wirklich nicht in bester Stimmung. Der Vorfall nach der Schule geht mir nicht aus dem Kopf. Der kleine Harry oder wie er heißt. Tut er mir leid? Kim würde mit

ihrer ätzendsten Stimme sagen: Ach, er tut dir leid, der arme Kleine ... Na so was ... Stimmt, Hendrik war der Name. Aber Harry Potter passt noch besser. Ich bin ganz gut im Erfinden von Spitznamen. Wer braune Haare hat und eine runde Brille, muss sich da echt nicht wundern.

»Na, Miriam, wie war dein Tag?«

Mein Vater poltert herein und wuschelt mir durchs Haar. Ich habe ihm schon tausend Mal gesagt, dass ich das nicht leiden kann, aber es ist zwecklos. Einfach jeder in unserer Familie beharrt auf seinen nervigen Angewohnheiten. Manchmal träume ich davon, Mandys Eltern würden mich adoptieren. Die sind wenigstens cool. Nicht so wie meine. Hände hoch – wer möchte gerne einen Pastor zum Vater? Im Angebot: der wunderbare, unvergleichliche Pastor Manfred Weynard! Zum Ersten, zum Zweiten, zum Dritten ... was, wirklich niemand? Die letzte Gelegenheit. Niemand? Ach.

Tja, niemand meldet sich. Ich hätte es auch nicht getan. Aber mich hat ja niemand gefragt, in was für eine Familie ich hineingeboren werden möchte.

»Hi, Miriam.« Michael duckt sich unter der Lampe hindurch. Ein gläsernes Schirmchen hat er bereits auf dem Gewissen. Ich find's nicht schlimm. Die Lampe ist sowieso potthässlich gewesen, und er ist so süß, wenn ihm etwas peinlich ist. Dann wird er knallrot. Sogar sein Ziegenbärtchen fängt an zu glühen. Sehenswert. Gut, dass ich nicht die Einzige bin, der es so geht. (Aber schlecht, dass das Rotwerden nicht unbedingt aufhört, wenn man erwachsen ist. Das muss doch irgendwann besser werden!)

Wir setzen uns an den Tisch. Silas beginnt mit seinem Redeschwall, Tabita weist mit penetrant lauter Stimme darauf hin, dass ich die Messer falsch hingelegt habe. »Wir beten«, bestimmt mein Vater und spult sein Lieblings-Tischgebet herunter. »Komm, Herr Jesus, sei du unser Gast, und segne, was du uns gegeben hast. Amen.«

»Es heißt aber eigentlich: was du uns bescheret hast«, verbessert Tabita. »Und Onkel Johannes sagt immer: aus Gnaden. Was du uns aus Gnaden bescheret hast.«

»Onkel Johannes hat ein Motorrad«, weiß Silas und beglückt uns mit seinen Zukunftsplänen, in denen er ein Profi-Motorradfahrer ist.

Papa und Michael setzen ein Gespräch fort, das sie im Büro begonnen haben – irgendwas mit dem Gottesdienst am nächsten Sonntag.

Ich konzentriere mich auf meinen Teller und versuche, den Geräuschpegel auszublenden, aber als ich irgendwann doch hochsehe, begegne ich dem Blick meiner Mutter. Sie lächelt.

»Na, Miriam, wie ist es mit der Englisch-Arbeit gelaufen?«

Ich zucke die Achseln. »Geht so.«

»Hattest du nicht geübt?«

»Let's speak English together«, schlägt Michael vor. »What about an English – äh, Predigt, on Sunday?«

»Sermon«, meint Tabita. »Oh Mann, ich bin erst elf und ich kann besser Englisch als du.«

»Then you may help me.«

»Oh wie schrecklich«, stöhnt sie. »Du bist ein hoffnungsloser Fall, Michi.« Sie ist die Einzige, die ihn Michi nennt. Die meisten anderen finden wohl, dass ein Mann, der zwei Meter misst, auch einen eindrucksvollen Namen verdient.

Aus diesem Grund nenne ich ihn Goliath, wenn er nicht dabei ist.

»Ich kann auch Englisch«, ruft Silas dazwischen und beginnt, alles in seiner Reichweite zu benennen, wobei Tabita ihn ausdauernd verbessert.

Es nützt nichts, schneller zu essen als die anderen. Papa erwartet, dass wir sitzen bleiben, bis alle fertig sind. Danach werde ich dazu verdonnert, die Spülmaschine einzuräumen – warum eigentlich immer ich? Kann mir das jemand mal verraten? –, und dann ist es endlich vorbei.

Mehr oder weniger.

Nicht einmal in meinem Zimmer habe ich wirklich Ruhe. Silas hört Musik, Tabita übt Klarinette, und mein kleines Reich liegt natürlich genau dazwischen. Wieder einmal bereue ich, dass ich mir diesen Raum habe aufschwätzen lassen, nur weil er ein bisschen größer ist als die anderen. Ich hätte lieber die Kammer auf dem Dachboden nehmen sollen, die urgemütlich ist und weit weg vom Rest der Familie. Aber die hat jetzt meine Mutter und benutzt sie für ihr Mittagsschläfchen. Echt ungerecht ist das – schlafen kann man bei mir jedenfalls nicht. Es ist nur zu ertragen, wenn man sich Stöpsel in die Ohren steckt. Mama will

nicht, dass ich die benutze – sie meint, man könnte davon schwerhörig werden. Ach ja, Mama mit ihrem Gesundheitsfimmel. Sie ist, wen wundert's, natürlich auch gegen Handys. Wegen der Strahlung und so. Ich war die Letzte in der Klasse, die eins bekommen hat. Dafür habe ich eins, das wasserdicht ist und als Taschenlampe benutzt werden kann. Papa fragt mich manchmal, ob ich die Kerzen damit anzünden kann oder ob auch eine Nagelfeile dabei ist. Das findet er überaus witzig. Aber man kann mit meinem Handy tatsächlich auch telefonieren.

»Messie? Bist du da?«

»Klaro. – Was?«

Selbst meine Mutter kann nicht verhindern, dass ich mit meinen Freundinnen wichtige Gespräche führe – aber meine Geschwister leider schon. Nicht Handys sind schädlich. Kleine Brüder und Schwestern sind viel gefährlicher für die Gesundheit. Wegen dieser Blagen werde ich irgendwann noch einen Nervenzusammenbruch kriegen. Ich kann Mandy bei dem schrillen Gepiepse, das Tabita mit ihrer Klarinette veranstaltet, kaum verstehen.

»Was? Moment mal.« Ich hämmere gegen die Wand. »Ruhe da! – So, was ist?«

»Wir treffen uns gleich«, sagt Mandy. »Im Park.«

»Ich kann nicht«, gebe ich zu. »Muss noch Hausaufgaben machen.«

»Ich hab meine schon längst fertig.« Das liegt nicht etwa daran, dass sie superschlau ist, sondern dass sie sich ihre Hausaufgaben immer von Steffi machen lässt. Steffi ist die Schnellste von uns vieren, was das Lernen angeht. Kim macht sowieso nie etwas, aber Mandy ist schon einmal sitzengeblieben und will auf keinen Fall, dass das noch mal passiert. Sie will mit mir und Steffi aufs Gymnasium wechseln, nach diesem Schuljahr, und muss dafür einen ordentlichen Abschluss hinlegen.

Natürlich habe ich jetzt ein tierisch schlechtes Gefühl. Wenn Mandy einen dabei haben will, sagt man nicht nein. Man kann ruckzuck wieder unsichtbar werden, wenn man nicht aufpasst. Ich weiß das.

»Wartet ihr auf mich? Ich beeil mich.«

»Tja«, sagt Mandy nur, und das kann ein Ja sein oder ein Nein oder einfach nur: Find's raus.

Für mich heißt das auf jeden Fall, dass ich mich wirklich beeilen muss.

Tabita hat aufgehört, selber Musik zu machen, doch gerade als ich Gott dafür danken will, dreht sie ihr Radio lauter.

Jetzt reicht es wirklich. Ich stürme aus meinem Zimmer, reiße ihre Tür auf und schreie: »Spinnst du?«

Meine Schwester liegt bäuchlings auf dem Bett und schiebt hastig ein Buch unters Kopfkissen. Als ob ich sie ertappt hätte.

»Kannst du nicht anknöpfen? Das macht man eigentlich«, sagt sie mit ihrer Oberlehrerinnenstimme, die mich wie immer zur Weißglut treibt.

Ich schalte das Radio aus und wende mich ihr zu.

»Was liest du da?«

»Nichts. Geht dich nichts an.«

Ihre Nasenspitze beginnt zu glühen. Oh, ich erkenne ein schlechtes Gewissen.

»Was denn?«

Ich schnappe mir das Kissen, in das sie sofort ihre kleinen Hände krallt.

»Hau ab!«

»Das ist aber nicht nett, wie du mit mir sprichst«, sage ich. »Also wirklich, Tabita, wo bleibt deine Höflichkeit?«

Ich werfe mich über sie und ziehe sie von der Matratze auf den Boden, und dann, mit einem Hechtsprung, bin ich selbst auf dem Bett und schleudere das Kissen weg.

Darunter liegt ein ziemlich dickes Buch mit einem Cover in Pastell-tönen und dem erstaunlichen Titel: »Das Geheimnis des Grafen.«

»Gib das her!«, kreischt sie.

»Das Geheimnis des Grafen?«, frage ich, immer noch überrascht. Mir wäre nie im Leben in den Sinn gekommen, dass meine kleine Schwester, die allseits korrekte Tabita, Bücher mit solchen Titeln liest. Ich schlage es auf und lese den ersten Satz, auf den mein Blick fällt, laut vor: »Mary schluchzte laut. Der Graf hielt ihr ein seidenes Tüchlein hin, in das sein Wappen und seine Initialen gestickt waren. ›Hier, bitte«, flüsterte er, und als sie das Tuch nahm, berührten sich ihre Fingerspitzen. – Das ist ja süß.«

»Hör auf zu lachen«, faucht Tabita wütend.

»Du liest Liebesromane? Bist du nicht ein bisschen jung dafür?« Ich halte es hoch, als sie danach greifen will. »Wo hast du das überhaupt her?«

Tabita macht ein finsternes Gesicht.

Ich schlage die erste Seite auf und finde dort nicht etwa den Stempel einer Bücherei. Sondern in feiner Handschrift den Namen: Dorothea Illner. Mamas Mädchennamen.

»Das gehört Mama! Du klaust Mamas Buch?«

»Ich klau sie nicht! Ich – leih sie mir nur aus.«

Ich kann es nicht fassen. Kopfschüttelnd blättere ich weiter. »Sie? Dann gibt es also noch mehr davon? Das wievielte ist es denn? Wo hast du sie her? Aus ihrem Schlafzimmerschrank?«

Meine Schwester starrt mich grimmig an. »Du sagst kein Wort. Wehe!«

»Oh, hier!« Ich kann ein Kichern nicht unterdrücken. »Hier fahren sie mit einer Kutsche durch den Schnee. Wie romantisch! – Der Graf nahm ihre kleine, zarte Hand in seine. Mary wagte kaum, ihn anzusehen. – Warum nicht? Ist er so hässlich? – ›Ich bin von meiner Familie ausgestoßen worden, sagte er. ›Ich habe kein Geld. Alle diese Reichtümer gehören gar nicht mir.‹ ›Das macht mir nichts aus, hauchte sie.«

Ich kann gar nicht mehr aufhören zu lachen.

Tödlich beleidigt dreht Tabita sich weg.

»He«, sage ich. »Ich lache nicht über dich. Nur, das ist so – so schrecklich kitschig!«

Tabita setzt sich auf ihr Bett und nimmt ihr Kissen auf den Arm. »Na und!«

»Ist das überhaupt für dein Alter geeignet?«, frage ich. »Was machen die denn, außer Händchenhalten?«

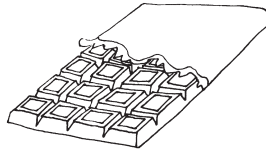
Sie wird dunkelrot und sagt nichts.

Ich blättere mich durch den Roman, aber außer einem glühenden Kuss am Ende scheint nichts zu passieren. Kein Sex. Nur ein paar verschämte Küsschen zwischendurch, vor dem Mega-Wahnsinns-Schlussakkord-Kuss, bei dem Mary dahinschmilzt. Ich gebe meiner tomatenfarbigen Schwester das Buch zurück.

»Wirst du das Mama sagen?«, fragt sie kleinlaut.

»Nein«, sage ich. »Aber damit hab ich jetzt was bei dir gut, ja? Die Musik bleibt aus. Ich muss Hausaufgaben machen.«

Es ist immer von Vorteil, wenn man noch einen Trumpf übrig hat. Gerade bei Tabita, die ständig so tut, als sei sie der heiligste Mensch auf Erden.



3.

Ich bin natürlich spät dran, trotzdem hoffe ich, die anderen sind noch da und haben auf mich gewartet.

Haben sie aber nicht. Die Bank am Park, unser Treffpunkt, ist verlassen. Ich gebe mich nicht der Hoffnung hin, dass meine Freundinnen hier irgendwo in der Nähe sind.

Wohin jetzt? Ich setze mich auf die Lehne, die Füße auf der Sitzfläche, und höre ein bisschen Musik. Gleich wieder nach Hause zu fahren, darauf habe ich wirklich keine Lust. Dabei habe ich mich so beeilt!

»Hi, Messie!«

Steffi bremst ihr Klapprad ab und grinst mich erleichtert an. Sie ist wohl ziemlich schnell gefahren, ihr Gesicht gerötet, Schweißflecken unter den Armen.

»Sind wir zu spät?«

Ich grinse. »Scheint so.« Fast hätte ich ihr erzählt, dass ich noch Silas' Hausaufgaben nachsehen musste. Alternativ hätte ich auch im Garten Unkraut zupfen können, aber das hätte noch länger gedauert. Silas erledigt seine Aufgaben mindestens so schnell, wie er redet, und meistens ist ungefähr die Hälfte falsch, aber wenn man nur kontrolliert, ob er sie gemacht hat, statt jede Aufgabe einzeln nachzugucken, ist das eine Sache von zehn Minuten. Aber das interessiert Steffi sowieso nicht. Ihr Stiefbruder Chris ist älter als sie, also kann sie sich gar nicht vorstellen, was ich durchmache.

Sie seufzt, lehnt ihr Rad gegen die Bank und setzt sich neben mich.

»Guck nicht so. Die wird schon nicht zusammenkrachen«, fährt sie mich an.

»Das hast du jetzt gesagt.«

Steffi kann es absolut nicht leiden, wenn man Bemerkungen über die Schwerkraft und ihre Folgen macht.

Sie seufzt wieder. »Du weißt, was Mandy vorhat, oder?«

»Klar«, lüge ich, obwohl ich absolut keine Ahnung habe. Es gibt mir einen Stich, dass Steffi da mehr wissen sollte als ich. Nun, immerhin ist sie schon viel länger Mandys Freundin. Die beiden kennen sich noch aus dem Kindergarten. Auf den ersten Blick passen sie überhaupt nicht zusammen. Mandy, so schlank und hübsch und mit diesem Blick, der selbst Lehrer einschüchtert ... und Steffi, die von den Ausmaßen her recht ... gewaltig ist, um es freundlich auszudrücken. Sie ist gar nicht so schrecklich dick, aber da sie sehr groß ist und breite Schultern hat, wirkt sie viel mächtiger und auffälliger, als wenn sie bloß klein und mollig gewesen wäre.

»Sie will rausfinden, wo der Winkelmann wohnt«, erklärt Steffi freundlicher Weise. »Er will ihr 'ne Fünf verpassen. Damit kann sie sich zu Hause nicht blicken lassen.«

Den Winkelmann haben wir in Französisch. Mandy hasst dieses Fach. Auch Steffis Hausaufgabenbeistand nützt nichts bei Vokabeltests und Abfragen in der nächsten Stunde.

»Und was will sie machen, wenn sie das rausgefunden hat?«, frage ich.

»Keine Ahnung.« Steffi zuckt die Achseln. »Ein Drohbrief?«

»Dann weiß er doch sofort, dass sie es war. Das wird sie nicht tun.« Ich ziehe mit dem Zeigefinger auf Steffis Brust. »Geben Sie mir eine Vier, ich flehe Sie an! Eine Vier, oder ich schieße!«

Steffi runzelt die Stirn und sieht mich streng an. Sie zieht sogar eine Augenbraue halb hoch, wie es Herr Winkelmann auch immer macht. »Oh Mandy, dieser Versuch rührt mich zu Tränen. Der Kampf um eine gute Note soll nicht unbelohnt bleiben. Nur noch dieses eine: Übersetze das Ganze in Französisch.«

»Oh nein!«, schreie ich theatralisch. »Alles, nur nicht das!«

Ich kippe filmreif von der Bank und röchele mein Leben aus.

Jemand klatscht. Ein anderer imitiert Gejohle – leider nicht laut genug, um echt zu klingen. Beschämt rappele ich mich schnell auf.

Wir haben Zuschauer bekommen. Ein paar Jungs, mit denen Mandy früher öfter rumgegangen hat, bevor ich zu ihrer Clique gestoßen bin. Ich kenne sie vom Sehen.

»Hi, Steffi«, sagt der eine. Er hat ein rundes, pickliges Gesicht und streichholzkurze Haare. Ein Typ der Marke »Was bin ich nur für ein cooler Checker«. Er trägt eine kaputte Jeans, die aussieht, als hätte er sie so zerrissen gekauft, ein schwarzes Shirt und eine goldene Kette. Auch seine Schuhe müssen tierisch teuer gewesen sein, soweit ich das beurteilen kann.

Ich hasse Jungs mit Goldkettchen. Irgendwie sehen die immer nach Drogendealern aus.

»He, Basti. Was machst du denn hier?« Steffi verzieht angewidert das Gesicht. »Und wo hast du die Trantüten her?«

Er nickt seinen Kumpels zu. »Ach die, die gab's im Sonderangebot.«

»So sehen die auch aus«, meint Steffi nicht unfreundlich.

Er bietet uns was zu rauchen an. Ich muss dankend ablehnen.

»Ach«, meint er. »Pastor Weynards Tochter darf nicht, oder wie?«

Wenn ich nicht Steffis Freundin wäre, hätte ich nie im Leben mit diesen Kerlen gesprochen. Sie sehen gefährlich aus, aber eigentlich sind sie ganz nett. Ich will auf keinen Fall, dass sie mich für brav und langweilig halten. Aber was soll ich machen? Wenn ich nach Rauch stinkend heimkomme, ist die Hölle los.

Das sage ich auch so.

»Dann ist die Hölle los. In der Kirche. Kannst du dir das vorstellen?« Das sage ich mit meiner feierlichsten Pastorenstimme. Ich muss nur ein bisschen die Schultern hochziehen und sehe aus wie eine Nonne.

Bastian findet das unglaublich lustig. »Ne, echt? Im Ernst? In der Kirche ist die Hölle los. Ha! Ha! Ha!«

Ich werfe Steffi einen zweifelnden Blick zu. »Ist der noch ganz dicht?«

»Ist eben Basti.«

Wir verbringen einen vergnüglichen Nachmittag mit Bastian und seinen Kumpels. Dabei gewinne ich den Eindruck, dass dieser coole Typ ein bisschen in Steffi verknallt ist.

Steffi, der Fels in der Brandung. Eigentlich kaum zu glauben, aber andererseits – warum nicht? Geschmäcker sind verschieden.

Und dann bekommt die Gruppe Zuwachs. Nach und nach werden es immer mehr, was daran liegt, dass die anderen fast jeden kennen, der hier vorbeikommt. Ich will eigentlich schon nach Hause, als Tom auftaucht. Einfach so. Er begrüßt die Jungs und nickt uns ganz flüchtig zu, und ich denke: Er sieht mich nicht, Mist, aber trotzdem, egal, was soll's.

Er scheint besonders Bastian ganz gut zu kennen, sie reden und reden, über Musik und Filme und was weiß ich, und ich steh nur dabei und bin glücklich.

Das hier wäre nie, nie im Leben passiert, wenn ich noch unsichtbar wäre. Das weiß ich.

»He, du kannst doch schauspielern«, sagt Basti plötzlich, und ich erschrecke mich so, als er plötzlich auf mich zeigt, dass ich fast hintenüber kippe.

»Was? Äh, wieso?«, stammele ich, als ich merke, dass Tom mich das erste Mal so richtig anschaut, als würde er erst jetzt merken, dass es mich gibt.

»Macht das doch noch mal vor«, meint Basti und grinst Steffi an. Ich wusste doch, er mag sie. »Das mit dem Winkelmann.«

Das finde ich jetzt wirklich peinlich, aber Steffi kennt da nix und spielt ihre Rolle, so wie wir es vorhin gemacht haben, und da denke ich: Mensch, Messie, hab dich nicht so. Du bist nicht schüchtern. Du hast keine Angst, vor niemandem. Du bist nicht mehr unsichtbar.

Und da spiele ich mit und vergesse einfach, wer alles zuschaut. Wir übertreiben noch viel mehr als vorhin, und bauen noch ein paar Lehrer mit Wiedererkennungswert ein, und dass die Jungs lachen, schmeichelt mir gewaltig. Ich werfe Tom einen vorsichtigen Blick zu, als ich aufstehe. Er lacht nicht so laut wie die anderen, aber er lächelt, und seine Augen sind so schön, dass ich heulen könnte.

»Du könntest echt im Fernsehen auftreten«, meint Basti, und auf einmal dreht er sich um und sagt: »Oh, oh.«

Denn da kommt Mandy.

Tom verliert sein Lächeln. Nun sieht er vorsichtig aus, als würde ein Hund auf uns zustürmen, der vielleicht bissig ist. Und da denke ich: Ob

er sie wohl immer noch liebt? Aber wie gute Freunde kommen sie mir nicht vor, obwohl Mandy zu strahlen beginnt, als wäre sie radioaktiv.

»He, Mädels, was ist denn hier los?«

Ich glaube, Mandy kann es nicht so gut haben, dass wir uns auch ohne sie amüsieren, denn sie zieht sofort die Aufmerksamkeit auf sich und redet noch viel lauter und schneller als sonst und wedelt mit den Händen, fast wie Frau Doggermann.

Ich komme in Versuchung, Mandy nachzumachen, aber das würde sie mir nie verzeihen, also lasse ich es. Aber mein Blick schweift über die anderen und da merke ich, dass Tom sich heimlich verzogen hat. Er ist schon da hinten zwischen den Bäumen, ich sehe nur noch seinen Rücken, und er geht schnell, als könnte er gar nicht rasch genug von hier wegkommen.

Später schlendern wir zu zweit durch die Straßen. Steffi ist schon gefahren, aber ich schiebe mein Rad, weil Mandy zu Fuß ist. Es wird schon dunkel und ich müsste längst zu Hause sein, aber es ist warm draußen und die Luft riecht nach Sommer, und oben auf den Dächern flötet eine Amsel. Ich bin so verliebt, dass ich kaum atmen kann.

»Du, Mandy«, sage ich und nehme dabei all meinen Mut zusammen. Ich hoffe, dass meine Stimme nicht zittert, aber es klingt gar nicht so schlimm, wie ich mich fühle. »Was ist eigentlich mit dir und Tom? Er fährt immer noch ab auf dich, oder?«

»Hey«, sagt Mandy und bleibt stehen. Sie lacht leise. »Du bist doch wohl nicht in ihn verknallt?«

Ich kann mir nicht vorstellen, dass irgendein Mädchen nicht in Tom verknallt ist, aber das sage ich natürlich nicht.

»Vergiss es«, meint sie. »Das ist voll der Loser. Er sieht zwar ganz gut aus und all das, aber – ich meine, im Grunde kommt es darauf gar nicht an.«

Sie wirkt nachdenklich, und während die Amsel sich die Seele aus der Brust singt, sieht Mandy auf einmal nicht mehr wie die absolute Gewinnerin aus, die sie sonst immer ist, sondern traurig.

»Vergiss Tom«, sagt sie noch einmal.

»Warum hast du Schluss gemacht?«, frage ich trotzdem, obwohl ich fühle, dass sie nicht darüber reden möchte. Dass es ihr wehtut. Aber

mir tut es auch weh. Ich möchte nicht aufhören, von ihm zu träumen. Ich möchte auf keinen Fall, dass sich das vielleicht gar nicht lohnt. »Du musst es mir nicht sagen, wenn du nicht willst«, füge ich schnell hinzu, denn ihr Gesicht sieht so still und jung aus, und mir fällt ein, dass sie nur ein Jahr älter ist als ich. Dabei kommt sie mir die meiste Zeit viel erwachsener vor als wir anderen.

»Der ist nichts für dich«, sagt Mandy streng, und jetzt bin ich auch traurig, weil sie es ist und weil ich damit angefangen habe und weil ich doch wissen muss, was mit Tom los ist, und weil ich ihre Freundin bin und sie mir nicht so sehr vertraut, dass sie mir alles anvertraut. Aus allen diesen Gründen bin ich traurig und dieser Sommerabend im August kommt mir vor wie ein Schauspiel, das die Natur für uns aufführt, sodass man für eine Weile glaubt, dass die Welt schön ist und voller Liebe und dass Träume in Erfüllung gehen können. Ich weiß plötzlich, dass dies der schönste Sommer meines Lebens ist, und das ist mehr, als ich ertragen kann. Tja, manchmal habe ich solche Anwandlungen.

Wenn ich ein Gedicht darüber schreibe, geht es mir besser. Meistens jedenfalls.

Mandy seufzt, und einen Moment lang bin ich mit ihr zusammen über Tom enttäuscht. Sie ist so hübsch und liebenswert und es ist kaum zu fassen, dass ein Junge ein solch tolles Mädchen gehen lässt. Ein paar Meter lang bin ich für sie traurig und nicht für mich, und ich wünsche ihr, sie wäre noch mit ihm zusammen. Obwohl es ja trotz allem ein Glücksfall für mich ist, dass sie es nicht ist.

Wir kommen am italienischen Eiscafé vorbei, wo immer noch Leute sitzen und Lärm machen. Der Abend ist zu schön, um laut zu sein. Ich will eigentlich nur ganz still dasitzen und horchen und die Luft einatmen, die nach Straße riecht, nach Staub und nach Blumen, aber Mandy ist schon wieder munter und man sieht ihrem Gesicht nicht mehr an, dass sie eben noch traurig war.

»He, frag mich, worauf ich Appetit habe.«

»Erdbeereis«, sage ich, denn das ist es, was mir gerade so einfällt.

Sie grinst. »Stell dein Fahrrad ab. Da ist noch ein Tisch frei.«

Wir setzen uns und ich denke daran, dass ich zu Hause anrufen müsste, um Bescheid zu sagen, dass ich mich verspäte. Aber dann würde Mama sagen: Kommt gar nicht in Frage, morgen ist Schule, du

bist in fünf Minuten da, kapiert? Und weil ich das nicht will, rufe ich lieber gar nicht an.

Hier zu sitzen und mit Mandy Eis zu essen, so was habe ich früher nie getan. Als ich noch unsichtbar war. Ich war eigentlich meistens zu Hause in meinem Zimmer und habe mich gelangweilt. Habe Musik gehört und Gedichte geschrieben und mich mit Tabita gestritten.

»Weißt du was, Messie«, sagt Mandy und taucht den Löffel in die Sahne, »so müsste das Leben immer sein.«

»Finde ich auch«, sage ich. Dies ist eindeutig der schönste Sommer meines Lebens. Ich werde ihn genießen, solange er dauert, das verspreche ich.

»Guck mal, wie die dort isst, mit dem Kinn fast im Teller.« Sie beginnt glucksend zu kichern. Also mache ich die Frau am Nebentisch nach, und Mandy filmt heimlich mit ihrem Handy erst sie und dann mich, damit ich sehen kann, wie gut ich das hinbekomme.

»Jetzt du«, sage ich. »Das Paar dort hinten an der Scheibe. Kannst du so sitzen wie der Typ?«

Unsere Freundschaft ist noch nicht so weit, dass ich Mandy sagen kann, was sie tun soll. Das heißt, früher hätte ich mich das nicht getraut. Aber heute, nach unserem Gespräch über Tom, ist es irgendwie anders. Jetzt bin ich schon eine Stufe weiter. Deshalb schlage ich das vor und sie lacht und sagt: »Du, das kann ich nicht«, aber dann macht sie es doch und hängt so im Plastikstuhl wie der Eisesser da hinten, die Arme über die Lehne, den Kopf nach hinten, als würde er gleich einschlafen. Wir lachen uns halbtot, aber so unterdrückt, dass nicht alle hersehen.

Ich filme Mandy und zeig es ihr und sie lacht. Ja, sie kann auch über sich lachen.

»Mit dir macht alles so viel Spaß«, sagt sie zu mir. »Und dabei dachte ich, als ich in eure Klasse gekommen bin, dass mit dir nichts los ist. Noch so eine fromme Spinnerin, hab ich gedacht.«

Autsch. »Ich kann doch nichts dafür, was mein Vater für einen Beruf hat«, sage ich.

Sie lächelt entschuldigend. Nein, sie lächelt gar nicht mich an. Sondern den jungen Mann am Nebentisch, der dort mit seiner Freundin Eis schleckt. Seine Begleitung ist hübsch, aber natürlich nicht so hübsch wie Mandy.

»Ich finde es ganz okay, dass du eher ruhig bist«, meint Mandy. »Bei Kim muss immer was los sein, das nervt manchmal echt.«

Nochmals autsch. Ich hasse es, wenn man mir sagt, dass ich ruhig bin. Ich meine, was soll das bedeuten? Dass ich unsichtbar bin, obwohl ich mich doch so anstrengte, es nicht zu sein? Dass ich wenig spreche? Das stimmt gar nicht. Manchmal habe ich mir die Mühe gemacht und extra gezählt, wie viel die anderen sagen und wie viel ich sage. Ich liege da eigentlich ganz gut im Mittelfeld. Man muss ja nicht pausenlos quatschen, oder? Deswegen weiß ich immer noch nicht, was es heißen soll, dass ich angeblich ruhig bin. Ich hasse es! Weil es einfach nicht stimmt. In mir ist immer jede Menge los. Wenn ich alles sagen würde, was ich denke – dann müssten sich die anderen wohl die Ohren zuhalten.

»Ich find's gut«, sagt Mandy. »Du wirkst so harmlos, aber du hast es faustdick hinter den Ohren.«

Weil es so nett klingt, weiß ich nicht, ob ich mich ärgern soll oder nicht. Ja, es ärgert mich, weil ich es SCHON IMMER schrecklich fand, wenn jemand das sagt. Harmlos und ruhig. Brav. Die fromme Pastorentochter. Und doch – bei ihr klingt es irgendwie anders. Und ich bin hier, mit ihr, und es wird dunkel und ich bin glücklich.

»He«, sagt Mandy und beugt sich vor. »Siehst du das?«

Da geht der Winkelmann, mit einer Frau im Arm. Schlendert an den Tischen vorbei.

»Schnell«, zischt Mandy, »mach ein Foto. Los!«

Ich habe mein Handy noch in der Hand, deshalb ist das kein Problem. Ich fotografiere die zwei, die schon im nächsten Moment an uns vorüber sind.

»Schick es mir«, sagt Mandy. Sie ist ganz aufgeregt. Versonnen betrachtet sie das Bild.

»Jetzt bekomme ich die Qualifikation fürs Gymnasium«, sagt sie. »Meine Franze-Note ist gerettet.«

»Warum?«, frage ich. »Weil du ein Foto vom Winkelmann hast?«

»Besser«, meint sie und grinst. »Ein Foto von ihm mit seiner Freundin.«

»Und?« Ich bin nicht schwer von Begriff, aber bei mir ist der Groschen immer noch nicht gefallen.

»Er ist verheiratet«, sagt sie. »Wusstest du das nicht?«

»Vielleicht war das seine Frau?«, vermute ich. Ich schau mir das Bild noch mal an. Die Blondine, die da am Arm unseres Lehrers hängt, ist ziemlich jung. »Oder seine Tochter?«

Mandy ist glücklicher und aufgeregter, als ich sie je erlebt habe. »Ich weiß, wie seine Frau aussieht.« Sie strahlt über beide Ohren. »Und seine Tochter ist neun oder zehn. Das ist definitiv seine Freundin. Ha, erwischt!«

»Was hast du denn jetzt vor?«, frage ich.

Definitiv die falsche Frage. Sie schaut mich an, als wäre ich vollkommen blöd.

»Ja, was wohl?«, fragt sie zurück. Ein bisschen schroff. Doch sofort wird ihr Lächeln wieder weich. »Das war ein echter Glückstreffer«, meint sie. »Ich glaube, du bringst mir Glück, Messie.«

Ich habe euch zusammen gesehen. Wie zufrieden du bist, wie laut du lachst.

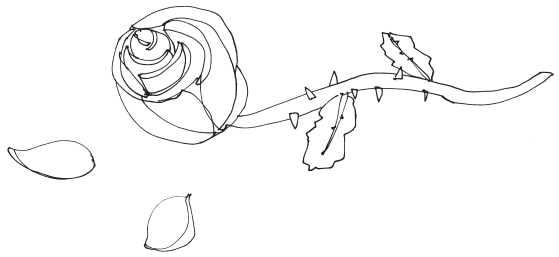
Manchmal wünsche ich mir, ich könnte auch so lachen. Aber ich kann nicht aufhören, daran zu denken. Ich habe es versucht, doch leider funktioniert es nicht. Eine Kleinigkeit, würdest du sagen. Du würdest es nicht verstehen.

Solche wie du verstehen gar nichts.

Eine Kleinigkeit? Aber für mich ist es das nicht. Es ist mein ganzes Leben, kapiert du das nicht?

Und wenn ich dein Leben nehme und in den Staub trete? Was sagst du dann? Wenn wir den Spieß einmal umdrehen? Ich stelle mir vor, wie es wäre, wenn du tot wärst. Ich sehe auf dich herunter und das Lachen ist dir endlich vergangen. Dein Gesicht ist still und friedlich. Weiß und reglos. Das tut irgendwie gut.

Webhexe, Blogeintrag vom 16. August



4.

Leute, die man kennt, sehen immer irgendwie anders aus als die Leute, die einem fremd sind.

Wie ich das meine? Ich könnte zum Beispiel gar nicht sagen, ob meine Schwester Tabita hübsch ist. Weil ich sie täglich sehe. Oder wie mein eigenes Gesicht auf andere wirkt – keine Ahnung. Wenn ich es auf einem Foto sehen würde und für einen Moment vergessen könnte, wer das ist – ja, dann könnte ich vielleicht beurteilen, ob ich attraktiv bin oder nicht.

Manchmal versuche ich, mich mit fremden Augen zu sehen. Aber so richtig gelingt mir das nie. Mir fällt dann bloß auf, was peinlich ist. Es muss nur ein ganz kleiner Pickel sein, aber ich stelle mir vor, dass alle nur darauf starren.

Unsinn, ich weiß.

Aber so bin ich nun mal. Sobald ich jemanden kenne, ist er nicht mehr hübsch oder hässlich, sondern einfach nur normal. Außer Tom natürlich. Aber den kenne ich ja auch nicht richtig. Ich sehe ihn immer nur von weitem und er sieht gleichbleibend umwerfend aus. Im Vergleich mit Tom kommen mir alle anderen Jungs einfach nur langweilig und uninteressant vor.

Bis dieser recht große, blonde Junge über unseren Schulhof marschiert.

Wir sind eine große Schule und der Hof wird auch vom Gymnasium und der Hauptschule benutzt. Man kann gar nicht alle kennen, aber die

meisten sind einem vom Sehen her vertraut. Da gibt es keinen Zweifel: Wir sind uns sofort alle einig, dass dieser Blonde neu ist.

»Den habe ich ja noch nie hier gesehen.« Kim zieht die Stirn kraus. »Gehört der zu uns oder zum Gymnasium?«

Wir sehen ihm nach, wie er sich durch die Massen an Schülern schiebt.

»Gymnasium«, meint Steffi und seufzt. »Bestimmt. Wir gehen immer leer aus.«

»Der ist sowieso zu alt, um noch auf die Realschule zu gehen«, finde ich. »Bestimmt ist er in der Oberstufe.«

»Mr. Right«, schmachtet Steffi. »Endlich mal einer, der groß genug ist für mich. Herrje, es geschehen noch Wunder. Ich danke dir, lieber Gott!«

»Ein paar Schuhnummern zu groß für dich«, sagt Kim, ohne irgendjemand Bestimmtes anzusprechen. Vermutlich meint sie mich. Wie gemein. Ob jemand von uns sein Typ ist, kann man ja nicht wissen. Wenn der Blonde zwei, drei Jahre älter ist als wir, sind wir ihm wahrscheinlich zu jung. Aber auch das ist schließlich bloß eine Vermutung.

»He!« Ich beschließe, mich zu wehren. Kim ist nicht immer die Netteste; wenn man nicht aufpasst, bekommt man von ihr so einiges ab. Verbal zurückschlagen ist gefährlich, denn sie hat recht wenig Humor. Doch wenn man alles einsteckt, verliert sie jeden Respekt vor einem und hört gar nicht mehr auf. »Wer sagt das? Du willst ihn wohl für dich, wie?«

»Ach Messie, an den traust du dich ja doch nicht heran«, meint sie.

»Du wirst ja sehen«, sage ich.

»So wie bei Tom?«

Dazu schweige ich. Trotz aller ihrer Sticheleien habe ich es immer noch nicht fertig gebracht, auch nur ein einziges Wort zu ihm zu sagen. Kein Wunder, dass Kim glaubt, ich wäre generell zu feige, um mit Jungs zu sprechen. Sie ist nicht dabei gewesen, als Steffi und ich herumgealbert haben. Kim würde mir das gar nicht zutrauen. Sie denkt pausenlos, ich wäre zu feige für alles und jedes. Das bin ich nicht! Nur bei Tom – das ist etwas anderes. Eine Abfuhr von Tom würde ich nicht so schnell verkraften. Bei Tom bekomme ich weiche Knie. Solange er nichts davon weiß, kann ich wenigstens ungestört von ihm träumen. Mandy hat mich

zwar gewarnt, aber Träume sind hartnäckig und lassen sich nicht einfach abstellen.

Und manchmal sind Träume eben doch ein guter Ersatz für die harte Wirklichkeit, die einen unweigerlich einholen wird. Ich bin sechzehn und kein Kind mehr. Dass sie einem einreden, man könnte alle seine Träume verwirklichen, wenn man nur fest genug daran glaubt – tja, mit mir nicht.

Die Welt ist viel dunkler und geheimnisvoller als das. Und es gibt keine Macht, die einen auf einen Schlitten setzt und durch den Schnee zieht.

Manchmal stelle ich mir vor, wie das wäre. Man sitzt also auf dem Schlitten und Gott, eine Papafigur mit weißem Bart, eingehüllt in einen dicken Mantel mit Pelzkragen und einer russischen Pelzmütze, zieht einen durchs Leben.

Und wenn man während der Fahrt aufsteht, fällt man mit dem Gesicht in den Schnee. Weich.

Das ist das, was Papa sonntags predigt. Dass wir schon mal fallen, aber nie tiefer als in Gottes Hand.

Woher will er das wissen? Es klingt gut, aber wenn ich mir vorstelle, dass ich falle, ist da gar nichts. Nur kalter Schnee, als würde man von einer Horde johlender Jungs über den Schulhof gejagt und eingeseift.

Man weint. Und die Lehrer kümmert es nicht. Für die Lehrer ist man unsichtbar.

So ist das Leben.

Jedenfalls kommt es mir meistens so vor.

»Aber du hast ja himmlischen Beistand«, spottet Kim und grinst. Kim, die einen Kopf kleiner ist als ich und trotzdem so stark, dass sich kein Junge an sie herantraut. Bestimmt haben sie alle Angst davor, ihr Exfreund zu sein.

Außerdem kann man bei ihr für einen dummen Anmachspruch buchstäblich eins auf die Schnauze bekommen.

»Gilt das auch für mich?«, fragt Steffi lauierend. Sie ist ja, wie gesagt, besonders empfindlich, was Bemerkungen über ihr Äußeres angeht. »Glaubst du, ich brauche himmlischen Beistand?«

Kim lacht bloß. »Jetzt bin ich aber gespannt, wer schneller ist, Mädels.«

Kim tut immer so, als würde ihr überhaupt niemand gefallen, dabei weiß ich genau, dass das nicht stimmt. Sie hat mir einmal anvertraut, dass sie heimlich Schlager hört. Deutsche Liebeslieder, bei denen sie den Text mitsingt. Ich ziehe sie natürlich nicht damit auf. Sie kann boxen, das vergesse ich nie.

»In der Mensa könnt ihr euch ja auf ihn stürzen«, sagt Mandy trocken. Mandy, die in letzter Zeit auffällig wenig sagt. Geht es ihr nicht gut?

Manchmal denke ich, ich sollte nicht so genau hinsehen. Das Leben ist leichter, wenn man nicht so viel sieht. Wenn man Scheuklappen anlegt und einfach losmarschiert. Sonst kommt man nie irgendwo hin.

Die Pausenglocke ruft uns zurück ins Klassenzimmer, und ich habe den hübschen Neuen eigentlich schon wieder vergessen. Bis er in der Mensa plötzlich vor mir steht. Wie immer ist dort ein einziges Gedränge und Geschiebe. Der Lärm könnte von einem Rudel Löwen stammen, die in eine schmerzhafteste Falle geraten sind. Zusätzlich, überlege ich, hat man ein Dutzend Affen in die Grube geworfen, die keine Lust haben, als Löwenfutter zu enden, aber auch nicht die steilen Wände hochkommen. Und als Gratis-Dreingabe noch ein paar an den Schwänzen zusammengebundene Katzen und Hunde.

So in etwa. Jedenfalls verursacht mir das Getöse Kopfschmerzen, und ich habe keine Lust, mich wie meine Freundinnen in der Schlange für Spaghetti Bolognese anzustellen. Da ich mir nur einen Salat genommen habe, suche ich schon nach einem Tisch mit vier freien Plätzen. Da hinten ist alles besetzt. Die Gänse-Clique labt sich an Salat ohne Öl. Typisch. Lisa-Marie sieht halb verhungert aus. Gut, ich werde zwar auch bloß einen Salat essen, aber wenigstens mit einer richtigen Soße. Ohne ist es nur Grünzeug und schmeckt nach nix. Aber ich habe auch nicht vor, Kalorienzählen und Diättipps zu meinem einzigen Gesprächsthema zu machen.

»Na, hast du dich verirrt?«, fragt Lisa-Marie höhnisch.

Zu denen setze ich mich bestimmt nicht. Ich drehe mich um und da taucht der Neue plötzlich auf. Aus der Nähe besehen ist er – und das kommt echt selten vor, glaube ich – sogar noch attraktiver. Und jünger. Viel älter als ich kann er eigentlich nicht sein. Seine Augen sind grau-blau. Oder doch eher blau?

Warum schaue ich ihn überhaupt an? Um es Steffi nachher zu erzählen? Um Kim zu beweisen, dass ich keine Angst habe? Ich habe sowieso nicht vor, ihn anzusprechen. Nicht im Traum.

Zu dumm, dass ich in Tom verliebt bin, denke ich. Der hier könnte mir auch gefallen.

»Miriam? Ich hab ja gleich gewusst, dass du es bist.«

Meint er mich? Hat er gesprochen, Mr. Traumprinz? Ich starre ihn an und merke, wie ich rot werde. Vor Schreck. Was fällt diesem Typen ein, mich zu kennen?

»Äh ...?«, mache ich hilflos und versuche, irgendetwas Bekanntes an ihm zu entdecken.

»Daniel«, stellt er sich freundlich vor und grinst. In seinen Wangen erscheinen kleine Grübchen. Ich starre ihn hingerissen und vermutlich reichlich blöde an und kapiere immer noch nichts. »Daniel Hartmann. Weißt du nicht mehr, wir waren im Kindergottesdienst in derselben Gruppe. Und haben uns nach Kräften geärgert.«

Ich forsche in meinem Gedächtnis nach einem Daniel, der mich vor vielen Jahren geärgert haben könnte, und finde einen blonden, verstrubbelten Zehnjährigen, der nicht stillsitzen konnte und die nervöse Kinderstudentante, die uns biblische Geschichten erzählen wollte, regelmäßig in den Wahnsinn trieb.

»Der Daniel? Du hast deine Kaugummis in meine Haare geklebt!«, stammele ich. »Du warst das? Ich meine, du bist das?«

»Daran erinnerst du dich noch?« Er lächelt. »Und ich habe gehofft, meine Schandtaten wären in Vergessenheit geraten.«

»Du hast immer am meisten Bibelverse auswendig gekonnt und die Belohnung gekriegt – die ich haben wollte!«

Dieses Lächeln. Wie kann aus einem unausstehlichen Bengel so etwas werden – wie das da? Ich bin damals wirklich froh gewesen, als seine Familie weggezogen ist, und habe ihn keine Sekunde vermisst.

»Wenigstens konnte ich sie wirklich auswendig. Du hast dir den Vers in die Hand geschrieben und abgelesen.«

Er ist es wirklich. Ich kenne ihn von früher. Und – es ist merkwürdig, aber ich habe ja erzählt, wie es mit mir und Gesichtern funktioniert – sobald ich weiß, dass ich ihn kenne, ist er auf einmal gar nicht mehr so

attraktiv. Er ist immer noch blond und groß und an seinem Lächeln hat sich nichts geändert. Aber schlagartig hört er auf, sexy zu sein.

So ist das bei mir. Manchmal habe ich Angst, was passiert, wenn ich Tom jemals besser kennenlernen. Werde ich dann auch aufhören, ihn attraktiv zu finden, und er wird ganz normal und durchschnittlich auf mich wirken?

»Also dann, wir sehen uns«, sagt Daniel und verschwindet in der Menge.

Mit ihren Tablett in den Händen erscheinen meine Freundinnen. Sie sehen an mir hoch und runter, als hätte ich mich in der Zwischenzeit in ein Gespenst oder sonst etwas Unheimliches verwandelt.

»Du baggerst Mr. Hübsch und Blond an?«, fragt Kim fassungslos.

»Ich dachte, du bist unsterblich in Tom verliebt«, rügt Steffi streng.

»Bitteschön, du kannst ihn haben«, sage ich. »Er heißt Daniel.«

»Hast du ihn auch nach seiner Handynummer gefragt?«

Ich könnte es ihnen erzählen. Dass ich ihn von früher kenne. Dass er mich angesprochen hat und nicht ich ihn. Aber eigentlich gefällt es mir ziemlich gut, wenn sie mich für mutiger halten, als ich bin. Manchmal finde ich es ganz schön schwer, mit ihnen mitzuhalten. Da muss ich ja nicht herausposaunen, dass dieser Daniel mir vor ein paar Jahren Kaugummi in die Haare geklebt hat. Meine Mutter hat es herausschneiden müssen und es hat zig Monate gedauert, bis die Strähne nachgewachsen ist.

»Bitteschön«, wiederhole ich, während ich mich zu einem Tisch durchschiebe, an dem gerade ein paar Plätze frei werden, »tu dir keinen Zwang an.«

In der Klasse spricht Steffi von nichts anderem als dem schönen Blondem. Sie geht einem geradezu auf die Nerven damit und kritzelt seinen Namen auf die Tischplatte, mit tausend Kringeln und Herzchen und so. DANIEL. Ich könnte ihr seinen Nachnamen verraten, mache ich aber nicht.

Herzchen. Kringel. Herzchen. Kringel. Schleife.

»Muss das sein?«, fragt Mandy genervt.

Ich entdecke einen Radiergummi auf dem Boden und bringe ihn sofort zum Einsatz, obwohl Steffi mitleiderregend seufzt. Aber Herz-

chen auf dem Tisch? Ich bin ja durchaus romantisch veranlagt, aber das geht zu weit. Obwohl ich es vielleicht auch übertreibe, was Tom angeht – meine Gedichtmappe ist ebenfalls von oben bis unten verziert –, lasse ich die anderen wenigstens nicht mitleiden. So etwas würde ich nie tun.

Der Lehrer vorne erzählt irgendwas und ich schweife in Gedanken ab und ertappe mich dabei, dass ich ein Gesicht auf den Heftrand zeichne. Allerdings kann ich nicht besonders gut zeichnen und man erkennt nicht, wer es sein soll.

Ein Glück.

Nach einem anstrengenden Sportprogramm will ich nach Hause fahren und muss feststellen, dass meine Reifen platt sind. Lernt dieser miese kleine Hendrik denn gar nichts? Und dabei habe ich ihn heute und gestern und überhaupt seit wer weiß wie vielen Tagen verschont! Weil ich es vergessen habe. Vielleicht auch, weil ich es vergessen wollte. Das habe ich jetzt davon!

»Ich habe eine Pumpe«, sagt Steffi. Aber die nützt mir nichts. Der Reifen ist zerstoichen. Auch das noch. Wie kann er es wagen! Mir bleibt nichts anderes übrig, als zu schieben. Hundemüde und viel zu spät komme ich zu Hause an und lande wie immer in einem Tollhaus, wo sämtliche Geschwister herumschreien und Lärm machen. Es hört sich an, als wären es zehn Kinder und nicht zwei.

Ich überlege, ob ich Tabita mit ein paar dezenten Andeutungen über ihre Lesegewohnheiten erschrecken soll, entscheide mich aber dagegen. Das spare ich mir lieber für eine Situation auf, in der es nützlicher ist. Ich verkrümele mich in mein Zimmer, doch der Hunger treibt mich in die Küche. Der Salat ist wohl doch etwas wenig gewesen. Ich habe mir vorgenommen, etwas abzunehmen, um vielleicht so Gnade vor Toms Augen zu finden. Nur ein oder zwei Kilo, mehr nicht.

Meine Mutter putzt gerade das Küchenfenster und singt dabei. Ich kann mir eigentlich keinen Grund vorstellen, warum man beim Putzen singen sollte. Außer vielleicht, man ist verliebt. Aber bitte, sie und Papa sind seit achtzehn Jahren oder so verheiratet. Ihre Ehe ist quasi volljährig. Ich kann mir nicht vorstellen, dass mir nach einer solchen Ewigkeit noch zum Singen zumute wäre.

»Ach, Miriam«, sagt sie. »Du erinnerst dich doch noch an die Hartmanns aus unserer Gemeinde? Die sind wieder da.«

Erzähl mir was, was ich noch nicht weiß.

»Ach«, meine ich.

»Du weißt doch noch, dieser Junge mit dem Kaugummi?«

»Wie könnte ich das jemals vergessen«, knurre ich, während ich den Kühlschrank nach einer essbaren Joghurtsorte durchsuche. Blaubeere? Pfirsich-Maracuja? Gibt es keinen Schokoladenjogurt? Ich beschließe, mir einen Toast zu machen.

»Also, die sind wieder zurück. Dietmar wurde versetzt. Die Firma hat den anderen Standort wieder dichtgemacht.«

»Aha«, sage ich.

»Die Tochter macht zurzeit ein Freiwilliges Soziales Jahr, frag mich nicht wo.«

Als wenn ich das vorgehabt hätte.

»Und der Junge ... Mist, jetzt habe ich vergessen, wie er heißt.«

»Daniel«, werfe ich hilfsbereit ein.

»Stimmt. Daniel. Den wirst du ja dann heute Abend im *Life and Hope* treffen. Du gehst doch hin?«

»Ich bin so müde. Ich hab echt keine Lust auf so eine langweilige Jugendgruppe. Ich wollte mich eigentlich mit Mandy und den anderen Mädels treffen.«

»Langweilige Jugendgruppe?« Sie zieht die Brauen hoch. »Du überraschst mich, Miriam. Das wird bestimmt spannend.«

Meine Mutter kann sich nicht vorstellen, wie man eine kirchliche Jugendgruppe langweilig finden könnte. Dass Goliath, der Englisch-Checker, die Gruppe »Life and Hope« genannt hat, ändert nichts daran, dass man herumhockt, zu Gitarrengeklimpere öde Lieder singt und sich eine staubtrockene Bibelarbeit anhören muss.

Es ist mir schon mehrmals gelungen, nicht hinzugehen, indem ich Müdigkeit und schulische Überarbeitung vorgeschützt habe. Doch bei einem Pastor als Vater wird von einem erwartet, dass man dabei ist, und wenn ich keinen Ärger haben will, kann ich die *Life and Hope*-Folter nicht zu oft ausfallen lassen.

Manchmal überlege ich, wie es wohl ankommen würde, wenn ich hingehe und zu allem und jedem meine ehrliche Meinung sagen würde.

Nicht nur irgendwas, weil es grad passt. Sondern wirklich das, was mir auf der Seele brennt.

Woher wollt ihr wissen, dass es Gott wirklich gibt? Und wenn, dass er so ist, wie ihr ihn euch vorstellt? Glaubt ihr wirklich, er ist der Weihnachtsmann, der eure Gebete um gutes Wetter erhört, und dass ihr mit göttlicher Hilfe eine Zwei schreibt?

Wie das ankommen würde? Nicht so gut. Also lasse ich es. Manchmal stauen sich die frechen Fragen, die ich ungesagt herunterschlucke, so an, dass ich mir wie ein Staudamm vorkomme, der jede Sekunde bersten könnte.

WOHER WISST IHR DAS?

Ich frage es nicht. Denn dann kämen alle anderen Fragen sofort hinterher. Etwas Schlimmeres kann gar nicht passieren.

Fragen-Hochwasser. Eine richtige Fragen-Überschwemmung. Und alle ihre vorgefertigten Antworten würden weggeschwemmt werden.

Habe ich Angst davor?

Vielleicht habe ich ja auch bloß Mitleid.

Ich streiche mir dick Sandwich-Creme auf mein Toastbrot und versuche, mich an den Gedanken zu gewöhnen, dass ich meine alte Kindergottesdienst-Bekannntschaft möglicherweise heute dort treffe. Ändert das etwas?

»Ich habe Mandy versprochen ...«, fange ich an, aber auf die Schnelle fällt mir nicht ein, was ich ihr versprochen haben könnte.

Meine Mutter wringt ihren Putzlappen aus.

»Das kannst du auch ein anderes Mal. Der kleine Daniel freut sich bestimmt, ein bekanntes Gesicht zu sehen.«

Der kleine Daniel? Sie hat ja keine Ahnung, wie er jetzt aussieht. Einen Kopf größer als ich! Und dabei ist er erst – sechzehn? Siebzehn? Ich bin mir nicht sicher. Ist er ein Jahr älter als ich? Oder nur ein paar Monate? Für meine Mutter ist er immer noch der kleine Junge, der so frech gegrinst hat. Wenn ich mich recht erinnere, hat er die Kinderstundentante – wie hieß sie doch noch? – dazu gebracht, mit ihrer Mitarbeit in der Gemeinde aufzuhören. Als die Familie Hartmann die Stadt verlassen hat, ist sie mit einem Seufzer der Erleichterung wieder eingestiegen.

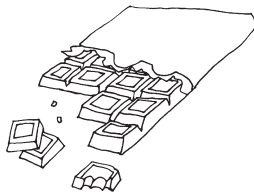
Es wird einige Leute geben, die sich über seine Verwandlung wundern werden. Das darf ich eigentlich auf keinen Fall verpassen. Außerdem will ich Goliath noch fragen, ob er mein Fahrrad reparieren kann.

Du drängst dich an mir vorbei. Ich spüre deine spitzen Ellbogen in meiner Seite. Immer musst du dich vordrängeln.

Du stiehlest. Und du merkst es nicht einmal. Oder freust du dich über deine Beute? Wenn du dir nimmst, was mir gehört?

Ich kann kaum atmen, wenn ich dich sehe. Aber du bemerkst das natürlich nicht. Dreht sich irgendetwas in deinem Kopf mal nicht um dich? Na klar, ich bin ja auch unsichtbar. Wie kann ich auch erwarten, dass du etwas mitbekommst davon, was in anderen Leuten vor sich geht!

Webhexe, Blogeintrag vom 19. August



5.

Daniel ist gar nicht da.

Mist. Jetzt habe ich mich extra aufgerafft und bin ins Gemeindehaus gestieft und es sind sowieso nur dieselben da wie immer. Die Verteilung der Gruppenmitglieder ist ziemlich genauso wie in meiner Klasse. Es gibt ein paar Außenseiter, merkwürdige Gestalten, die kaum ein Wort herausbringen, und auch eine kleine Gänseschar – perfekt gestylt, für den Fall, hier den Partner fürs Leben zu treffen. Die Gänse sind diejenigen, die sich immer hervortun wollen. Sie wissen alles und sie kennen sämtliche Lieder auswendig und sie können stundenlang darüber diskutieren, ob es einen Unterschied macht, wenn man beim Singen die Hände in die Luft streckt oder nicht. Hier in der Kirche bedeutet »Gans sein« nicht bloß, wunderschön sein zu wollen. Es bedeutet, perfekt zu tun. Ganz zu sein. Und nie, nie, niemals irgendwie zerrissen zu wirken. Tine ist in unserer Kirche die Obergans. Die Superfromme. Sie ist über alles und jedes schockiert und man kann sie herrlich nachahmen. Sie erinnert mich an meine Schwester Tabita, die ja auch immer alles besser weiß.

Dann sind da noch die »Normalen«. Natürlich sind die Normalen, die in die Kirche gehen und am Donnerstag Abend eine Jugendgruppe besuchen, die auf den inspirierenden Namen *Life and Hope* hört, nicht so normal wie die Normalen an der Schule. Das wunderbar Normale an ihnen ist, dass sie nicht so recht wissen, was sie hier wollen und warum sie eigentlich hergekommen sind. Außer um Spaß zu haben, natürlich.

Das Gänseleben ist mir vertraut. Ganz ehrlich. Ich kenne alle Bibelstellen auswendig und mit diesen Liedern bin ich groß geworden. Ich weiß alles und kann alles und ich lasse mir nicht anmerken, dass mich das alles nicht die Bohne interessiert.

So sind Gänse nun mal. Außen alles voller schöner weißer Federn.

Ich könnte mich auch zu den Normalos zählen, denn so wie die weiß ich nicht, warum ich hier bin. Was würde passieren, wenn ich anfangen, meine Fragen zu stellen? Zu sagen, was ich wirklich denke? Würde der gutmütige, immer freundliche Riese Goliath mich dann vor die Tür setzen?

Doch ich bilde hier meine eigene Gruppe: »Tochter vom Pastor.«

»Schön, dass du auch mal wieder da bist, Miriam«, sagt Michael zu mir, und ich grinse schief und denke: Wenn du wüsstest ...

Aber vielleicht tut er das ja? Ich meine, nicht, dass er Gedanken lesen könnte, aber vielleicht hat er ja tatsächlich eine Antwort.

WOHER WISST IHR DAS?

Und er würde antworten: ... keine Ahnung, was.

Weil man das halt so glaubt, in der Kirche. Oder weil man so tut, als würde man das glauben. Oder weil ...

»Heute sprechen wir über das Gebet«, sagt er.

Die Gänse-Fraktion kichert, wie über alles, was er sagt. Ich versuche zu erkennen, ob Michael irgendwie gut aussieht, aber es ist wie bei diesen verschlüsselten 3D-Bildern. Manchmal überkommt einen dieser Moment von Klarheit, wenn man bis in die Tiefe sehen kann. Und manchmal ist alles nur voller Hieroglyphen und man erkennt gar nichts.

Ehrlich – ich weiß es nicht.

»Darüber, dass wir Gott alles anvertrauen können. Unsere Sorgen und Nöte ...«

Nöte. Das ist Bibelsprech. Wer sagt denn heutzutage: Ich habe Nöte? Ich kenne jedenfalls keinen.

»Ja, Miriam? Du siehst aus, als fändest du das lustig.«

»Äh, nein«, versichere ich schnell. »Ganz und gar nicht. Das ist sehr, ähm, ernst.«

Er schüttelt lächelnd den Kopf. Ich sehe rasch zu Tine hinüber, wie sie darauf reagiert. Mag sie ihn oder nicht? Aber ich kann nichts in ihrer steinernen Miene erkennen.

»Wer möchte was zum Thema erzählen?«

Die Perfekten sind wie immer ganz versessen darauf, ihre Wunder mitzuteilen.

Ihr ganzer Alltag ist von Wundern gepflastert.

Eine Zwei in Latein, obwohl Nele nicht geübt hat – wow!

Katis Vater hat endlich einen Job. Super! (Das ist eine recht häufige Gebeterhörnung von Kati. Nur, dass ihr Vater immer bloß Zeitverträge bekommt und nach ein paar Monaten wieder auf der Straße sitzt.)

»Ist es eine feste Stelle?«, frage ich.

»Erst mal auf Probe«, sagt sie und druckst ein bisschen herum.

Die wundersame Heilung einer Grippe nach zwei Wochen Krankheit.

Eine Eins im Biologietest. (Maren schreibt nur ausnahmsweise mal eine Note, die schlechter ist als eine Zwei plus.) Oh Wunder, oh Wunder!

Victoria schießt den Vogel ab: Sie hat ihre Uhr wiedergefunden, die sie vor einigen Tagen verloren hatte, nachdem sie eine Eingebung gehabt hat, wo sie sein könnte. Nämlich in ihrer Jacke, die im Schrank hing.

So was aber auch!

»Miriam?«, fragt Michael. »Hast du auch etwas mit Gott erlebt? Willst du uns daran teilhaben lassen?«

Sei ein braves Mädchen, beschwöre ich mich. Hör auf. Sei still. Du wirst deine Meinung NICHT sagen.

Wann habe ich aufgehört, ein braves Mädchen zu sein?

»Das ist doch lächerlich«, platze ich heraus. »Meint ihr, den anderen, die nicht beten, passiert das nicht? Wo bitte ist da der Unterschied?«

»Ich gebe die Frage weiter«, sagt Michael, was ich nicht ungeschickt von ihm finde. »Wo ist der Unterschied? Was meint ihr?«

»Ähm.« Maren, die Einser-Schülerin, runzelt die Stirn. »Ich bin immer total aufgeregt vor einer Arbeit. Wenn ich bete, bin ich nicht ganz so nervös. Aber das heißt natürlich nicht, dass ich nicht lernen würde.«

»Ich hab nichts getan«, gibt Nele zu. »Ich hatte es vergessen, dass wir den Test hatten, ehrlich. Und dann hab ich gebetet, dass trotzdem alles gut geht. Nächstes Mal werde ich dafür ackern, versprochen!«

»Wirst du nicht«, behaupte ich, und sie grinst verräterisch.

»Mein Vater ist total fertig«, erzählt Kati leise. »Und Mama sagt, wenn wir uns nicht auf Gott verlassen könnten, wüsste sie gar nicht, was wir tun sollten.«

Gleich muss ich heulen – nein, nicht wirklich.

»Aber ihr betet und betet und es geschieht kein Wunder«, sage ich. »Ihr denkt bloß immer, dass es kommt, aber es passiert überhaupt nichts.«

Michael mustert mich mit einem feinen Lächeln. Ich möchte denken, dass ihm dieses Lächeln schwerfällt, dass es ihn ärgert, was ich sage, aber sein Lächeln wirkt echt und wird immer breiter. Aus welchem Grund auch immer, er ist sehr zufrieden mit dem, was ich von mir gebe.

»Glaubst du nicht, dass Gott uns hilft?«, fragt er. Es klingt nicht wie eine Frage, auf die es nur eine einzige, richtige Antwort geben darf.

»Doch«, versichere ich schnell, »aber nicht so.«

Wann habe ich aufgehört, an Wunder zu glauben? War es hier, in der Jugendgruppe, als ich mir den tausendsten Bericht darüber anhören musste, wie Gott einen Schnupfen geheilt hat oder für eine Zwei plus gesorgt hat?

»Vielleicht gibt es Wunder. Aber das sind keine.«

»Vielleicht?« Tine schnappt nach Luft.

Was würde sie erst sagen, wenn ich damit herausrücke, was ich wirklich denke? Darüber zu diskutieren, wie Gott ist, bringt sie schon auf die Palme. Darüber zu sprechen, ob es ihn überhaupt gibt, wäre zu viel für die *Life and Hope*-Leute. Das weiß ich natürlich. Vor allem, wenn die Frage von mir kommt. Wenn wir jetzt hier einen von »draußen« sitzen hätten, jemanden, der noch nie den Fuß in eine Kirche gesetzt hat, und der würde fragen: Woher soll ich denn wissen, ob Gott wirklich existiert?, dann würden sie sich riesig freuen über die Gelegenheit, alle Gottesbeweise aufzuzählen, die ihnen nur einfallen. Aber ich bin die Tochter vom alten Weynard. Ich kenne alle Argumente. Was soll man mit jemandem tun, der das alles kennt und trotzdem nicht überzeugt ist?

Mich vor die Tür setzen – arme, verstockte Sünderin?

Ich verlege mich lieber auf die andere Diskussion. Darüber, wie Gott ist.

»Für euch«, sage ich, »ist Gott doch nur der Weihnachtsmann. Der euch auf dem Schlitten durch die Gegend zieht. Und wenn ihr quengelt, dreht er sich um und gibt euch ein paar Kekse, damit ihr still seid.«

»Aber ...« Tine öffnet den Mund und bringt kein Wort heraus.

»Interessanter Vergleich«, findet Michael und nickt anerkennend.

»Wir müssen selber gehen«, sage ich. »Wir werden nicht gezogen. Wir müssen selbst durch den Schnee.« Meine Stimme versagt. Wir werden nasse Füße bekommen, will ich hinzufügen. Und frieren. Und stolpern. Und fallen. Aber wir müssen selbst gehen. Wir müssen selbst gehen!

»Als ich meine Uhr gesucht habe«, fängt Victoria an, »habe ich überall nachgeschaut. Ich habe mich nicht hingesetzt und darauf gewartet, dass sie mir aus einer Wolke in den Schoß fällt.«

»Ist es ein Wunder, wenn man etwas findet, dass man lange gesucht hat?«, fragt Michael in die Runde.

»Für mich war es eins«, meint Victoria etwas lauter. Sie ist beleidigt, weil ich nicht begeistert bin, was ihr tolles Wunder angeht.

Langsam macht mir diese Stunde Spaß. Nicht, weil Victoria beleidigt ist und Tine nach Worten sucht. Oder ... na ja, ein bisschen doch.

»He, da kommt ja noch jemand«, sagt Michael plötzlich. Durch die milchige Glastür sieht man eine hochgewachsene Gestalt, die im Vorraum ihre Jacke aufhängt. Unwillkürlich schlägt mein Herz schneller, denn ich weiß, wer das ist.

Michael kann sein Glück kaum fassen, dass noch jemand zu seinem kleinen, erlesenen *Life and Hope*-Stamm gestoßen ist. Zu seinem Gitarrengeklimpere, den öden Liedern und der traubstockenen – äh, staubtrockenen Bibelarbeit. Und unserer spannenden Diskussion über die kleinen Wunder des Alltags.

»Ein neues Gesicht«, strahlt er entzückt.

»Hi«, sagt Daniel lässig.

Ich hätte nicht so ruhig bleiben können, wenn zwanzig Leute einen neugierig anstarren. Ich wäre mindestens rot geworden. Oder ich wäre vor allen gestolpert. Dann hätte ich mich auf einen der Stühle gesetzt, niemanden angeschaut und gehofft, dass sie mich vergessen.

Falsch, Messie, rüge ich mich. Früher bist du so gewesen. Fräulein Pink. Fräulein Unsichtbar. Aber das ist schon lange her. Und außerdem

bin ich hier in der Kirche nie so unsichtbar gewesen wie in der Schule. Das ist ein Heimspiel für mich. Ich weiß, wie man hier punkten kann.

Inzwischen bin ich viel selbstsicherer, wenn ich es nicht gerade vergesse. Was gerade jetzt, als Daniel mir gegenüber im Stuhlkreis Platz nimmt, der Fall ist. Himmel, ich fühle mich wie damals im Kindergottesdienst, als ich mit Schrecken darauf gewartet habe, welche Streiche er sich einfallen ließ, um Tante Dings ... ich komme nicht auf den Namen! ... zu ärgern.

Daniel betrachtet neugierig die kleine Versammlung. Es sind natürlich fast alles Mädchen. Tine blinzelt und sagt halblaut: »Kommt vor sein Angesicht mit Frohlocken.«

Wetten, dass sie ihn noch nicht erkannt hat?

Ich versuche, mir darüber klar zu werden, ob Tine hübsch ist oder nicht, aber bei ihr ist das besonders schwer. Leute, die lächeln, sind eigentlich fast immer schön, aber Tine lächelt so gut wie nie. Dann gibt es aber auch die besonders Attraktiven, die haben es nicht nötig zu lächeln. Der Typ »eiskalte Schönheit«. Das sind die, die von den Jungs von ferne angeschmachtet werden. Das wäre ich gerne. Ich meine, wär doch cool, wenn alle in einen verliebt sind, ohne dass man irgendetwas dafür tun muss.

Die dreißig Mädchen im Raum starren den Neuankömmling an. Ich zähle sie alle doppelt, denn auf einmal und ganz unerwartet kommen sie mir alle ziemlich attraktiv vor, jede auf ihre Art.

Reichlich Auswahl, wenn man ein nettes Mädchen sucht, das Bibelsprech beherrscht.

Ich frage mich unwillkürlich, ob er deswegen wohl hergekommen ist, was ich den anderen Jungs der *Life and Hope*-Gruppe ohne weiteres zutraue. Unter so vielen Mädels müssen rein statistisch betrachtet doch wenigstens ein paar gut Aussehende dabei sein. So richtig beurteilen kann ich das nicht – wie gesagt, bekannte Menschen kommen mir alle irgendwie gleich vor. Bekannt eben.

Ich versuche, Daniel so zu sehen, als würde ich ihn heute das erste Mal im Leben treffen, aber es gelingt mir nicht. Er ist immer noch blond – mittelblond, würde ich sagen. Draußen in der Sonne wirken seine Haare viel heller. Aber auch hier drinnen hat er immer noch dieses Grinsen, das einen vor lauter Erwartung ganz kribbelig macht.

»Das, äh, oh«, stottert Michael. Bestimmt hat mein Vater ihm erzählt, dass die Hartmanns wieder da sind. Wahrscheinlich versucht er sich krampfhaft zu erinnern, wie deren Sohn heißt. Nicht, dass er Daniel schon damals gekannt hätte – Michael ist eigentlich viel neuer als Daniel. Aber wenn Papa ihm gesagt hat, dass heute vielleicht so ein mit Bibelversen um sich schmeißender junger Typ aufkreuzen würde, erwartet der gute Riese wohl von sich selber, dass er ihn besonders herzlich begrüßt.

»Äh, oh ...«

»Daniel.«

Ich bin froh, dass er es selbst sagt. Aus Michaels Mund würde es lange nicht so gut klingen.

»Ja, natürlich. Also, Daniel. Ich bin Michael und leite diese, äh ... Wir haben gerade eine interessante Unterhaltung. Aber vielleicht stellen wir uns alle erst mal der Reihe nach vor, ja? Name und ein paar Worte darüber, wer wir sind, Hobbys oder so.«

Ich hasse es, wenn man reihum was sagen muss. Wenn ich irgendein Trauma habe, ist es vermutlich ein Stuhlkreistrauma. Man kann genau abzählen, wann man dran ist und sich überlegen, was man sagen will. Und wenn man dann an der Reihe ist, sagt man spontan etwas ganz anderes.

Miriam, will ich sagen. Und dann rufen die anderen bestimmt: Das ist die Tochter vom Pastor.

So läuft es eigentlich immer.

Dummerweise sage ich stattdessen: »Vollmilchschokolade. Todesrosen. Ich meine, äh, das ist es, was ich mag. Also, das bin nicht ich. Ich bin Miriam.«

Die anderen starren mich an, als wäre ich völlig verrückt geworden. So haben Steffi und Kim mich gemustert, als sie mich in der Mensa im Gespräch mit Daniel ertappt haben.

»Und, äh, mehr sage ich nicht«, füge ich schnell hinzu, bevor mich irgendjemand fragen kann, was das zu bedeuten hatte.

»Das ist Miriam. Die Tochter von Manfred«, erklärt Angelika, die zwei Plätze weiter sitzt. Es klingt ganz beiläufig, als würde das ausreichend erklären, warum ich vielleicht ein bisschen irre bin.

Stimmt ja auch irgendwie.

Dann geht es weiter, als wäre nichts passiert.

Aber das ist es. Warum habe ich das bloß gesagt? Ich hätte sagen sollen: Mein Hobby ist Musik hören und mit meinen Freundinnen zusammen sein. Stattdessen habe ich preisgegeben, was ich am allerliebsten auf dieser Welt mag.

Vollmilkschokolade. Schokolade ist beides: Genuss, zartschmelzend, der einem auf der Zunge zergeht, und Sünde. Jeder, der auch nur ein Gramm zu viel auf der Hüfte sitzen hat, weiß das. In frommen Kreisen ist Sünde natürlich etwas anderes. Aber für mich ist Schokolade das Wunderbare und das Schreckliche zugleich. Freude und Reue. Genuss und Schuldgefühle. Man kann es nicht lassen und man will es auch nicht. Was wäre das Leben ohne Schokolade?

Schokolade zeigt mir immer, wie kompliziert das Leben ist.

Und Rosen. Todesrosen? Das fragt sich doch jeder, der das hört. Aber ich bin die Tochter vom Pastor. Ich war schon auf unzähligen Beerdigungen. Ich hab zugeguckt, wie die Leute dunkelrote Rosen ins Grab werfen, auf den Sarg. Oder eine Handvoll Blütenblätter. Meistens sind sie dunkel.

Rosen und Tod. Rosen und Liebe. Auch das gehört zusammen und auch das ist der Beweis dafür, wie kompliziert das Leben ist und wie schön und wie fürchterlich.

Miriam und Messie. Auch das geht eigentlich gar nicht zusammen. Wer Miriam kennt, würde niemals denken, dass ich auch Messie bin. Und wer Messie kennt, würde nicht erwarten, wie brav und nett ich sein kann.

Jetzt zum Beispiel. In die Diskussion kommen wir nicht mehr richtig rein. Michael schlägt vor, dass wir noch was singen, und ich schmettere ein Lied über Jesus, obwohl ich gerade darüber nachdenke, wie ich dem kleinen fiesen Jungen, der aussieht wie Harry Potter, morgen seine Hausaufgaben abnehmen soll. Bisher habe ich es irgendwie vergessen und Mandy ist mittlerweile ziemlich sauer. Immerhin habe ich es versprochen und sie hat sich auf mich verlassen.

Mir ist ziemlich unwohl bei dem Gedanken, aber da muss ich durch. Sogar hier bei den Hopis predigt Michael gerne, dass man seine Versprechen halten sollte.

Nach dem Singen greift er noch mal das Thema auf. »Was erwarten wir von Gott?«

Ich höre mir die Antworten an, aber ich kann mich nicht konzentrieren und bekomme nur die Hälfte mit.

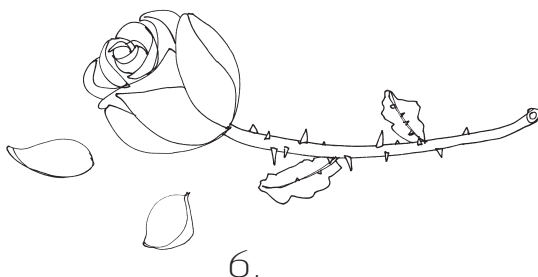
Irgendwie überstehe ich diesen Abend. Ich wünsche mir, dass Daniel mich auch mal anschaut. Immerhin habe ich etwas Ungewöhnliches von mir gegeben und dachte, er würde mich darauf ansprechen. Nachfragen, was das zu bedeuten hat. Aber das tut er nicht. Nur Angelika, die stößt mich nachher an und grinst bis über beide Ohren. »Schokolade? Rosen? War das ein Wunschzettel für jemand Spezielles?«

Daran habe ich noch gar nicht gedacht. Ob er sich das wohl auch fragt? Sofort ist mir das Ganze oberpeinlich. Wenn Daniel jetzt glaubt, ich hoffe, dass er mir Süßigkeiten und Rosen schenkt? Oh Mann, oh Mann. Jetzt bete ich doch lieber, dass er mich nicht auf meine kryptischen Worte anspricht.

Den ganzen Abend warte ich auf ... irgendetwas. Dass etwas passiert. Ein heimlicher Blick zum Beispiel. Es ist echt wie früher, als ich noch davor gibbert habe, welchen Streich sich Daniel als Nächstes ausdenkt. Es zerrt an meinen Nerven. Und trotzdem wäre ich um nichts in der Welt nach Hause gegangen. Ich bleibe bis ganz zum Schluss, als Michael absperrt.

»Miriam?«, fragt er. »Ist noch was?«

Ich erzähle ihm hastig von meinen kaputten Reifen, und er verspricht, sich darum zu kümmern, ganz ohne lästige Fragen zu stellen. Dann stolpere ich unter dem weichen Nachthimmel nach Hause. Es sind nur ein paar Schritte vom Gemeindehaus zu unserer Haustür, aber ich wünsche mir, jemand würde mich rufen und diese wenigen Schritte mit mir zusammen gehen.



Daniel schlenderte über den Schulhof. Es war komisch, wieder da zu sein. Seine alten Kumpels hatten sich eigentlich recht wenig verändert. Ein paar hatten die Schule gewechselt oder waren wie er umgezogen, doch die meisten, mit denen er in einer Klasse gewesen war, waren noch da, alberten noch genauso herum wie damals. Sie bäugten ihn misstrauisch, um zu sehen, ob er noch derselbe war wie früher.

Zu Hause. Nach mehr als fünf Jahren wiederzukommen, war seltsam und er hatte sich immer noch nicht an dieses Gefühl gewöhnt. Alles zu kennen und dann doch wieder die Zeichen zu entdecken, dass sich so viel verändert hatte. Die Mensa zum Beispiel war neu. Dort würde er hoffentlich ein paar seiner Freunde treffen, die jetzt auf der Realschule waren.

Oder Miriam.

Gott, lass sie hier sein. Ich will nicht bis nächsten Donnerstag warten ...

Sie war so unglaublich hübsch geworden. Kaum zu glauben, dass aus einem Mädchen, das er damals als Kind eigentlich nur lästig gefunden hatte, eine solche Schönheit geworden war. Aber in dem Alter waren schließlich alle weiblichen Wesen einfach nur doof gewesen.

Wenigstens hatte er sie sofort erkannt. Sein Herz klopfte immer noch schnell, wenn er daran dachte, dass er tatsächlich den Mut aufgebracht hatte, sie anzusprechen.

Nur gestern Abend, in der Jugendgruppe, da hatte er es nicht fertiggebracht. So ein Mist auch. Er hatte möglichst jeden Blickkontakt ver-

mieden und sich ganz auf Michael konzentriert. Wahrscheinlich war diesem langen Vikar noch nie so viel ungeteilte Aufmerksamkeit zuteil geworden. Jemand, der an seinen Lippen hing! Am Ende hatte Michael sich nur noch mit ihm unterhalten.

»Und dort, wo du herkommst« – als wäre er irgendwo auf dem Mond gewesen –, »gab es da auch eine Jugendgruppe?«

»Tja, schon«, meinte Daniel. »Dort haben sie einiges auf die Beine gestellt.«

Begeistert hörte Michael ihm zu, und Daniel war sich bewusst, dass er wohl etwas übertrieb. Oft genug hatten sie sich nur zum Herumhängen getroffen, so groß kam ihm der Kontrast zum *Life and Hope* gar nicht vor.

Was rede ich bloß für einen Schwachsinn?, dachte er, aber er konnte nicht damit aufhören. Lang und breit erzählte er, was sie für tolle Aktionen gemacht hatten. Ihm war, als würde Miriam ein paar Meter hinter ihm stehen und zuhören, doch als er sich einmal kurz umdrehte, war sie gar nicht da.

»Hey«, sage ich, »warte.«

Ich weiß, dass Kim und Steffi mich beobachten. Sie stehen ein ganzes Stück weiter weg, aber wenn ich einknicke, werden sie es Mandy erzählen. Das darf auf gar keinen Fall passieren.

Der Junge mit dem Harry-Potter-Blick schluckt, als er mich sieht. Das schlechte Gewissen quillt ihm förmlich aus allen Poren. Dies ist einer der wenigen Momente in meinem Leben, wo ich mich zugleich gefährlich und fürchterlich hilflos fühle.

»Mach deine Tasche auf«, befehle ich.

Er ist selber schuld, dass ich es wirklich tue. Ich bin nämlich ernsthaft sauer.

Er könnte ja weglaufen. So schnell er kann. Ich würde ihm nicht hinterherrennen. Aber er zittert so, dass er fast umfällt.

»Das ist für die Reifen«, sage ich streng.

»Ich hab ni... nichts gemacht«, stammelt er.

»Wer's glaubt!« Auch noch zu lügen, jetzt noch, ist ehrlich das Letzte. Nein, jetzt habe ich wirklich kein Mitleid mehr. Ich öffne seine Schultasche, ziehe wahllos ein Buch und ein paar Hefte raus und schlendere

zu Kim und Steffi zurück. Ich bin mindestens genauso aufgeregt wie der Kleine. Aber wenigstens zittere ich vor Wut, nicht vor Angst.

»Na, was hat er dir versprochen?«, will Steffi wissen.

Gar nichts. Ich habe vergessen, ihm irgendein Versprechen abzunehmen.

Kim nimmt mir die Hefte ab und blättert sie rasch durch. »Schaut euch das an! Was für ein Streber!« Sie lacht verächtlich.

Nichts verschmiert oder zerknickt oder vollgekritzelt. Der Junge führt seine Hefte dermaßen vorbildlich, dass man sich dagegen gleich ganz komisch vorkommt – schlampig und faul.

Nun ja, es hat schon seine Gründe, warum man mich Messie nennt. Vor solch tadellosen Machwerken fühle ich mich, als würde ich vor einem unlösbaren Rätsel stehen. Wie bekommt man das hin? Und vor allem – wozu? Wieso macht jemand sich solche Mühe?

Kim stopft die Hefte in den nächsten Papierkorb.

»So. Hoffen wir, das wird ihm eine Lehre sein.« Die Schulklingel ruft uns nach drinnen. Wir werden zu spät kommen, wie meistens.

»He, Daniel.« Lutz marschierte über den Schulhof auf ihn zu. »Wir stehen immer da drüben, in der Raucherecke. Kommst du mit?«

»Ihr raucht?«, fragte er. »Alle?« Das jedenfalls war neu. Vor fünf Jahren ... gut, da waren sie alle zehn gewesen und gerade in der fünften Klasse. Jetzt standen die Jungen aus der 10b unter einer ausladenden Platane und qualmten gemeinschaftlich.

Daniel stellte sich dazu, aber so richtig wohl fühlte er sich nicht.

»Ich geh mich noch ein bisschen umschaun«, kündigte er an. Niemand hielt ihn auf.

Daniel schlenderte über den Schulhof und hielt nach weiteren bekannten Gesichtern Ausschau.

Er ging um das Gebäude herum. Dahinter war der Schulhof der Realschule. Daniel ließ seinen Blick über die vielen herumstehenden Grüppchen gleiten. Ein paar jüngere Schüler rannten dazwischen herum. Unwahrscheinlich, in diesem Gewusel jemanden ganz zufällig zu treffen.

Während er sich ein Hustenbonbon auswickelte, blieb er an einem Papierkorb stehen.

Komisch, dass jemand seine Schulhefte da reinwarf. Was war mit Mülltrennung?

Eigentlich fischte er ja keinen Müll aus Eimern, doch irgendetwas trieb ihn dazu, die Hefte herauszuheben. Sie sahen so neu aus. Er schüttelte das daraufliegende Bonbonpapier ab und schaute auf das Namensetikett vorne. Die Hefte – ein Mathematikheft und ein Englischheft – gehörten einem Fünftklässler namens Hendrik Obermüller. Aus dem Gymnasium, obwohl dieser Bereich des Schulhofs ja eigentlich ein Teil des Realschul-Geländes war. Er blätterte kurz hinein – wow, wie ordentlich geführt! So gut wie nie hatte dieser Hendrik etwas durchgestrichen und ausgebessert, die Schrift sah aus wie gedruckt. Und voll waren sie auch noch nicht. Sieh an – die letzte Hausaufgabe, säuberlich mit Datum beschriftet, war von gestern.

Unschlüssig blieb Daniel stehen, die Hefte in der Hand. Es ging ihn nichts an, warum der Junge seine Schulsachen hier im Mülleimer entsorgte. Aber komisch war es irgendwie schon.

Daniel spähte noch einmal in den Papierkorb und fischte noch ein leicht verschmiertes Biologiebuch heraus, das, wie der Stempel unmissverständlich bewies, der Schule gehörte.

Seiner Schule.

Irgendetwas stimmte hier nicht, definitiv nicht.

Mit einem Papiertaschentuch wischte er das Buch sauber – zum Glück war es in Folie eingeschlagen – und machte sich mit seiner Beute auf den Weg zurück. Gerade jetzt läutete es zum Ende der Pause.

Nach der sechsten Stunde packte Daniel seine Sachen, so schnell er konnte, ein und hastete die Treppe hinunter in den Flur im ersten Stock. Hier lagen die Klassenzimmer der Fünften, wie er selbst noch aus eigener Erfahrung wusste. Er stellte sich mitten in den Strom der Schüler, die aus der 5a herauspolterten und zu ihren Garderobenhaken stürzten.

»Hendrik?«, fragte er laut. »Wer von euch ist Hendrik Obermüller?«

Die meisten Kinder beachteten ihn gar nicht, aber ein Mädchen zeigte nach hinten in den Klassenraum. »Der da.«

Es war der Junge, der als Letzter kam. Er rannte nicht wie die übrigen, sondern schlich mit gesenktem Kopf aus dem Raum. Er war ziemlich klein für einen Zehnjährigen, hatte strubbeliges braunes Haar und

eine runde Brille. Er ging so langsam, als hätte er nicht vor, die Schule jemals zu verlassen.

»Hendrik?«, fragte Daniel.

Der Junge warf ihm einen raschen Blick zu. Panik glänzte in seinen Augen auf. Er schaute wieder nach unten, als hätte er den größeren Schüler gar nicht bemerkt, ging ein paar Schritte weiter und rannte dann plötzlich den Flur hinunter, wobei die schwere Schultasche auf seinem Rücken auf und ab hüpfte. Nicht einmal seine Jacke hatte er vom Haken genommen.

»Warte!«, rief Daniel und lief ihm nach. »Was ist denn los? He, Hendrik!«

Der Fünftklässler drängte sich durch die Menge der anderen Schüler, erreichte die Treppe ins Erdgeschoss und stolperte sie hastig hinunter. Die letzten Stufen verfehlte er in seiner Eile. Er glitt aus und stürzte kopfüber nach vorne.

Die anderen Schüler, unterwegs zu ihren Rädern und Schulbussen, strömten einfach weiter. Daniel packte den Ranzen des Kleinen und zog ihn daran hoch.

»Hast du dich verletzt?«

Hendrik wischte sich mit dem Ärmel über das Gesicht. Er wollte schon wieder weg, doch Daniel hielt ihn fest. »Jetzt warte doch! Ich hab dein Buch gefunden. Kannst du für einen Moment stehenbleiben, während ich es aus meiner Tasche hole? Ich tu dir nichts, ehrlich.«

Wovor hat er bloß solche Angst?, wunderte er sich.

Der Junge sah nicht aus, als hätte er vor, ihm das zu verraten. Seine erschrockenen Augen wirkten riesig hinter der Brille. Als Daniel ihm das Schulbuch reichte, riss er es an sich und drückte es wie einen verlorenen Schatz an seine Brust.

»Und hier, diese Hefte müssten auch dir gehören. Oder brauchst du die nicht mehr?«

»Doch«, presste der Junge heraus.

»Ich hab sie auf dem anderen Schulhof gefunden, im Papierkorb«, erklärte Daniel. »Da wollte dich jemand gehörig ärgern, stimmt's?«

Hendrik sagte nichts dazu. Er hielt seine Sachen in der Hand, als wüsste er nicht recht, was er damit tun sollte.

»Musst du zum Bus?«, fragte Daniel, denn immer noch ergoss sich ein Strom schreiender, aufgeregter, rennender Schüler durch die Halle, wo die Eingangstüren einen mittleren Stau verursachten.

Hendrik schüttelte den Kopf. Er stand nur da, als erwartete er die Erlaubnis, endlich gehen zu dürfen.

»Alles in Ordnung? Wirklich?«

Die Drängelei vor den Türen ließ im Moment nach, der größte Ansturm war vorbei. Hendrik schien endlich einen Entschluss gefasst zu haben. Wie ein kleiner, wütender Stier senkte er den Kopf und rannte los. Daniel sah ihm nach.

Was war nur mit diesem Kind los?

Mandy sitzt noch nicht auf ihrem Platz. Sie kommt kurz vor Herrn Winkelmann hereingehuscht, und als dieser eintritt, sieht er irgendwie anders aus als sonst. Finde ich. Sein Gesicht ist leicht gerötet und er wischt sich immer über die Stirn, dabei ist es draußen so um die zwanzig Grad.

Ich schicke Mandy eine SMS. »Was ist denn mit dem los?«

Sie wirft mir ein Grinsen zu und schickt mir eine Nachricht zurück. »Hat das Foto gesehen.«

»Du hast es ihm GEZEIGT?«

Er schaut kurz zu uns rüber und merkt bestimmt, dass wir Nachrichten austauschen, aber er sagt kein Wort. Er räuspert sich ein paar Mal und fängt mit dem Unterricht an und ist dabei so zerstreut, dass er sich ständig verspricht und neu anfangen muss. Ich linse zu Mandy hinüber und sehe, dass sie seine ganzen Versprecher filmt. Natürlich hält sie das Handy so, dass man es nicht bemerkt. Schließlich sind die in der Schule verboten.

Irgendwie tut er mir leid. Sein Unterricht ist sonst auch nicht so doll, aber heute ist es wirklich grottenschlecht.

Seltsam, wenn ich nicht zu Mandys Clique gehören würde, würde ich überhaupt nicht wissen, was los ist. Ich würde nur denken: Komisch, heute ist der Winki nicht so gut drauf.

Gina macht ein total verwirrtes Gesicht. Wenn ich sie anschau, sehe ich fast mich. Wie ich vor meiner Freundschaft mit Mandy war. Man

ist nicht nur unsichtbar. Man kriegt auch nichts mit. Und fragt sich die ganze Zeit, was eigentlich los ist.

Einer der Vorteile, wenn man endlich dazugehört. Der Nachteil ist – jedenfalls bei jemandem wie mir –, dass da wieder viel zu viele Gedanken sind, die ich nicht einfach so aussprechen kann.

Nachher versuche ich es. Ich weiß nicht recht, wie ich anfangen soll, aber immerhin, ich versuch's.

»Findest du das richtig«, frage ich, »dem Winkelmann so einen Schrecken einzujagen?«

Mandy zieht die Brauen hoch. »Ich hab ja gar nichts gemacht«, verteidigt sie sich und sieht plötzlich richtig beleidigt aus. »Er ist derjenige, der mit einer anderen rummacht. Und du hast sie fotografiert, schon vergessen?«

Ich wünschte, ich hätte es nicht getan. Aber rückgängig machen kann ich es nicht mehr.

»Du willst doch nicht, dass ich mir meine ganze Zukunft versaue, nur wegen einer Fünf in Franze?«

Klar will ich das nicht. Und sie hat ja recht. Wenn der Winkelmann brav bei seiner Frau zu Hause gewesen wäre, bräuchte er keine Angst davor zu haben, dass sie dieses Foto sieht. Er ist selber schuld, und ich müsste endlich aufhören, mir wegen Leuten Sorgen zu machen, die selber schuld sind. Jeder hat sein eigenes Schicksal in der Hand, ist es nicht so?

»Wer Dreck am Stecken hat, muss sich nicht wundern, wenn das ans Licht kommt«, sagt Mandy. Ich weiß nicht, wie ich in Worte fassen soll, was mich stört. Aus ihrem Mund klingt immer alles so leicht und klar und selbstverständlich.

»Du hast das Foto gemacht«, sagt sie nochmal. Ich wünschte, sie würde das nicht immerzu wiederholen.

Aber sie meint es nicht böse. Sie strahlt mich an. Ich kann es nicht fassen – ist Mandy, die überall beliebte Mandy, etwa dankbar? Mir?

Ich bringe ihr Glück.

Am Nachmittag will Mama mich zum Unkrautjäten verdonnern. Ich entkomme, indem ich lauthals darüber jammere, wie viel ich noch für die nächste Arbeit lernen muss. Das ist nicht gelogen. Ich muss wirk-

lich lernen, aber ich habe keine Lust. Das Wetter ist zu schön und da es schließlich bald stürmen und frieren und schneien könnte, muss man das doch ausnutzen?

Wenn die Sonne durch die Fensterscheiben blinzelt, überkommt mich die Sehnsucht, draußen mit dem Fahrrad herumzufahren und mich über eine Wiese zu kugeln und zu tausend anderen Sachen, die ich als Kind gerne gemacht habe und für die ich eigentlich schon zu alt bin. In meinem Alter fährt man mit dem Rad irgendwo hin, nicht einfach so herum.

»Ich fahr zu Steffi«, sage ich zu Mama. »Wir üben zusammen.«

Das muss ihr einfach einleuchten. Schließlich ist Steffi in allen Fächern gut und gerade beim Vokabellernen ist es nützlich, wenn man jemanden hat, der einen abfragt.

Michael ist gerade dabei, die Schläuche zu flicken. Ich sehe ihm dabei zu und lerne noch was dabei. Wenn Hendrik das nächste Mal wagen sollte, mein Fahrrad anzufassen, kriege ich es vielleicht sogar alleine wieder hin. Ich bedanke mich überschwänglich und radele in bester Laune davon. Als ich bei Steffi ankomme, sind die anderen schon da. Kim kommt gerade vom Boxen und springt faüstewedelnd herum. Selbst sie ist heute gut drauf. Und Mandy sieht aus wie ein Engel, so glücklich und zufrieden.

»He, altes Haus«, sagt sie zu mir und drückt mich. »Und das alles verdanken wir dir!«

»Was denn?«, erkundige ich mich. Das hat doch nicht schon wieder was mit diesem Foto zu tun?

Es hat.

Mandy zieht einen Bogen Papier aus der Tasche und wedelt damit, als wäre es eine weiße Fahne.

Eine bedruckte weiße Fahne.

»Was ist das?«, frage ich. Die anderen scheinen schon alle Bescheid zu wissen.

»Voilà«, sagt Mandy und überreicht mir den Bogen.

Ich starre darauf.

»Unsere ... Franze-Arbeit?«, stottere ich verwirrt. »Aber die schreiben wir doch erst morgen?«

Ich brauche einen Moment, um zu begreifen, was Sache ist. Mandy schaut mich an, als hätte sie mir gerade etwas zum Geburtstag geschenkt und warte nun darauf, dass ich es auspacke.

»So«, sagt sie und wirbelt sich durchs Haar. »Dann wollen wir mal, nicht? Wie weit bist du, Steffi?«

Steffi ist schon dabei, alles aufzuschreiben. Die Übersetzungen. Die Füllwörter für den Lückentext.

Das ist unsere Arbeit, die wir am Montag erst zu Gesicht bekommen sollten. Hier ist sie.

»Winkelmann hat dir das gegeben?«, frage ich endlich.

Steffi weiß die Lösungen. Mandy muss das nur noch auswendig lernen. Oder, was wahrscheinlicher ist, den Zettel mitnehmen und unter dem Tisch verstecken, um einfach abzuschreiben. Der Winkelmann wird nichts merken, das ist ja klar. Überhaupt nichts.

»Ist das nicht auffällig, wenn wir vier alles richtig haben?«, frage ich.

»Das«, meint Steffi, den Stift zwischen den Zähnen, »ist ehrliche, anstrengende Arbeit. Ihr müsst das jetzt lernen. Hier.« Sie reicht mir einen vollbeschriebenen Bogen. Vokabeln. Ganze Sätze.

»Eigentlich«, überlege ich, »ist das nicht viel anders, als wenn ich die Lektion lerne, die wir hatten.«

Sie nicken anerkennend. Anscheinend haben sie sich doch Sorgen gemacht, wie ich darauf reagiere.

Ich versuche, mir nichts anmerken zu lassen. Dass ich am liebsten hier wegmöchte. Dass ich in meinem Zimmer sitzen und lernen will, damit ich die Note, die ich bekomme, auch wirklich verdient habe.

So spießig bin ich. Manchmal. Und dabei habe ich sogar damals die Bibelverse im Kindergottesdienst nicht auswendig gekonnt, sondern in meine Hand geschrieben.

Ich habe keinen Grund, so zu tun, als hätte ich noch nie in meinem Leben gemogelt. Ich bin ein kreativer Mensch. Mir ist durchaus schon das eine oder andere eingefallen.

Steffi öffnet eine Tüte mit Gummibärchen und reicht sie zur Stärkung herum. Ich nehme mir auch ein paar.

Na, hast du mein Geschenk bekommen? Hast du eine Idee, von wem es wohl ist?

Wahrscheinlich nicht. An mich denkst du bestimmt nicht. Jetzt kann ich auch einmal über dich lachen.

Dass du über mich lachst, das ist dir ja schon zur Gewohnheit geworden. Manchmal schaust du mich an, quasi aus Versehen, und ja, dann weiß ich es.

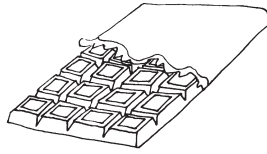
Wenn ich sage, ich hasse dich, klingt das vielleicht kindisch. Aber ich meine es wirklich ernst. Ich habe es satt, stumm zu leiden und alles hinzunehmen. Ich hatte gedacht, das Problem erledigt sich von allein, aber Pustekuchen. Keine Besserung in Sicht. Stattdessen wird es immer schlimmer. Wie kann man sich nur so aufspielen? Sich überall dazwischendrängen? Immer und überall auffallen?

Es widert mich an.

Du widerst mich an.

Ich muss etwas tun. Damit ich wieder atmen kann. Damit ich wieder leben kann.

Webhexe, Blogbeitrag vom 20. August



7.

Es gibt eigentlich nichts Peinlicheres, als wenn Eltern Bekannte mit Kindern haben, die ungefähr im gleichen Alter sind wie man selbst. Dann muss man nämlich mit zu den Besuchen, weil man sich ja angeblich so gut versteht.

Mandy muss nie mit. Hat sie jedenfalls behauptet. Aber ich schon. Papa lässt es einfach nicht gelten, dass ich Kopfschmerzen habe und meine Tage und die Hausaufgaben noch nicht fertig und demnächst einen Chemie-Test. Das mit dem Test hätte ich lieber nicht erwähnen sollen, obwohl es sogar stimmt.

»Daniel ist ein As in Chemie. Der kann dir bestimmt helfen«, verkündet Papa fröhlich. Gleich wird er hinzufügen, dass Gott schon dafür sorgt, dass wir Hilfe bekommen, wenn wir sie brauchen. Nein, diesmal nicht. Dafür wechselt er einen vielsagenden Blick mit Mama. Was, bitte schön, soll das denn?

Wir quetschen uns ins Auto. Zum Glück kommt Goliath zu privaten Besuchen nicht mit, sonst müssten wir ihn im Kofferraum verstauen. Oder aufs Dach binden. Ich stelle mir vor, wie uns die Polizei anhält und Papa sagt: Hallo, ich bin Pastor Weynard, und übrigens sitzt mein Praktikant im Kofferraum.

Papa würde es immer zugeben, wenn er gegen die Verkehrsregeln oder sonstwas verstoßen hat. Die Polizisten würden gar nicht fragen müssen, sondern ihm nur scharf in die Augen sehen. Na? Und dann würde er mit allem herausrücken, was er angestellt hat.

So ist mein Vater.

Falls er nicht gesteht, dann würde Tabita alles aufzählen, was nicht korrekt ist. Darauf kann man sich verlassen.

»Sie will da bloß nicht hin«, erzählt sie jedem, der in Reichweite ist – was in unserem Kombi die ganze Familie bedeutet. »Wegen diesem Daniel. Wegen dieses Daniels«, verbessert sie sich selbst und grinst mich an.

»Oh, aber er ist doch bestimmt sehr nett«, meint Mama. »Hast du dein Chemiebuch mitgenommen, Miriam?«

»Ja«, knurre ich. Papa hat mich geradezu gezwungen, indem er alle fünf Minuten danach gefragt hat. Und nach dem Heft und meiner Federmappe; wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte ich am besten ein ganzes Labor in einem Riesenkoffer verstaut und mitgeschleppt. Dabei bin ich wirklich nicht vergesslich.

Meine Geschwister würde ich dagegen gerne mal quasi aus Versehen zurücklassen. Zwischen ihnen auf der Rückbank zu sitzen, ist eins der Dinge in meinem Leben, auf die ich liebend gern verzichten würde. Ich muss in die Mitte, damit Silas und Tabita sich nicht heimlich boxen. Das tun sie aber doch, über mich hinweg und hinter meinem Rücken. Ich meine, wirklich hinter meinem Rücken, zwischen mir und der Lehne hindurch. Logisch, dass ich auch reichlich abbekomme. Aber immer wenn ich mich beschwere, meint Mama, ich wäre ja wohl alt genug, um die zwei zu bändigen.

Schön wär's. Dafür ist ja nicht einmal sie alt genug.

Silas schafft es, meine Frisur durchzuwuseln, bevor wir aussteigen, wofür ich mich mit einem freundlichen Knuff bedanke. Immerhin habe ich mir mindestens eine halbe Stunde lang die Haare geföhnt.

Wir gehen zwischen üppig blühenden Rosensträuchern hindurch zum Haus, das hinter den vielen Büschen und knorrigen alten Bäumen kaum zu sehen ist. Ich bin froh, als Frau Hartmann die Tür öffnet und uns mit einem strahlenden Lächeln begrüßt.

»Da seid ihr ja.«

Als ob sie ihr ganzes Leben lang auf uns gewartet hätte.

Während wir unsere Mäntel an die Haken der Garderobe hängen, stößt Tabita mich an. »Du hast deine Jacke genau über seine gehängt«, sagt sie. »Es muss wirklich schlimm um dich stehen.«

»Hab ich gar nicht. Du spinnst!«

Anscheinend doch. Natürlich weiß ich genau, wie Daniels Jacke aussieht. Aber das ist definitiv keine Absicht gewesen. Und überhaupt, wieso achtet Tabita auf so etwas? Ich seufze. Weil ihr alles auffällt. Sie ist eine wandelnde Überwachungskamera. Jetzt hänge ich meine blöde Jacke aber auch nicht woanders hin, das hätte sie nur bestärkt.

Frau Hartmann steht abwartend in der Tür zum Wohnzimmer und lächelt immer noch. Ich lächele mit meinem allersüßesten Lächeln zurück, während ich Tabitas Arm nach hinten biege.

Herr Hartmann kommt aus der Küche und bringt den Duft nach frisch aufgebrühtem Kaffee mit. »Da seid ihr ja.« Es folgt das übliche Getue mit Umarmerei und Küsschen auf die Wange und so. Daniel ist nicht zu sehen. Vielleicht ist er ja gar nicht da. Bestimmt hat er noch eine zweite Jacke. Nach seinen Schuhen habe ich nicht Ausschau gehalten, vergessen, Mist.

Das Wohnzimmer ist gegen unseres recht kahl. Aber sie wohnen ja noch nicht lange hier, das sieht man. Vor der Heizung stehen ein paar Kisten, am Wohnzimmerschrank lehnt ein Bild, das wohl an die Wand gehört. Eine Fantasy-Zeichnung, gar nicht mal schlecht. Ein Schloss auf einem Felsen. Schwarzes, aufgewühltes Wasser. Ein Drache – nein, kein Drache. Ich knie mich hin, um besser zu sehen, denn das Bild ist insgesamt ziemlich dunkel. Definitiv kein Drache, was eigentlich schade ist, denn ich mag Drachen, vor allem, wenn sie chinesisch aussehen. Aber das hier ist ein merkwürdiges Fabelwesen mit einem Kopf wie ein Adler, riesigen Flügeln und Löwenbeinen.

»Gefällt dir das, Miriam?«, ruft Frau Hartmann. »Das hat Daniel gemalt. Und hier hängt noch was, magst du mal mit in die Küche kommen?«

Ich trotte hinter ihr her. Wer hängt sich schon ein schwarzes Schloss in die Küche? Doch das Bild über dem Esstisch ist ganz anders. Ein Stillleben – nur ein bemalter Krug und ein Becher.

»Hier, das hat er als Vorlage benutzt.« Frau Hartmann zeigt auf den Krug, der auf einem Bord über der Küchenuhr steht. »Nicht schlecht, wie?«

»Miriam interessiert sich auch fürs Malen«, sagt Papa, der sich von hinten angeschlichen hat.

Es gibt nichts, absolut nichts Schlimmeres, als wenn Eltern versuchen, mit einem anzugeben. Während man dabei ist.

Daniels Bilder sind gut. Finde ich – besonders viel Ahnung habe ich ja nun nicht. Ich habe mit dem Malen aufgehört, als ich ungefähr zwölf gewesen bin. Andere Motive als springende Pferde auf Blümchenwiesen sind mir nicht eingefallen und für die war ich auf einmal zu alt.

»Ach, Mama.« Da steht er, die Hände in den Schlaufen seiner Jeans, und verzieht das Gesicht. »Das Bild habe ich vor drei Jahren gemalt. Das musst du nun wirklich nicht allen Gästen vorführen.«

»Aber es ist schön«, protestiert Frau Hartmann. »Und wenn du es jetzt besser kannst, dann mal doch etwas Neues und schenk es mir.«

Er verdreht die Augen. »Oh Mann«, flüstert er mir zu.

»Eltern«, wispere ich zurück. »Tja, so sind sie.«

Wenn man einen Preis für die ausgeklügeltste Foltermethode vergeben wollte, müsste ihn derjenige bekommen, der sich den Kaffeetisch ausgedacht hat. Man muss am Tisch sitzen und Sahnetorte essen – und wehe, man isst sie nicht! Weil die Erwachsenen der Meinung sind, dass man zu jung für Kaffee ist, bekommt man Rooibush-Tee mit irgendeinem merkwürdigen, undefinierbaren Aroma. Und als wäre das nicht genug, muss man sich anhören, was die Eltern über einen zu erzählen haben. Während man dabeisitzt, klar. Zum Glück habe ich noch zwei Geschwister. Auch wenn das sonst nicht empfehlenswert ist, in diesem Fall ist es meine Rettung, denn meine Eltern können zu allem, was die Hartmanns über ihren Sohn berichten, etwas aus unseren Kindheitsgeschichten beitragen. Abwechselnd, sodass ich nicht allzu häufig vorkomme.

»Musst du nicht für Chemie lernen oder so?«, fragt Daniel schließlich.

»Ja«, sage ich. »Unbedingt.«

»Wir gehen schon mal nach oben«, sagt er zu seinen Eltern. »Sonst reicht die Zeit gleich nicht.«

»Aber ihr habt ja noch nicht mal ausgetrunken!«, ruft seine Mutter entsetzt, als würde die Erde aufhören, sich zu drehen, wenn man nicht brav seine Tasse geleert hat.

»Das können wir auch in meinem Zimmer. Wollen wir?«

Ich stimme hastig zu.

Daniel führt mich in ein schummriges Treppenhaus, wo es steil hinauf ins Obergeschoss geht. »Vorsicht, stolpere nicht über die Katze. Die liegt hier gerne rum.«

»Habt ihr nicht Angst, dass sich jemand mal den Hals bricht?«

»Ist jedenfalls noch nicht vorgekommen. Aber wir wohnen hier ja auch noch nicht so lange. – Das ist mein Zimmer.«

Neugierig schaue ich mich um. Etwas Besonderes gibt es hier eigentlich nicht zu sehen, aber mich interessiert immer, wie jemand eingerichtet ist. Ob er viel Kram anhäuft, so wie ich, oder es lieber etwas leerer hat. Zu ordentliche Leute sind mir unheimlich. Ich frage mich dann immer, was sie wohl zu verbergen haben.

Daniels Zimmer ist aufgeräumter als meins – was ja keine Kunst ist –, aber zum Putzen hat ihn offensichtlich niemand gezwungen. Das ist beruhigend. Er hat ein kleines Sofa, auf dem eine Gitarre liegt, und auf einem niedrigen Schränkchen steht ein ... Ich sehe genauer hin. »Ein leeres Aquarium? Nein, das ist ... eine Eidechse?«

»Ein Gecko«, erklärt er. »Ein Leopardgecko.«

»Oh. Wie niedlich.« Ich hocke mich vor das gläserne Zuhause des Geckos, der unter seiner Lampe döst.

»Willst du sehen, wie man ihn füttert?« Daniel öffnet eine Schublade und holt eine durchsichtige Kiste hervor, die lauter krabbelnde Käfer enthält. Mit bloßen Fingern nimmt er einen heraus und lässt ihn ins Terrarium plumpsen. Sofort wird der Gecko lebendig. Noch während der Käfer verdutzt seine neue Umgebung betrachtet, erwischt ihn die lange Zunge des Reptils und er verschwindet in einem gierigen Maul.

»Ein ganz schön großer Brocken, oder?«

Daniel grinst. »Du läufst nicht kreischend weg?«

Ich finde es tatsächlich ziemlich ekelig, mache aber einen auf cool. »Wie heißt er?«

»Der verschluckte Käfer? Die bekommen bei mir keine Namen. Das lohnt sich nicht.«

»Nein, der doch nicht.« Ich muss lachen.

»Churchill.«

»Du nennst deinen Gecko ›Kirche krank‹?«

»Was?«, fragt Daniel verdutzt.

»Kirche krank. Daran muss ich immer denken, wenn ich Church-ill höre.«

»Darauf muss man erst mal kommen.« Daniel schüttelt den Kopf, wobei ihm die Ponysträhnen äußerst anmutig über die Augen rutschen.

Fällt mir nur so auf.

»Tja, so bin ich. Ich hab oft komische Ideen, auf die sonst keiner kommt.«

Sofort sehe ich den kleinen Hendrik vor mir, auf seinem Fahrrad, die erschrockenen Augen. Sein Gesicht, als ich ihm die Schultasche weggerissen habe ...

Nein. Nein, daran will ich jetzt gar nicht denken.

»Und das?« Ich zeige auf die Gitarre. »Du spielst?«

Seine Wangen färben sich dunkler. Das ist ihm doch nicht etwa peinlich?

»Wo ist dein Buch?«, fragt er. »Wir sollten langsam anfangen. Ich kann aber nicht versprechen, dass ich dir wirklich helfen kann.«

»Das wird schon. – Ähm, mein Buch. Die Tasche habe ich unten stehen lassen, glaub ich.«

»Ich hol sie.«

Wie nett. So jung und schon ein Gentleman. Seine Abwesenheit nutze ich natürlich aus, um mich ungeniert in seinem Zimmer umzusehen.

Auf seinem Nachttisch liegt seine Bibel. Schon ziemlich zerfleddert. Und daneben eine – oh, eine Volxbibel. Das würde meinem Vater gar nicht gefallen. Erst vorgestern hat er ausgiebig über diese freche Übersetzung geschimpft. Für Papa geht nichts über Luther.

Ich habe sie schon in der Hand – neugierig wie ich bin, schlage ich sie auf. Auch wenn ich das Gefühl habe, dass sich das nicht gehört. Als wäre eine Bibel was Privates, dabei muss er die ja nun wirklich nicht verstecken, so wie Tabita Mamas Grafen-Liebesromane.

Ich schaue gleich am Anfang rein, auf die ersten Seiten, und lese mir die Schöpfungsgeschichte in dieser neuen Version durch. Das ist schon krass, wie Gott zu Adam und Eva sagt: »Jetzt habt Spaß miteinander. Schlaft miteinander und bekommt sehr viele Babys!« Hastig blättere ich weiter; wenn Daniel zurückkommt, muss er ja nicht sehen, dass mich ausgerechnet die peinlichen Sachen am meisten faszinieren. Die Bibel

fällt ungefähr in der Mitte auseinander, ausgerechnet an einer Stelle, wo Daniel etwas unterstrichen hat.

»Sei mutig und krieg keine Panik, weil der Chef, Gott höchstpersönlich, immer an deiner Seite ist, egal wo du gerade gehst!« Aus dem Buch Josua. Tja, in dieser Formulierung habe ich das auch noch nicht gehört.

Es geht mich ja nichts an, was Daniel wichtig ist. Er hat doch wohl kein Problem mit Angst und so? Auf einmal ist es mir unangenehm, dass ich hier seine privaten unterstrichenen Verse lese, so als hätte ich in einem fremden Tagebuch gestöbert. Aber die Volxbibel einfach so wieder hinzulegen, bringe ich trotzdem nicht fertig. Ich finde sie einfach zu interessant. Schnell blättere ich die Seite um und da ist eine weitere unterstrichene Stelle: »Morgen wird er für euch ein fettes Wunder tun.«

Das gefällt mir. Ein fettes Wunder, das klingt nach wesentlich mehr als nach einer Drei in Mathe oder einer Zwei plus in der Franze-Arbeit. (Es ist keine Eins geworden. Ich habe mir nicht mal mit Steffis Hilfe alles ganz richtig gemerkt und daher ein paar eigene Fehlerchen eingebaut.)

Ich lege die Bibel weg. Daniel ist immer noch nicht zurück. Vielleicht zwingt ihn seine Mutter gerade, noch ein Stück Torte zu essen.

In die Schubladen schaue ich natürlich nicht. So bin ich nicht. Am Ende lasse ich noch aus Versehen irgendwelche Käfer frei, flüchte in Panik aus dem Zimmer, laufe die Treppe runter, stolpere über die Katze, stürze auf Daniel, der gerade heraufkommt, und dann rollen wir gemeinsam nach unten.

Tja, meine Fantasie. Pastorentöchter sollten eigentlich überhaupt nicht über Jungs nachdenken.

Mein Blick fällt auf die Gitarre.

Warum will er nicht darüber sprechen? Das macht mich natürlich erst recht neugierig. Ich setze mich daneben und hieve sie mir auf den Schoß. Sie ist dunkel lackiert und sieht ziemlich teuer aus. Ob er in einer Band spielt? Aber das ist keine E-Gitarre, nur eine ganz normale Konzertgitarre. Ich zupfe versuchsweise an den Saiten herum. Ein paar Akkorde kann sogar ich. C und D und E. Das klingt schon fast wie ein Lied.

»Das ist doch deine Tasche?«

Er steht im Türrahmen und natürlich laufe ich sofort rot an, weil ich mich einfach so ungefragt an seinem Instrument vergriffen habe. Aber

meine Güte, es ist bloß eine Gitarre. Keine Unterwäsche, kein geheimes Tagebuch oder so etwas. Irgendetwas muss man doch tun.

»Ja«, sage ich betont locker. Nur nicht die Gitarre zur Seite stoßen, als würde ich mich ertappt fühlen. »Hast du schon lange Unterricht?« Mein erstaunliches Gedächtnis spuckt in diesem Moment genau die Information aus, die ich brauche. »Hast du nicht damals angefangen, kurz bevor ihr weggezogen seid?«

»Das weißt du noch?«

»Du hast Weihnachten ein Lied vorgespielt! Jingle Bells!«

»Das kann nicht sein. Ich hab noch nie Jingle Bells gespielt«, behauptet er.

Er macht es so wie ich: Er versucht, ganz locker zu klingen. Dabei merke ich aber doch, dass er irgendwie verlegen ist. Und er weiß, dass er sich komisch benimmt und ich das weiß.

Vielleicht sollten wir wirklich besser Chemie lernen.

Ich reiche ihm das Instrument und nehme dafür meine Tasche entgegen.

Zwischendurch, während wir uns über das Buch beugen, berühren seine Haare meine. Ganz leicht nur. Vielleicht merkt er es nicht, ich tue jedenfalls, als würde ich es gar nicht mitkriegen. Als wäre ich völlig in seine Erklärungen vertieft.

Chemie hat mich noch nie interessiert.

Ich schweife in Gedanken recht schnell ab, doch nach jedem zweiten oder dritten Satz sagt er: »So, jetzt du«, und dann muss ich alles wiederholen. Mit Träumen und einfach nur den Atem anhalten ist es also leider nichts.

Ich kann die Wärme seiner Haut fühlen. Nur ein kleines bisschen mehr und wir würden mit den Köpfen zusammenstoßen.

Plötzlich wird die Tür aufgerissen.

»Hauptsache, die Chemie stimmt!«, ruft Tabita. Wir fahren auseinander. Hinter ihr drängt sich Silas vorbei.

»Wo ist die Eidechse?«, schreit er.

Sie beschwören Daniel, die Fütterung zu wiederholen.

»Churchill?«, fragt meine Schwester mit einem Naserümpfen. »Was ist das denn für ein Name. Ich hätte ihn Friedrich genannt.«

»Darth Vader!«, ruft Silas. »Er heißt Darth Vader.«

Der Zauber ist unwiederbringlich dahin.

Auf der Heimfahrt schnuppere ich unauffällig an meiner Jacke.

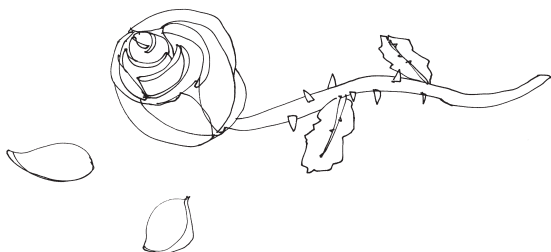
»Jetzt wirst du sie ein Jahr lang nicht waschen, wetten?«, meint Tabita, der wie immer nichts entgeht. Ich erwäge, meine Schwester zu einem Paket zu verschnüren und per Luftpost aufzugeben. Nach Australien oder so. Obwohl – nein, da will ich selbst irgendwann mal hin. Nein, ich weiß den perfekten Platz für dieses kleine Monster: den Südpol. Wo die Forscher in so einem Container leben und man sich gegenseitig beobachten kann. Ich würde ihr sogar einen Notizblock mitgeben, falls der Computer mal abstürzt oder der Strom ausfällt.

»Das war doch ganz nett«, meint Papa fröhlich und nimmt noch schnell eine Ampel mit, die schon recht gelb war.

»Ich hab vergessen, nach dem Rezept zu fragen«, sagt Mama.

Ich schweige. Und versuche an gar nichts zu denken, während alle durcheinander plappern.

Vor allem nicht an das warme Gefühl von Daniels Stirn so dicht neben meiner.



8.

Kim zieht mich zurück. »Rühr dich nicht von der Stelle!«

Neugierig luge ich um die Ecke des Mensagebäudes. Dort hinten sind die Fahrradständer. Der kleine Hendrik packt gerade seine Sporttasche auf den Gepäckträger. Er ist nicht allein.

Daniel sitzt auf seinem Rad und lässt die Beine fast auf der Straße schleifen, während der Kleine sich ängstlich umschaute.

Mandy sieht den beiden hinterher, wie sie in Richtung Straße abziehen. »Wer ist das denn?«

»Weißt du nicht mehr? Den haben wir doch neulich auf dem Schulhof gesehen«, sagt Steffi. »Was hat der mit unserem Hendrik zu tun?«

Auf einmal schauen sie mich an. Als müsste ich darüber Bescheid wissen. Dabei habe ich ihnen nicht mal erzählt, dass ich bei Daniel zu Hause war. Dass ich ihn kenne. Dass ich ihn mag. Sie wissen nur, dass wir in der Mensa miteinander gesprochen haben, sonst nichts.

»Keine Ahnung«, beteuere ich.

»Hast du ihm was erzählt?«

Ich bin so perplex, dass ich nicht sofort antworte.

»Mandy«, sagt Kim, »es war ein Fehler, Messie bei uns mitmachen zu lassen. Die kann einfach nicht dichthalten.«

»Ich war es, die den Kleinen beim Tacho-Klauen erwischt hat, ja?« Jetzt bin ich richtig wütend. Vor allem habe ich Angst, dass Mandy das genauso sehen könnte wie Kim. »Ich hab keinem Menschen was erzählt, klar?«

Kim scheint mir nicht so recht zu glauben. Jedenfalls müssen wir zuschauen, wie Daniel Hendrik bis an die Straße begleitet und wie sie dann nebeneinander wegfahren.

Ich bin erleichtert. Mehr als erleichtert. Denn nun ist diese Sache zu Ende, ohne dass ich etwas damit zu tun hätte. Ich kann ja nichts dafür, dass Harry Potter einen Beschützer hat.

Ich bin sogar ein bisschen stolz auf Daniel.

Merkt man mir das an? Schlagartig fühle ich mich ganz klein, als Mandy mich wütend anfunkelt.

»Was ist das für ein Typ?«

»Weiß ich doch nicht«, sage ich. »Er heißt Daniel. Er geht bei uns in die Kirche. In die Jugendgruppe. Unsere Eltern sind miteinander bekannt. Ist mir völlig schleierhaft, woher er das mit Hendrik weiß!«

Mandy runzelt die Stirn. »Hat der kleine Scheißer etwa doch geredet?«

In diesem Moment weiß ich, dass ich mich zu früh gefreut habe. Der Junge ist nicht in Sicherheit. Wahrscheinlich steckt er jetzt in größeren Schwierigkeiten als je zuvor. Und Daniel auch. Und, das wird mir mit einem Schlag bewusst, ich ebenfalls. Wenn Daniel rausbekommt, dass ich in der Sache mit drinstecke! Wenn meine Eltern das erfahren! Die ganze Gemeinde. Die ganze Stadt!

Mandy hat offenbar ähnliche Befürchtungen. »Das lasse ich nicht zu«, murmelt sie. Dann wendet sie sich an mich. »Finde heraus, wie viel er weiß«, sagt sie zu mir. »Hat Hendrik uns verpetzt oder nicht?« Sie überlegt. »Aber dann muss er doch zugeben, was er selbst alles ange stellt hat. Und was wird dieser Daniel tun? Zur Schulleitung gehen oder zur Polizei? Ich hab echt keine Lust, dass hier auf einmal die Bullen auf der Matte stehen.«

Polizei? Mir wird heiß und kalt. Natürlich, was wir hier machen, ist kriminell. Aber es fühlt sich nicht so an. Nicht wirklich. Bei dem Gedanken daran, dass man uns alle verhaften könnte, wird mir ganz anders. Vielleicht komme ich in ein Heim? Eine Anstalt für straffällige Jugendliche? Vor meinem inneren Auge sehe ich mich schon in einer Arrestzelle.

»Und noch was«, sagt Mandy. »Wir müssen unbedingt dafür sorgen, dass der Kleine dichthält. Wer übernimmt das?« Sie schaut in die Runde.

»Ihr zwei.« Sie nickt Steffi und Kim zu. »Und du«, sie hakt sich bei mir unter, »kümmerst dich um Daniel.«

Ich bin ziemlich geknickt, als ich nach Hause komme. Was, wenn Hendrik Daniel erzählt hat, dass ich dabei bin? Wenn meine Eltern es schon wissen? Wenn ...

Aber Mama benimmt sich ganz normal. Dafür fällt es mir schwer, so zu tun, als ob nichts wäre. Es gibt Kohlrouladen, für die ich normalerweise sterben könnte, aber heute habe ich einfach keinen Appetit. Auch den Vanillepudding rühre ich nur um. Ich würge einen Löffel voll hinunter und überlege, was sie mit mir tun würden, wenn ich sterbenskrank wäre. Dann hätten sie bestimmt Mitleid mit mir und würden mir verzeihen, wenn alles herauskommt.

Denn das wird es, da bin ich mir ganz sicher. Wie soll ich bloß Daniel fragen, was er weiß? Ich brauche endlich Klarheit. Nicht nur wegen Mandy und den anderen. Sondern weil mein ganzes Leben auf einmal davon abhängt.

Daniel und Hendrik. Was haben die zwei miteinander zu tun? Was bloß?

Soll ich ihn anrufen? Nein, das fehlte noch. Ich hab auch keine dringende Chemie-Frage. Gestern beim *Life and Hope*-Abend war er nicht da. Ob das was miteinander zu tun hat? Vielleicht wollte er mir nicht begegnen. Vielleicht denkt er darüber nach, ob er mit meinem Vater sprechen soll.

Oder er betet um Mut, um zur Polizei zu gehen. Auf einmal haben die Verse, die er sich angestrichen hat, eine ganz andere Bedeutung!

»Ach, übrigens«, sagt Mama, »am Sonntag kommen die Hartmanns zum Kaffee. Wollen wir morgen zum Obstbauern und Pflaumen pflücken? Ich dachte, ich backe einen Zwetschgenkuchen.«

Ich verschlucke mich an meinem Pudding.

Tabita klopf mir auf den Rücken. »Ja, ja«, sagt sie weise, »ich kann mir denken, was dich so erschreckt hat.«

»Oh, was denn?«, fragt Mama.

»Nichts«, versichere ich schnell. »Ich, äh – aber niemand kommt in mein Zimmer!«

Es ist sehr glaubhaft, dass ich mich vor Besuch fürchte, egal vor welchem, und mich aus diesem Grund erschrecke. Denn mein Zimmer ist alles andere als vorzeigbar. (Ist euch schon aufgefallen, dass ich Messie heiße? Das hat GRÜNDE!)

»Das ist doch mal ein guter Anlass zum Aufräumen«, sagt Papa. »Du glaubst nicht, wie es in ihrem Zimmer aussieht.« Das sagt er zu Michael.

Und mein Lieblingsgoliath schaut auf mich herunter und macht ein verwundertes Gesicht, als hätte ihn das jetzt wirklich überrascht. »So schlimm?«

»Nein«, knurre ich, »schlimmer.«

Ich darf nicht mit zur Obsternte. Stattdessen soll ich aufräumen.

Seufzend schiebe ich ein paar Sachen zur Seite, sodass ich mich auf dem Teppich niederlassen kann.

Das schaffe ich nie. Nicht bis Sonntag. Das ist morgen! Kein Mensch, und wäre er noch so fleißig, könnte es schaffen, mein Zimmer in vierundzwanzig Stunden so hinzukriegen, dass man Besuch hineinlassen kann.

Ich habe halt viele Sachen. Und wenig Platz, um sie unterzubringen. Bücher, Hefte, Zeitschriften. Meine Gedichte quellen aus den Schubladen. Der Schreibtisch ist mit Vasen dekoriert, in denen Federn stecken und getrocknete Rosen. Ich habe kleine Figuren gesammelt, die ich überall verteilt habe, vorzugsweise auf der Fensterbank und in den Regalen. Kartons. Keine Ahnung, was alles drin ist, jedenfalls sind sie voll. Wahrscheinlich alte Spielsachen, Barbies und so. Das könnte eigentlich weg, aber wohin? Tabita spielt auch nicht mehr damit. Man könnte es verkaufen, und bis dahin muss es halt irgendwo aufbewahrt werden. CDs mit Hüllen und ohne Hüllen und Hüllen ohne CDs. Schulsachen. Teilweise älteren Datums. Die müsste ich alle durchgehen, um zu entscheiden, was ich noch brauche und was nicht. Das meiste braucht man ausgerechnet dann, wenn man es gerade weggeschmissen hat.

Meine Verkleidungskiste quillt über. Früher haben Tabita und ich uns oft verkleidet und Filme nachgespielt. Das hat irrsinnigen Spaß gemacht, aber irgendwann haben wir damit aufgehört, ich weiß auch nicht, warum. Mamas alter Sonnenhut. Und diese Brille, zum Schießen!

Und der bunte Rock hier, kaum zu glauben, dass den irgendwer jemals getragen hat!

Ich schwelge in Erinnerungen. Auf einmal ist schon fast Mittag, und ich habe noch nichts geschafft, außer mir die Sachen anzusehen, die in meinem Zimmer herumliegen.

Weiter komme ich selten.

Damit Mama zufrieden ist, klaube ich wenigstens die CDs zusammen. Selbst unter dem Bett hole ich mit Hilfe eines Besenstiels ein paar hervor und versuche dann, Hüllen und Scheiben zusammenzubringen, die zueinander passen. Ach, die alten Hörspiele, die hatte ich schon ganz vergessen! Ich höre mal eben kurz rein, und gerade als ich das Gefühl habe, ich bin wieder acht Jahre alt, kommen die anderen zurück.

Mama tobt nicht, als sie sieht, wie weit ich bin. Aber sie presst die Lippen zu einem feinen Strich zusammen. Wenn ich erst verhaftet bin, werde ich bestimmt in einer Zelle wohnen, die superordentlich ist. Nur ein Bett und ein Waschbecken. Keine Sachen, die man aufräumen muss.

Irgendwie gut.

Ich weiß, dass ich spinne. Niemand wird verhaftet werden. Ich habe Angst, aber im Moment ist meine größte Angst, dass jemand in mein Zimmer kommen könnte.

»Du hast ja gar nichts gemacht«, stellt Tabita fest und steckt die Nase durch den Türspalt. Bei meiner Schwester ist es egal. Bei meiner Familie ist es egal. Aber für alle anderen Besucher herrscht hier EINTRITTS-VERBOT.

»Hab ich wohl«, sage ich und ziehe aus einem Stapel mein altes »Freundebuch« hervor. Aus meiner Grundschulzeit. Das habe ich ja schon ewig nicht mehr gesehen!

»Zeig her«, verlangt Tabita, während ich mich hindurchblättere. Ich habe es sogar in der Kinderstunde herumgereicht, nachdem in meiner Klasse alle Mädchen was reingeschrieben hatten. Und da – das gibt's doch nicht – ist ein Foto von Daniel.

Ein uraltes Foto, so kommt es mir vor. Auf dem Bild ist er sechs und hat seine Schultüte im Arm. Das hatte ich ja ganz vergessen! Daniel ist in meinem »Freundebuch«!

Meine Ohren röten sich. Tabita will mir über die Schulter gucken, aber ich ziehe mich auf mein Bett zurück. Jetzt muss ich unbedingt allein sein.

Wie ist er doch süß, als Erstklässler, mit großen, überraschten Augen, als hätte er gar nicht damit gerechnet, fotografiert zu werden.

Seine Hobbys: Schlangen, Eidechsen, Spinnen. Dann war er ja schon damals auf solches Krabbelzeug fixiert. Manche Dinge ändern sich nie.

Und jetzt steht nur noch Daniel zwischen mir und dem Knast.

Meine Fantasie geht wieder mit mir durch. Ich stelle mir vor, wie er zu mir sagt: Ich weiß, was du getan hast, aber für einen Kuss vergesse ich das Ganze.

Wie cool er das sagt.

Oh, ein Kuss? Oh nein, oh nein. Na gut.

Dann küssen wir uns.

Und dann stürzt Tabita über meine Bücher- und Kleiderstapel, reißt mir das »Freundebuch« aus den Händen und verschwindet damit.

An diesem Abend ertappe ich mich dabei, wie ich bete. Ja, wirklich, ich, Miriam-Messie, wünsche mir so sehr, dass alles gut wird, dass ich sogar vor Gott herumjammere. Es ist mir merkwürdigerweise gar nicht peinlich. Ich habe es nicht verlernt. Und trotzdem ist es ... komisch.

»Ein fettes Wunder«, bete ich. »Bitte schenk mir ein fettes Wunder. Daniel darf uns nicht anzeigen. Er darf nichts wissen. Er soll am besten gar nicht mitkommen morgen. Bitte, Gott, kannst du nicht machen, dass er zu Hause bleibt, weil er Schnupfen hat oder was weiß ich?«

Dann liege ich noch lange wach und starre auf meine hügelige Zimmerlandschaft und bin so unglücklich, dass ich am liebsten meinen ganzen Krempel vor der Tür aufhäufen möchte, damit niemand hier hereinkommt und irgendetwas von mir will.

Am Sonntag ist erst mal Gottesdienst, so wie immer. Wir gehen natürlich hin. Immer. Alle.

So ist das bei uns.

Ich habe zwar versucht, die Decke über den Kopf zu ziehen und nicht aufzustehen, aber Silas ist reingekommen und hat mich angegriffen, mit

seinem selbstgebastelten Schwert. Er wollte bloß ausprobieren, ob man das auch durch eine dicke Decke spürt.

Tut man.

Da ist er überrascht.

Es hat keinen Zweck, so zu tun, als würde ich noch schlafen, nachdem ich meinen kleinen Bruder durch den Flur gejagt habe.

Also lande ich wie immer in der Kirche. Ich hab mein Gebet mitgebracht.

Bitte, lass ihn nicht da sein ...

Irgendwie ist es das Umgekehrte zu dem, was ich mir vor kurzem noch gewünscht habe. Da wollte ich Daniel gerne treffen. Aber jetzt nicht mehr. Jetzt überhaupt nicht mehr.

Warum muss es immer so schlimm werden, wenn es gerade anfang, schön zu sein?

Ich habe keine Antwort darauf. Und Gott auch nicht. Ich warte auf ein Zeichen, aber es gibt keins. Daniel ist da, mit seinen Eltern, und schaut nicht mal zu mir herüber. Also schaue ich auch nicht zu ihm.

Da ich während der Predigt nichts zu tun habe, denke ich an so viele Sachen, dass mir schwindlig wird.

Ich könnte ja Kopfschmerzen bekommen heute Nachmittag. Versuchsweise setze ich ein wehleidiges Gesicht auf und verschwinde gleich nach dem Gottesdienst nach Hause, statt noch zum Kaffeetrinken dazubleiben und mit Leuten zu reden, mit denen ich NICHT sprechen will.

Ich verstecke mich unter der Bettdecke und will nicht gestört werden. Aber nach Silas' Kitzelattacke kann ich nicht mehr so tun, als wäre ich krank.

Heute geht irgendwie alles schief. Alle anderen sind so übertrieben gut gelaunt. Michael bleibt zum Mittagessen und erzählt von seiner letzten Jugendfreizeit und den Streichen, die er und die anderen Mitarbeiter über sich ergehen lassen mussten. Allerdings haben sie sich grausig gerächt und die Teilnehmer eines Morgens unbarmherzig mit Tröten und Pfeifen geweckt.

Silas schüttet sich aus vor Lachen. Tabita verzieht das Gesicht und wendet ein, dass man so was nicht darf. Ich sitze nur da und versuche, meine Bratkartoffeln zu genießen.

Ein fettes Wunder ... oh schenk mir ein fettes Wunder.

Ich hoffe so sehr.

Aber das Fetteste sind hier die Schinkenwürfel.

Immerhin, Daniel ist siebzehn, oder? Er muss nicht mitkommen, wenn seine Eltern zum Kaffeetrinken Besuche machen. Schließlich habe ich keinen gleichaltrigen Bruder – für ihn gibt es hier nichts Interessantes. Außer mir eventuell, falls er mich interessant finden sollte. (Haha, träum weiter, Messie!) Warum mache ich mir eigentlich Sorgen? Er wird nicht dabei sein, bestimmt nicht.

Das sage ich auch Mama, als sie die Teller zählt, die ich im Garten auf dem Wachstum platziert habe. Sie fand es eine gute Idee, draußen neben unserem Holunderbusch zu essen. Ich spähe durch die Zweige, ob ich nicht zufällig ein Hornissennest darin finde.

»Einer zu wenig«, meint sie.

»Wieso, einer zu wenig? Die Hartmanns sind doch zwei Leute.«

Ich vermeide es, Daniels Namen auszusprechen.

Meine Mutter hat da weniger Hemmungen. »Aber Daniel kommt doch sicherlich mit?«

»Meinst du?«, frage ich.

»Schaun wir mal«, sagt sie. »Besser, wir nehmen nachher ein Gedeck weg, als dass eins fehlt.«

Ich stimme ihr nicht zu. Dieser eine Teller mehr ... stört mich jetzt schon.

»Bestimmt werden wir von Bienen und Wespen und was weiß ich belagert«, sage ich. »Die Sonne wird uns ins Gesicht scheinen und der Tisch wird umkippen, nachdem die Ameisen die Erde unter den Tischbeinen ausgehöhlt haben.«

Mama lacht. »Miriam, mach doch nicht so ein Gesicht. Ihr werdet euch schon nicht langweilen.«

Wenn du wüsstest!

Es gibt kein Wunder an diesem Sonntagnachmittag. Daniel geht zwischen seinen Eltern den Gartenweg hoch. Sie kommen gleich ums Haus rum auf unsere Wiese und es gibt reichlich »Ah« und »Oh« und »Was hat der Strauch doch für hübsche rote Blätter« und »Da sind ja tatsächlich ein paar Äpfel dran« und so.

Daniel steht etwas alleingelassen herum, die Daumen in den Gürtelschlaufen, und schaut überall hin, nur nicht zu mir.

Das wird schlimm heute. Nein, nicht bloß schlimm. Eine Katastrophe.

Ich verziehe mich auf die Terrasse und rufe Mandy an.

»Ich kann ihn nicht fragen«, sage ich. Dummerweise habe ich ihr erzählt, dass die Hartmanns zu Besuch kommen. Weil sie ständig gebohrt hat, ob ich schon was rausgefunden hab. Ich musste sie auf heute vertrösten, damit sie mich nicht vor seinem Haus ablädt oder so.

Jetzt bereue ich es. Denn sie wird garantiert wissen wollen, wie es gelaufen ist.

»Unsinn«, meint sie streng. »Du fragst ihn. Ganz unauffällig natürlich. Du kannst das.«

Ich schlucke. Komisch, aber wenn Mandy meint, dass ich etwas kann, klappt das meistens auch. Sie findet vielleicht, dass ich ihr Glück bringe, aber umgekehrt ist es genauso. Mandy hat mir bis jetzt ziemlich viel Glück gebracht. Bis auf diese Sache mit Hendrik. Diese üble Sache, aus der wir jetzt irgendwie rauskommen müssen.

Mama kommt mit der Kaffeekanne aus dem Haus und setzt ihr strenges pädagogisches Gesicht auf, als sie mich mit dem Handy am Ohr erwischt.

»Mach sofort Schluss. Wir haben Gäste, um die wir uns kümmern müssen.«

Das übernehmen aber schon meine Geschwister. Silas stürmt mit einem Plastik-Laserschwert auf Daniel zu und erklärt ihm den Krieg, während Tabita mault: »Der Kleine nervt immer so«, mindestens zehn Mal, bis ich rufe: »Du nervst selber« und ihr heimlich einen Tritt vors Schienbein verpasse.

Mama ruft zum Essen. Ich komme gar nicht dazu, verlegen zu werden, da alle beschäftigt sind. Der Kuchen muss gegen die Wespen verteidigt werden, und während wir anderen herumfuchteln und zwischendurch hastig wespenbereinigte Bissen verschlingen, erzählt mein super gelaunter Papa von einer Predigtreihe über den Heiligen Geist, die er vorbereitet. Die insektenmordenden Hartmanns sind so nett, ihm zuzuhören. (Papa, hallo? Wir essen hier Zwetschgenkuchen mit Sahne und Wespen, und ein etwas leichteres Thema würde es auch tun, meinst du nicht?) Mama und Frau Hartmann stellen fest, dass sie dieselben Krimis lesen, während sie die getöteten Streiflinge ordentlich in eine

Reihe legen, wie eine Jagdstrecke. Silas spricht pausenlos von Star Wars und dass er ein Jedi-Ritter wäre, wenn es die in echt gäbe, und ob man nicht trotzdem einer sein kann, auch wenn es sie nicht gibt?

Daniel schlägt sich tapfer. Er wirkt noch gar nicht genervt, sondern antwortet freundlich. Er verspricht sogar, Silas später was auf der Gitarre vorzuspielen. Wir haben irgendwo noch eine alte rumliegen, die ewig nicht gestimmt wurde.

Ich bin fast ein wenig sauer, denn mir hat er nichts vorgespielt, als wir bei den Hartmanns zu Besuch waren. Nun denn. Ich nehme mir ein zweites Stück Kuchen und verstecke es in einem Berg Sahne und beschäftige mich dann damit, es wiederzufinden. Ich konzentriere mich so sehr, dass ich gar nicht mitbekomme, dass die anderen schon fertig sind und ich als Einzige noch esse.

Mist, wie peinlich.

Daniel wird von Darth Vader verschleppt und ich muss den Tisch abräumen. Das verschafft mir noch eine letzte Frist.

Als ich fertig bin und in Silas' Zimmer hochsteige, höre ich die Musik. Ich bleibe vor der Tür stehen und lausche.

Wer hätte gedacht, dass man aus der alten Klampfe noch solche Musik hervorlocken kann? Vorsichtig schiebe ich die Tür einen Spalt auf und luge hinein. Da sitzt Daniel, auf Silas' Bett, und spielt. Halblaut singt er dazu, über das uralte Teil gebeugt, während mein Bruder vor ihm auf dem Teppich hockt und ihn anhimmelt.

Ich wage es nicht, mich zu bewegen oder ein Geräusch zu machen. Ich will bloß zuhören. Was singt er da? Das Lied kenne ich nicht. Aber es hört sich gut an. Ich kann nicht anders – ich filme ihn, wie er singt. Damit ich es mir immer wieder anhören kann. Vielleicht schicke ich es irgendwann mal an einen Musikproduzenten und Daniel wird reich und berühmt und kommt in die Charts und hat seinen Aufstieg dann mir zu verdanken.

»Lauschst du?«, fragt Tabita mit ihrer ätzendsten Schwesternstimme.

»Gar nicht«, lüge ich.

Daniel hört sofort auf zu spielen und legt die Gitarre weg.

»Mach ruhig weiter. Klingt doch gut.«

»Ach ... das ist noch nicht fertig.«

»Das hast du selbst geschrieben?« Ich bin wirklich fassungslos.
»Mann, das war gut!«

Er ist so verlegen, wie ich ihn noch nie erlebt habe. Zuckt die Achseln. Will irgendwas sagen und bringt kein Wort heraus.

Ich setze mich an den mit Filzstift bekritzeltten Schreibtisch. Das Zimmer ist zu klein für uns vier. Aber in mein Chaos kann ich Daniel ja schlecht einladen. Und hier, vor meinen Geschwistern, kann ich ihn nicht nach Hendrik fragen. Doch dann ruft meine Mutter nach den beiden. Tabita will erst partout nicht weg und uns hier allein lassen, aber anscheinend gibt es Eis, daher geht sie doch. Himmel, was jetzt? Soll ich ihn jetzt fragen? In den Büchern, die ich manchmal lese – nicht, dass ich mir besonders viel aus Liebesromanen mache –, geht es immer darum, dass der Junge das Mädchen zum Schulball einladen will und sich nicht traut. Da kommen solche Probleme, wie ich sie habe, überhaupt nicht vor. In diesem Moment wünsche ich mir verzweifelt, wir wären hier zusammen, weil Daniel mich zu einem Ball einladen will.

An unserer Schule gibt es so etwas Romantisches gar nicht. Aber immerhin gehen eine ganze Menge Realschüler zu den Oberstufenpartys der Gymnasiasten. Kurz vor den Herbstferien ist die erste in diesem Schuljahr. Ich gehe mit Mandy und den anderen hin und hätte stattdessen natürlich lieber, dass Daniel mich begleitet. Wenn er mich denn fragen würde. Aber stattdessen greift er wieder nach der Gitarre und zupft an den Saiten herum.

Ich taste schon nach meinem Handy, um meiner Freundin eine SMS zu schicken.

Und dann fängt er selber davon an. Ich erschrecke mich so, dass ich fast vom Stuhl falle.

»Sag mal«, meint er, »gibt es an eurer Schule Mädchen, denen du richtige Gemeinheiten zutrauen würdest?«

»Äh«, stottere ich, »warum?«

Daniel schüttelt den Kopf. »Ich bin da in etwas hineingeraten«, meint er.

Dann erzählt er mir von Hendrik.

»Ich frage mich echt, was mit ihm los ist«, sagt er.

Und, hast du schon eine Idee? Ich müsste das fragen, aber ich frage nicht. Mein Mund ist trocken, ich kann nicht sprechen.

»Sie lauern ihm nach dem Unterricht auf«, sagt er. »Ein paar Mädchen aus eurer Schule.«

Ich kann ihm nicht in die Augen schauen. Wahrscheinlich niemals wieder.

»Sie jagen ihm eine solche Angst ein, dass er total verstört ist. Das sind keine Kinderstreiche mehr.«

»Was wirst du jetzt machen?«, frage ich kleinlaut.

»Ich weiß nicht«, murmelt er. »Ich hab erst mal angefangen, ihn auf dem Schulweg zu begleiten. Ich hoffe, das hilft. Vielleicht sollte ich mit eurer Schulleiterin sprechen? Ist das immer noch Frau Dietrich?«

»Äh – das ist keine gute Idee«, sage ich schnell. »Du kannst ja schlecht sagen, dass irgendwelche Mädchen Blödsinn machen. Die können ja nicht die ganze Schule verhaften!«

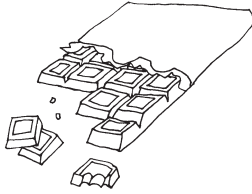
»Was soll ich denn sonst tun? Ich würde ja mit seinen Eltern reden, aber der Junge hat solche Panik davor, dass ich ihm versprechen musste, zunächst einmal gar nichts zu tun. Ich kann ihn ja kaum dazu bringen, mir irgendetwas anzuvertrauen.«

Ich öffne den Mund, um zu sprechen, aber in diesem Moment kommt meine Schwester zurück.

»Wollt ihr Eis? Das soll ich von Mama fragen«, sagt Tabita wichtig. »Im Garten.«

Wir folgen ihr. Und reden nicht mehr darüber.

Fast schaffe ich es, diesen Nachmittag zu genießen.



9.

»So«, sagt Mandy zu mir.

Ich bin bei ihr zu Hause und wäre normalerweise gebührend beeindruckt von ihrem Zimmer, komplett mit eigenem Fernseher, Computer, Playstation und was weiß ich noch alles. Eigentlich wollte sie ja zu mir, aber, wie gesagt, in mein Zimmer lass ich niemanden rein. Auch nicht Mandy. Erst recht nicht Mandy.

Mandy drückt mich auf ihr Sofa, das pink ist und plüschig und auf dem eine ganze Sammlung von Kuscheltieren Platz gefunden hat. Selbst der Model-Clique in unserer Klasse würde das gefallen. Mir dagegen ist es zu süßlich. Mandy ist nicht so. Pink und mit kleinen Teddys und Mäusen. Das passt überhaupt nicht zu ihr.

»Kein Wort!«, warnt sie mich, als sie meine Blicke bemerkt. Steffi und Kim sind schon da. Kim blättert in einem Spiderman-Comic. Mandy reißt es ihr ungeduldig aus der Hand.

»He, lass die liegen!«

»Aber ...«

»Das sind Erstausgaben«, klärt Mandy sie auf. »Die sind wertvoll, ja?«

»Ich dachte, Comics sind zum Lesen da.« Kim ärgert sich, aber gegen Mandy lehnt sie sich nicht auf.

Mandy legt das Heft auf einen Stapel in ihrem Regal. »So, wo waren wir?«

»Der Kleine schwört, er hat nichts verraten«, erzählt Kim. »Dieser Daniel begleitet ihn einfach so und lässt sich nicht abwimmeln. Glaubst du das?«

Sie schauen alle mich an. Ich bin hier die Daniel-Expertin. Ich bringe Mandy Glück. Bestimmt ist sie wieder einmal froh, mich in der Mannschaft zu haben.

»Kann schon sein.«

Ich denke an Hendrik. So klein und eingeschüchtert und ängstlich. Ich kann mir gut vorstellen, wie schrecklich unangenehm es ihm ist, dass wir sauer sind. Jetzt wird er Daniel wegschicken. Er wird sich von ihm fernhalten. Bestimmt.

Aber Daniel wird sich nicht wegschicken lassen.

»Wenn Hendrik einen auf stur macht, geht Daniel bestimmt zur Schulleitung. Oder zu seinen Eltern«, sage ich. Am besten, Daniel begleitet Hendrik, wir lassen Hendrik in Ruhe, und irgendwann können wir alle vergessen, was passiert ist. So stelle ich mir das vor.

Aber ich bin ja nicht Mandy.

»Dieser Daniel hat wohl nicht genug zu tun, wie?«, überlegt sie. »Hat er keine Freundin?«

»Ich glaub nicht«, sage ich und dabei fällt mir ein, dass ich das gar nicht mit Sicherheit weiß. »Er könnte ja noch Kontakt zu einem Mädchen haben, in seiner alten Stadt, oder?«

Mandy runzelt die Stirn. »Man müsste ihn ablenken. Wer übernimmt das?«

Sie schaut in die Runde.

Kim lacht verächtlich. »Ich hab keine Zeit für Jungs.«

Soll ich mich melden? Aber ich fände es äußerst komisch, mich dafür zur Verfügung zu stellen, Daniel abzulenken. Ich meine, wie blöd ist das denn?

Bevor ich mich entscheiden kann, ob ich damit herausplatzen soll, wie bescheuert ich das finde, hebt Steffi die Hand.

»Ich versuch mein Glück.«

Mandy starrt sie an. »Ich dachte, Basti hat dich gefragt, ob du mit ihm ins Kino gehen willst?«

Steffi zuckt die Achseln. »Ja und?« Sie wirft den Kopf zurück und ihre Augen blitzen. Für einen Moment ist sie ein Mädchen, dem alle Jungs zu Füßen liegen, bildhübsch, mit einer wallenden blonden Mähne.

Dann lacht Mandy. »Also, ich weiß nicht ...«, überlegt sie.

Warum habe ich neulich in der Mensa gelogen? Warum habe ich meine Freundinnen glauben lassen, dass ich Daniel angesprochen habe? Sonst würden sie wissen, dass er mich – wenn auch nur ein einziges Mal – so angeschaut hat. So ... irgendwie.

Und ich würde gerne klarstellen, dass er nur mich so anschauen soll und keine andere, sonst bekommt ihr es mit mir zu tun!

Wenn irgendjemand ihn ablenken kann, dann hoffentlich ich.

Aber ich will ihn nicht ablenken.

Deshalb sage ich nichts. Schließlich bin ich nicht mit ihm befreundet. Und dass wir uns ganz gut verstehen, erzähle ich lieber nicht. Das gehört nur mir. Mir ganz allein.

»Macht dir das nichts aus, Messie?«

»Warum sollte es?«, frage ich zurück. Aber so lässig, wie ich klinge, bin ich gar nicht. Daniel hat bestimmt kein Interesse an Steffi. Aber wenn doch? Was, wenn doch?

»Er ist immerhin recht süß«, gibt Kim mir einen Grund, noch mal darüber nachzudenken. Nein, sie meint gar nicht mich. Sie sagt das zu Mandy. »Schnapp ihn dir doch selbst.«

Mandy grinst. »Ach, der ist so gar nicht mein Typ.«

Da weiß ich mit Sicherheit, dass sie immer noch von Tom träumt. Von Tom mit den schwarzen Haaren und den dunkelblauen Augen und dem Schmelzblick.

Oder bin ich es bloß, die von ihm träumt und bei jeder Gelegenheit an ihn denkt? (Obwohl, wann habe ich überhaupt das letzte Mal an Tom gedacht?)

»Also, das wäre geklärt«, meint Mandy.

Meine letzte Gelegenheit, Einspruch zu erheben. Was soll ich sagen? Dass ich ihn für mich haben will? Dann werden die anderen mich daran erinnern, dass ich in Tom verliebt bin. Dass ich einfach nicht erlaube, dass Steffi sich an Daniel heranmacht? Aber das kann ich ja schlecht verhindern. Dafür müsste man einen der beiden einsperren.

Schöne Scheiße!

Selbst innerlich fluche ich sehr gepflegt. Pastorentochter, die ich bin.

»Schön«, sagt Mandy. »Messie, du musst uns alles erzählen, was du über Daniel weißt.«

Ich weiß gar nichts. Was soll ich ihr sagen – dass er Verse in seiner Bibel unterstrichen hat? Dass er einen Gecko hat, der Churchill heißt? Dass er mir Kaugummi in die Haare geklebt hat, als wir klein waren?

Auf einmal möchte ich gar nicht hier sitzen. Sondern lieber in seinem Zimmer sein, das ich viel gemütlicher fand als dieses hier. Aber vermutlich werde ich nie wieder bei den Hartmanns willkommen sein. Bestimmt hat Hendrik inzwischen verraten, wer seine Hefte geklaut hat, und jetzt will Daniel nie wieder was mit mir zu tun haben.

Nur wenn wir ihn dazu bringen können, nie wieder mit Klein-Harry zu sprechen, bin ich in Sicherheit. Das ist mein Wunschtraum: dass er es niemals erfährt.

»Er spielt Gitarre«, sage ich. »Und schreibt selbst Lieder.«

Und während ich das ausspreche, habe ich das Gefühl, dass ich ihn verrate und dass das hier das Schlimmste ist, was ich jemals getan habe.

»Sorry.« Das Mädchen rempelte ihn an und grinste dann. Sie hatte beide Hände in den Taschen ihrer Sweatjacke und Stöpsel in den Ohren. Zum Takt der Musik wippte sie mit dem Kopf. »Ich bin manchmal nicht ganz da, wenn ich Musik höre.«

»Kenn ich.« Daniel musterte sie verstohlen. Es gab wenig Mädchen, die ihn auf Augenhöhe anschauen konnten. Ihre buschigen blonden Haare wirkten strohig und an ihrem rundlichen Gesicht gab es nichts, was ihn dazu gereizt hätte, es lange anzustarren. Nicht so wie bei Miriam, die er nur aus dem einen Grund nicht lange ansehen konnte, weil er dann rot wurde. Weil er sie so schön fand, dass er darüber singen wollte. Weil in seinem Kopf – oder seinem Herzen? – Lieder entstanden, so viele wie nie zuvor. Eine Flut von Songs, von Melodien, von Worten, die er kaum gebändigt bekam. Er konnte nicht anders – er verglich alle, die er traf, mit Miriam.

Das Mädchen war nicht hässlich, aber sie hatte einfach nicht dieses Strahlen, dieses geheimnisvolle Lächeln, dieses Etwas. Dafür war sie ... üppig, wie er sofort bemerkte, als sein Blick tiefer wanderte. Und sie trug einen recht offenerzigen Ausschnitt.

Das war etwas zu viel des Guten.

Er blickte ihr rasch wieder in die Augen. Die waren hellgrün und verliehen ihr etwas Sanftes.

»Hi, ich bin Steffi.«

»Daniel«, sagte er freundlich. »Was für Musik hörst du denn da?«

»Willst du mal?«

Sie reichte ihm einen der Ohrstöpsel und beugte sich etwas näher zu ihm hin, sodass er mithören konnte.

»Dire Straits?« Daniel war überrascht.

»Ich liebe einen guten Gitarrensound.« Sie lächelte versonnen.

Steffi.

Irgendwo in ihm machte es Klick.

»He, warte mal«, sagte er, »bist du nicht ... Du gehörst doch wohl nicht zu denen, die Hendrik auflauern?«

Sie fuhr erschrocken zurück. »Ich lauere niemandem auf!«

Steffi. Groß und blond. Hatte er sie nicht so beschrieben? Was sollte das hier werden? Wollte sie irgendwie überprüfen, wie er so tickte?

»Du bist in Mandys Clique, stimmt's?«

Sie funkelte ihn böse an. »Was soll das denn?«

»Ich frag doch nur«, meinte er. »Es gibt bestimmt mehrere Steffis hier. Aber du weißt anscheinend, wovon ich spreche?«

»Ich hab keinen Schimmer«, stieß sie hervor und machte einen Schritt zurück.

»Was denn nun?«, fragte er. »Kennst du Hendrik oder nicht?«

Sie gehörte dazu, ganz bestimmt. Oder?

»Machst du das immer so?«, fuhr sie ihn an. »Dass du hier rumläufst und Leute beleidigst?«

»Ich habe doch nur ...«, begann er, aber sie ließ ihn nicht ausreden.

»Ach, vergiss es!«

Wütend stapfte sie davon.

Er blickte ihr nach und wunderte sich. Was für eine merkwürdige Begegnung.

»Der ist doch nicht ganz dicht«, schimpft Steffi.

»Wer?«, will Kim wissen.

Wir sitzen im Park auf der Bank und lassen eine Chipstüte rumgehen. Allen meinen Diätvorsätzen zum Trotz lange ich zu.

»Dieser Typ. Daniel.« Sie schaut mich an, als wäre ich an allem Schuld. »So ein arrogantes Arschloch.«

Ich kann es nicht fassen, dass sie ihn tatsächlich angesprochen hat. Wenn ich an Tom denke – ihn einfach anrempeln und ein Gespräch beginnen? Ich? Nur bei der Vorstellung gleitet meine Stimme in ein Quietschen ab. Ich bekomme schweißnasse Hände und mein Herz beginnt wild zu schlagen.

So mutig müsste man sein!

»Vielleicht rede ich mal mit ihm«, überlegt Mandy.

Hm. So sehr ich meine Freundin bewundere – dafür nicht. Sie darf auf gar keinen Fall auch nur in Daniels Nähe kommen! Er wird hin und weg von ihr sein. Jeder ist begeistert von Mandy. Bestimmt verliebt er sich Hals über Kopf in sie! Nein, Hilfe!

Sie hat zwar behauptet, er wäre nicht ihr Typ, aber kann man das einfach so glauben? Ich meine, er sieht nicht aus wie Tom, aber auf seine Art ist Daniel nun mal irgendwie süß.

Was mache ich bloß?

Ich schnappe mir die Chipstüte und genehmige mir eine Hand voll.

Oh bitte nicht, Gott, bete ich. Nicht Mandy und Daniel. Das wäre das Allerschlimmste für mich – wenn er ihr Freund wäre und ich die beiden ständig zusammen sehen müsste. Arrgh!

Die Sonne scheint mir ins Gesicht und ich spüre, wie die Strahlen auf meiner Haut brennen.

»Wollen wir nicht Schwimmen gehen?«, frage ich. Das Wetter schreit geradezu danach. Ich will schwimmen, mich im Wasser treiben lassen und alles vergessen, was mir die Laune verdirbt.

»Leute, wir haben morgen eine Arbeit«, erinnert Steffi.

»Na und? Das ist mir sowas von schnuppe«, erklärt Kim und wirft ihr Haar zurück. Bei ihren kurzen Stoppelhaaren ein Kunststück.

Wie immer ist es Mandys Entscheidung.

»Ja«, sagt sie. »Prima Idee.«

Wir wollen uns am Eingang des Freibads treffen. Schließlich müssen wir noch unsere Badesachen holen.

Steffi kommt nicht. Als ich Mandy im Bikini sehe, halte ich das für eine weise Entscheidung. Wieder wird mir ganz schlecht vor Angst, wenn ich an Daniel denke. Sie muss ihn nur anlächeln und er gehört ihr. Ganz bestimmt. So wie Mandy von allen hier angehimmelt wird, hat er gar keine Wahl. Ich meine, schließlich ist er auch bloß ein Mann.

Ich hätte diese Chips nicht essen sollen, obwohl sich das vermutlich nicht so schnell auf die Figur auswirkt. Ich hätte die Chips der letzten zehn Monate nicht essen sollen. Nein, der letzten zwei Jahre. Neben Mandy bin ich plötzlich wieder unsichtbar.

Bloß noch ein Mädchen in ihrem Gefolge. Kim könnte man für ihre Leibwächterin halten und mich – keine Ahnung. Ich sehe weder wie ihre Fitnessberaterin aus noch wie ihre Modestylistin. Ich bin bloß Messie, die sich auf einmal verloren und einsam fühlt. Nicht, dass ich es ihr nicht gönne. Sie kann ja nichts dafür, dass sie der Star ist, wo sie auch hingeht. Sofort wimmelt es um unsere Picknickdecke herum von Leuten, die sie kennen. Jungs, um genau zu sein. Mandy merkt gar nicht, dass ich mein Handtuch ein ganzes Stück entfernt hinlege, wo niemand anbetend herumsteht. Dass ich allein ins Becken klettere und anfangs, meine Bahnen zu schwimmen.

Ich versuche, mich frei zu fühlen, losgelöst von allem, während ich auf den jenseitigen Rand zuhalte. Stattdessen bekomme ich einen Krampf im rechten Fuß. Na wunderbar.

Reichlich ungeschickt klettere ich aus dem kalten Wasser. Ich bleibe in der Sonne stehen und halte meinen Fuß in die Wärme, bis es besser wird.

»Hey, Messie. Hier trifft sich die halbe Schule, wie?«

Es ist Bastian. Basti in Badehose.

Wie komisch, andere Leute mit so wenig an zu treffen. Jetzt fühle ich mich erst recht unwohl.

»Ja, ich hab schon viele aus meiner Klasse gesehen«, gebe ich zurück.

»Dort hinten findet gerade eine Bademoden-Show statt.«

Basti grinst. »Bist du mit deinen Eltern hier? Oder mit der Clique?«

»Mandy hat gerade Autogramm-Stunde.« Das konnte ich mir jetzt nicht verkneifen.

»Und Steffi?«, fragt er betont beiläufig.

Wusste ich's doch, dass er in sie verknallt ist. Dass sie einen Kopf größer ist als er, scheint ihn nicht zu stören.

»Die lernt. Tja, die nimmt das wenigstens ernst.«

Basti nickt weise. »Schade. Na, bis denn.«

Als er geht, durchströmt mich wieder ein Hochgefühl. Ich kenne vielleicht nicht so viele Leute wie Mandy, aber doch eine ganze Menge. Früher hätte ich bloß einsam auf einer Decke gehockt, ein paar Saftpäckchen geleert und ein Buch gelesen. Jetzt treffe ich alle naselang Leute.

Also, Messie, Kopf hoch! Das ist doch schon was! Hör einfach auf, dich mit Mandy zu vergleichen und sei glücklich.

Dummerweise kann ich mein Handtuch nicht wiederfinden. So was Blödes! Prompt fange ich an zu frieren. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als so lange herumzulaufen, bis ich von selbst getrocknet bin, denn auf Mandys Decke ist immer noch kein Platz.

Wer klaut bloß ein altes Handtuch??

Ich war da. Aber du hast mich gar nicht gesehen. Wundert mich das? Du siehst mich nie.

Ich habe überlegt, ob ich etwas sagen soll. Winken und rufen, und dann sagst du: Hallo, schön, dich zu sehen, und ich antworte irgendwas, und alles fühlt sich normal an. Ich schätze, dass sich das für die meisten normal anfühlt.

Aber Tatsache ist, wenn mich jemand anschaut, dann ... schräg. Gerade hier.

Liegt es an meinem Körper? An dem, was ich anhabe?

Keine Ahnung. Es war schon immer so.

Während du ... so selbstgefällig lächelst. Wenn ich dieses Lächeln sehe, krampft sich alles in mir zusammen und ich kann kaum atmen.

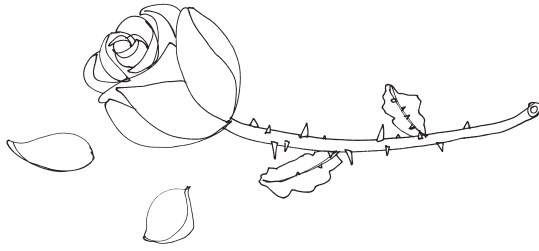
Wie wäre es, dich mal unterzutauchen? Ich überlege, ob ich es tun soll. Einfach so. Ich drücke dich unter Wasser. Du schnappst nach Luft. Du siehst mich an, unter Wasser, und die Luftbläschen steigen aus deinem Mund nach oben.

Du siehst mir in die Augen.

Du siehst mich und begreifst alles.

Wetten, dass ich stark genug bin?

Webhexe, Blogeintrag vom 15. September



10.

Am nächsten Tag stelle ich gerade mein Fahrrad ab, als Hendrik ankommt. Begleitet von Daniel.

Also war Steffi wohl doch nicht erfolgreich.

Hoffentlich hat keiner der beiden mich gesehen! Ich darf sie auf keinen Fall zusammen treffen. Daniel und Hendrik. Nur das nicht!

Ich werfe mir die Tasche über die Schulter und renne so schnell zum Eingang, wie ich nur kann. So früh bin ich im Klassenraum, dass ich sogar vor dem Lehrer da bin.

Was mir die Gelegenheit gibt, meine Nachrichten durchzulesen. Ich hab eine von Daniel! Er fragt mich, ob ich heute Abend bei den Hopis bin.

Klar, schreibe ich zurück. Auf einmal bin ich wieder froh. Der Tag ist gerettet!

Mandy erscheint erst kurz vor dem Klingeln. Ich warte darauf, dass sie mir irgendein Zeichen gibt, aber da kommt nichts. Ich muss bis zur Pause aushalten, doch dann will ich es wissen.

»Hast du mit Daniel gesprochen?«, platze ich heraus.

»Hm«, macht sie. Daraus schließe ich messerscharf, dass es wohl nicht so gut gelaufen ist. Irgendwie freut mich das, aber das lasse ich mir natürlich nicht anmerken.

Sie druckst ein bisschen herum und plötzlich bricht es aus ihr heraus. »Er hat mich voll abblitzen lassen«, beschwert sie sich. »Mann, Steffi hat recht, der ist so was von arrogant, das ist nicht normal.«

Komisch, aber für Mandy ist jeder arrogant, der sich von ihrem Charme nicht einwickeln lässt. Ich freu mich und zeige es nicht und fühle mich zugleich ziemlich schuldig, weil sie immerhin meine Freundin ist.

»Er will nichts von dir?«, wundert sich Kim.

Das ist wirklich kaum zu glauben. Mandy ist das nicht gewöhnt. Sie runzelt die Stirn. »Ich hab ihn gefragt, ob er heute Abend mit zur Party kommt, und er hat mich in die Kirche eingeladen! Ist das zu fassen?«

»*Life and hope*«, sage ich. »Da geh ich auch immer hin.«

»Aber du würdest einen Jungen nicht dorthin einladen, oder?«, schnappt Mandy.

»Äh – nein.«

»Und du gehst da sowieso nur hin, weil du musst. Aber dieser Typ – ich meine, wie fromm ist der? Geht der jeden Sonntag in die Kirche. Und in der Woche auch?« Ihre Augen funkeln wütend.

»Zeitverschwendung«, findet Kim. »Es gibt eh keinen Gott. Mann, diese Spinner nerven echt.«

Das kann ich so nicht stehenlassen.

»Das weißt du doch gar nicht«, sage ich mit Nachdruck. »Es gibt eine Menge kluger Leute, die an Gott glauben. Sind das etwa alles Spinner?«

Kim verdreht die Augen. »Willst du mich jetzt anpredigen?«

»Ich erwarte bloß ein wenig Respekt«, sage ich und bin fast erschrocken, dass ich mich hier so aufrege. »Für das, was andere glauben.«

Komisch. Sobald jemand behauptet, es gäbe keinen Gott, muss ich Streit anfangen. Ich meine, wie kann man sich da so sicher sein? Dass man ihn nicht sehen kann, beweist gar nichts. Niemand behauptet, er würde wie ein ganz normaler Mann im Anzug durch die Gegend stiefeln. Die Zeiten sind definitiv vorbei (und da trug er wohl eher Sandalen). Aber es gibt schließlich eine ganze Reihe Christen – ich kenne zufällig ein paar –, die ihn fühlen können. Oder denen das jedenfalls so vorkommt. Gott erhört vielleicht nicht alle ihre Gebete, aber in Schwierigkeiten fühlen sie sich nicht allein. Sie haben gute Gründe, um das zu glauben, was sie glauben. Ich lasse nicht zu, dass man sie beschimpft!

Die anderen sind etwas geplättet. Mandy, die religiöse Debatten hasst, wendet sich Kim zu. »Und, hast du was für mich?«

Kim grinst und zeigt ihr ein paar Fotos auf ihrem Handy. Ich kann von meinem Platz aus nicht gut sehen und drängel mich ein bisschen dazwischen.

»Wer ist das?«, frage ich.

Die Aufnahme ist von einer Party. Da ist ein Mädchen, das ein Glas an die Lippen hält. Ich kenne sie nicht. Oder, Moment mal, doch. Ist die nicht in der Klasse unter uns? Jana heißt sie.

»Die ist fünfzehn, wenn überhaupt«, sagt Kim. »Ich habe sie am Wochenende auf einer Feier getroffen. Wetten, die will nicht, dass ihre Eltern das zu Gesicht kriegen? Ich hab noch ein paar Bilder mehr.«

Steffi lacht auf. »Die nehmen wir uns gleich in der Pause vor. Die ist nicht arm und ihre Eltern sind sehr streng. Wetten, die zahlt gut?«

»Seid ihr eigentlich total übergeschnappt?«, frage ich. Unklug, ich weiß, aber langsam reicht es mir. »Das ist Erpressung! Nur weil das mit dem Winki geklappt hat, heißt das doch nicht ...«

Mandy schaut mich so scharf an, dass ich mitten im Satz verstumme. Ich weiß auch nicht genau, was ich noch alles sagen wollte. Dass ich nicht mehr mitmache? Dass ich nie wieder mit ihnen rede? Dass ich sie verpetzen werde, wenn das nicht aufhört?

»Du hast recht, Messie«, sagt Mandy. »Wir sollten vorsichtiger sein. Nein, Mädels, wir machen das anders. Wir besorgen uns ihre E-Mail-Adresse und schicken ihr die Fotos. So, dass sie nicht weiß, von wem sie kommen.« Sie nickt mir zu, anerkennend.

Ich stehe da und fühle mich völlig hilflos. Das war es ja nun nicht gerade, was ich erreichen wollte.

Aber später hakt Mandy sich bei mir unter und erklärt mir noch mal alles.

»Jana ist nicht irgendein Mädchen, das wir einfach so ärgern«, sagt sie. »Da sind ein paar Dinge vorgefallen ... Die muss auch mal einen Dämpfer kriegen.«

»Was für Dinge?«, hake ich nach.

»Die hat meinen Bruder total fertiggemacht«, mischt Steffi sich ein. »Der ist fast durchgedreht!«

»Siehst du, Messie«, meint Mandy, »wenn wir ihr zeigen, wie beschissen sie aussieht, wenn sie besoffen ist, hört sie vielleicht sogar mit dem

Trinken auf Mann, die ist erst fünfzehn! Wir retten ihr womöglich das Leben!«

Das klingt einleuchtend.

Ein kleiner Schreck kann Wunder wirken. Mehr, als wenn man für jemanden betet, der sich nicht ändern will. Ich weiß das. Was haben wir für meinen Onkel, Papas Bruder, gebetet, als die Sache mit seiner Spielsucht rausgekommen ist. Aber die Geschichte hat trotzdem ein schlechtes Ende genommen. Er hat sich völlig überschuldet, seine Frau hat sich scheiden lassen und er ist in der Versenkung verschwunden. Dabei war er mein absoluter Lieblingsonkel.

Ich spreche nicht gerne darüber. Schon daran zu denken stimmt mich deprimiert.

»Wir treffen uns heute Nachmittag«, sagt Mandy. »Bist du dabei?«

»Klar«, sage ich, denn ich will nicht, dass sie ohne mich abhängen. Dann bin ich ruckzuck wieder draußen. Mandy merkt ja auch, dass ich gewisse Probleme mit ihren Ideen habe, sie ist nicht blöd. Wie lange wird sie mir noch alles erklären, oder sagt sie irgendwann: Hau ab?

Ich weiß nicht, wie ich das überleben soll. Es wäre schlimmer, als wenn ich einfach unsichtbar geblieben wäre. Viel schlimmer.

Diesmal sind wir bei Steffi. Ihr Bruder Chris kann uns eine Adresse einrichten, die man nicht zurückverfolgen kann. Behauptet er. Ich hab von solchen Dingen nicht besonders viel Ahnung. Mandy schlägt gleich zu und lässt sich mehrere davon zuteilen.

»Für alle Fälle«, sagt sie und grinst.

Dann schreibt Steffi eine Mail an Jana. Noch ohne Foto. »Wir haben dich gesehen. Samstagabend. Was sagen denn deine Eltern dazu?«

Das muss reichen. Mehr erfährt sie erst beim nächsten Mal.

Außerdem kommt gerade Steffis Bruder herein, und der soll nicht mitkriegen, was wir schreiben.

Mandy lehnt sich zurück und verschränkt die Hände hinter dem Kopf. Ich merke, wie Chris sie anstarrt. Sie ist halt einfach hübsch. Was würde ich mir wünschen, dass mich mal jemand so anschaut!

Er bleibt da und wir reden über dieses und jenes und sind glücklich. Ja, ich merke wieder, wie glücklich ich bin, mit den anderen zusammen. Die kleine Unstimmigkeit ist vergessen. Wir sind dabei, Janas Leben zu verändern, der Gedanke gefällt mir irgendwie. Und Chris weiß nichts

davon, dass es um dieses Mädchen geht, das ihn mal so verletzt hat. Als er das Zimmer verlässt, sage ich: »Drei Engel für Charly, nein, vier Engel für Chris«, und die anderen prusten los.

Ein tolles Gefühl. Beides. Dass sie lachen und dass wir etwas Gutes tun und dass wir hier zusammen sind und ich dazugehöre.

Während wir quatschen, kommt schon Janas Antwort. »Was soll das? Wer ist da?«, schreibt sie, und jetzt lachen wir erst recht.

Wenn man nichts zu verbergen hat, kann einem auch keiner was, ist es nicht so? Das musste schon der Winkelmann lernen.

Wir reden weiter, und irgendwie kommen wir darauf, ob es Engel wirklich gibt oder nicht. Hilfe, schon wieder eine religiöse Diskussion! Aber diesmal ist die Stimmung leichter und lockerer. Kim lacht nur verächtlich. Steffi sagt: »Oh doch, es gibt sie. Aber sie sind nicht dünn und leicht und mit Flügeln, sondern sie sehen aus wie ich. Kräftig. Schutzengel müssen jedenfalls stark sein.«

Wir geben ihr recht.

Glaube ich an Engel? Ich weiß nicht. Ich bin noch zu sehr damit beschäftigt zu klären, ob ich überhaupt an Gott glaube. Ja. Aber manchmal irgendwie auch nicht. Ich habe oft das Gefühl, dass ich ihn verteidigen müsste. Blöd, oder? Wenn es ihn gibt, hat er das ja kaum nötig. Aber Kims Einstellung ärgert mich. Wie kann sie mit ihren sechzehn Jahren Lebenserfahrung behaupten, dass alles Unsinn ist? Dass ich im Gegenzug in der Kirche Zweifel äußere – nun, das ist eben typisch Messie. Ich schätze, bei den meisten funktioniert das eher andersherum. Unter Christen fällt ihnen das Glauben leicht und unter Nichtchristen ist es ihnen peinlich, an etwas Unsichtbares zu glauben. Aber mein Hirn arbeitet irgendwie anders, als hätte ich einen eingebauten »Einspruch!«-Knopf. Wenn alle glauben, kann ich es nicht ertragen, und wenn jemand den Atheisten rauskehrt, will ich ihn fragen, wie er sich da so verdammt sicher sein kann, bitteschön. Ich muss einfach immer widersprechen.

Manchmal ist es echt anstrengend, ich zu sein.

Ich spiele ein bisschen mit meinem Handy rum. Plötzlich reißt Mandy es mir aus der Hand.

»Du hast ja Daniel fotografiert!«, ruft sie.

»Nun ja ...« Jetzt kann ich es ja schlecht abstreiten.

»Wenn der nur nicht so fromm wäre«, meint sie. »Sonst ist er ja ganz süß.«

»Vielleicht bin ich ja auch fromm«, sage ich.

Sie lacht. »Du doch nicht. Du bist einfach ... Messie.«

»So fromm ist er auch wieder nicht«, verteidige ich ihn. Ich weiß, was sie unter fromm verstehen. Leute wie Tine, die einen immer so mit zugekniffenen Augen ansehen, als ob man alles falsch gemacht hat. Man fühlt sich dann jedenfalls sofort so, als hätte man etwas Unerhörtes getan oder auch nur gedacht. Aber Daniel ist nicht so, das weiß ich. »Er geht zur Kirche und er betet und er liest in der Bibel. Na und? Lass ihn doch.« Das mache ich auch, will ich sagen, aber da ich schon lange nicht mehr in der Bibel gelesen habe und mit dem Beten so meine Schwierigkeiten habe, lasse ich diesen Zusatz weg. Vielleicht bin ich auch bloß zu feige.

»Leute, die in der Bibel lesen, sind irgendwie verdächtig«, meint Steffi. »In den Thrillern sind das immer die Psychopathen.«

Kim macht ein böses Gesicht. »Im Film? Die Wirklichkeit ist viel schlimmer. So wie die Pfarrer, die sich an Kindern vergreifen? Bleib mir bloß weg damit.«

»Hey«, sage ich, »nicht jeder Christ ist ein Kreuzritter, okay?«

Hätte ich das nur nicht gesagt. Aber wie hätte ich ahnen können, dass dieses Wort hängenbleibt? Nur dieses eine Wort?

An diesem Abend ist Daniel – anders. Ich weiß nicht warum, aber man merkt es ihm an. Goliath hat ihn dazu überredet, Gitarre zu spielen. Daniel hat sich erst etwas geziert, aber dann hat er sich doch breitschlagen lassen, und nun macht das Singen doppelt so viel Spaß wie sonst. Aber etwas ist passiert. Wenn ich nur wüsste, was. Heimlich beobachte ich ihn. Wird er sagen, was mit ihm los ist? Vielleicht nachher, wenn wir über ein Bibelthema diskutieren?

Heute geht es darum, ob unsere Mitmenschen wissen, dass wir Christen sind. Ob wir uns trauen, es zuzugeben. Ob wir gerne darüber reden. Oder ob wir uns lieber verstecken, nur um ja nicht aufzufallen.

»Es gibt keinen Grund, sich zu verstecken«, findet Michael. »Andere reden über ihr Sternzeichen oder über sonst irgendwelchen Hokuspo-

kus. Warum sollten wir dann so schüchtern sein und uns nicht trauen, über das zu sprechen, was wir glauben? Ist das anders?«

Es ist anders. Ich weiß es, wenn ich auch nicht weiß, warum. Es fühlt sich anders an, ob ich sage: Hey, heute steht in meinem Horoskop, dass ich die große Liebe finde, oder ob ich sage: Hey Leute, ich liebe Jesus.

Es ist definitiv etwas anderes. Nicht, dass ich diejenige wäre, die darüber am meisten zu sagen hätte.

Tine glänzt mit ihrem Bericht darüber, wo sie sich zu ihrem Glauben bekannt hat. Wie sie im Reli-Unterricht ihren Lehrer in Verlegenheit gebracht hat. Wie sie in Bio die Schöpfung mit Händen und Füßen verteidigt hat. Ihre Stirn rötet sich, ihre Augen blitzen, sie wird mir geradezu unheimlich.

Ich denke darüber nach, dass ich mich immer mit meinem Vater rechtfertige, wenn ich in die Kirche oder hierhin zu den Hopis gehe. Ist das falsch? Sorry, Leute, sage ich dann, ich muss dorthin, sonst kriege ich Ärger. Das verstehen die meisten. Was würden sie denn sagen, wenn ich rufe: Hurra, ich höre mir schrecklich gern Predigten an? Was im Übrigen nicht stimmt, auch wenn Papa das nicht gerne hört. Aber ich singe gerne. Muss ich mich dafür schämen, dass ich gerne Kirchenlieder singe?

Hallo, ich meine, klingt das irgendwie normal?

»Es gibt viele Sachen, die man nicht gerne zugibt«, sage ich laut. »Wenn man Schlagermusik hört oder die falsche Fußballmannschaft mag. Es gibt tausend Gründe dafür, dass man Sachen lieber für sich behält.«

In der Schule darf man nicht sagen, dass man an Gott glaubt. Und in der Kirche darf man nicht sagen, dass man irgendwie nicht so richtig glaubt.

»Wenn einem der Glaube wichtig ist«, sagt Tine und mustert mich streng, »dann spricht man doch gerne darüber!«

»Wenn einem etwas wirklich wichtig ist, ist man viel empfindlicher, wenn die anderen es ablehnen und ihre Sprüche loslassen«, halte ich dagegen.

»Wir sollen aber die frohe Botschaft verkünden! Das ist doch nicht Privatsache!« Tine ist fassungslos, wie ich als Pastors Tochter nicht ihrer

Meinung sein kann. »Der Glaube kann den anderen doch auch helfen, das können wir nicht für uns behalten!«

Ich werfe einen Blick zu Daniel herüber. Er wirkt blass und fährt sich immer wieder durch die Haare.

»Sag doch auch was«, fährt Tine ihn an. Seitdem sie weiß, dass er der Bibelvers-Daniel von früher ist, erwartet sie, dass er pausenlos fromme Meinungen von sich gibt.

»Manchmal ist es besser, man hält die Klappe«, sagt Daniel und bewirkt damit, dass sich auch ihre schließt.

Es stand quer über die Tafel geschrieben: Der fromme Daniel. Unser Kreuzritter. Die anderen hatten gelacht, als er ins Klassenzimmer kam, aber niemand wollte es gewesen sein. Daniel wischte es weg und setzte sich an seinen Platz, wo jemand mit Edding seinen Tisch verziert hatte.

Der fromme Daniel. Moralapostel. Pfaffe. Kreuzritter.

»Was soll das denn?«, fragte er laut. An Lutz gewandt, der nur die Achseln zuckte.

»Keine Ahnung. Das stand schon hier, als ich heute Morgen reingekommen bin.«

»Mist, wie krieg ich das wieder weg?«

Frau Behrbaum schickte ihn in der Pause zum Hausmeister, um sich ein Reinigungsmittel zu holen. »Der Tisch kann ja wohl nicht so bleiben.« Dass er das nicht gewesen war, interessierte sie überhaupt nicht.

Während die anderen auf den Schulhof liefen, war er also damit beschäftigt, die Tischplatte zu schrubben. Eigentlich wollte er auch in den Pausen ein Auge auf Hendrik haben. Der Junge war wieder total eingeschüchtert. Diese Mädchen mussten ihm mit irgendetwas gedroht haben.

Nach Hause begleiten konnte er den Kleinen heute nicht, der Unterricht ging bis weit in den Nachmittag hinein. Hoffentlich passierte Hendrik bloß nichts. Daniel hatte ihm eingeschärft, sofort anzurufen, wenn er wieder bedrängt wurde, aber wahrscheinlich würde er sich nicht trauen.

Zu Hause setzte Daniel sich gleich an den Computer, um nachzuforschen, welche Strafen Leute erwartete, die andere abzogen. Doch er kam gar nicht soweit. In seiner Mailbox warteten Hunderte von Mails.

Die ersten las er noch. Dann löschte er alles, selbst auf die Gefahr hin, dass darunter noch irgendetwas war, was er brauchte.

Kreuzritter! Kreuzritter!

Weg damit.

Ihm war die Lust vergangen, nach Infos zu suchen. Er schaltete den Computer ab, als könnte er sich daran verbrennen, und griff zu seiner Gitarre.

Das Spielen beruhigte ihn, wenn auch nicht sofort. Ein neues Lied drängte sich ihm auf, eine Melodie, die direkt aus seinem Herzen kam. Unruhig, geradezu verzweifelt.

Eine Zeile aus dem dreiundzwanzigsten Psalm kam ihm in den Sinn: »Du bereitest mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde ...«

Hatte er Feinde? Warum? Wegen Hendrik? Er versuchte doch nur, dem Kleinen zu helfen.

Vielleicht hätte er diese Mails nicht sofort löschen sollen. Konnte man nicht herausbekommen, woher sie kamen?

»Miriam?«, fragt Goliath. Ich sehe ihn schon von weitem, während er sich durch die Herumstehenden pflügt, weil er über alle hinausragt. »Du kommst doch auch zu unserem Sommer-Abschluss-Abend?«

»Was für ein Abend?« Davon hatte ich ja noch gar nichts mitbekommen.

»So eine kleine Party. Samstag nächste Woche. Die wahrscheinlich letzte und beste und gelungenste Grillfete des Jahres.« Seine Augen glänzen vor Vorfreude. »Grillen, Musik, Filme, bis einem die Augen zufallen. Zelten hinten im Pfarrgarten, wenn das Wetter bis dahin noch mitspielt.«

»In unserem Garten? Das hat meine Mutter erlaubt?« Ich staune Bauklötze.

»Wir machen ja nix kaputt«, beteuert Michael. »Also, bist du dabei? Wir haben das so lange geplant und jetzt können die meisten gar nicht.«

»Nun ja ...« Ich zögere. Habe ich darauf Lust? Grillen, Filme gucken, im eigenen Garten zelten? Das ist irgendwie lächerlich, wenn man das gemütliche Bett gleich nebenan hat.

Und vor allem – wird Daniel auch da sein? Aber das kann ich ja schlecht fragen. Vermutlich nicht. Hatte Mama nicht irgendwann

erwähnt, dass die Hartmanns die nächsten Wochenenden weg sein würden?

»Wer – äh, wer macht denn noch mit?«

Michael wedelt mit einem Zettel, auf dem schon ein paar Namen stehen. »Tine ist auf jeden Fall dabei.«

Das fehlte noch, dass ich mit der frommen Tine ein Zelt teilen muss.

»Ich muss für eine Arbeit lernen«, sage ich deshalb. Das ist nicht einmal gelogen. Ich werde wirklich dafür lernen – ungefähr zwanzig Minuten. Ich hoffe nur, dass Mandy nicht schon wieder vorher den Aufgabebogen organisiert hat. Das wird allmählich eine Angewohnheit von ihr. »Tja, schade. Aber ich kann ja aus dem Fenster winken, wenn ihr in unserem Garten herumtrampelt.«

»Ach, die Schule«, seufzt Michael. »Wenn die nicht wäre ... Aber der Abend ist doch erst in einer Woche? Bis dahin bist du doch bestimmt fertig mit Lernen.«

Was für einen Sinn macht es, ein superfrommes Vorzeige-Jugendgruppen-Mitglied zu sein, wenn das Publikum, auf das es ankommt, fehlt? Gar keinen nämlich.

»Da kommt in nächster Zeit so einiges auf uns zu.« Ich lächele lieblich. »In diesem Schuljahr wird es ziemlich heftig. Du weißt schon. Der Ernst des Lebens und so.«

»Schade. Ich dachte, du könntest ein bisschen mithelfen beim Grillen.« Michael beugt sich zu mir hinunter und flüsterte: »Und Sonja unter deine Fittiche nehmen.«

»Sonja?«

Er weist mit dem Kopf auf ein Mädchen, das ich noch kaum hier gesehen habe. »Sie ist ziemlich schüchtern, aber sie will kommen. Deshalb will ich es auf keinen Fall ausfallen lassen. Nur mit Tine – ich glaube nicht, dass das klappt.«

Da hat er recht. Tine würde die Neue pausenlos mit Bibelzitate zutexten. Das hält kein normaler Mensch aus. Aber bin ich dafür zuständig, mich heldenmutig dazwischenzuwerfen und an Sonjas Stelle die verbalen Schläge in Empfang zu nehmen? Vielleicht ist die ja genauso fit und schlägt gnadenlos zurück. Ich stelle mir das Duell vor, wie die Verse zischend durch die Luft fliegen ... Silas muss mich mit seinen Laserschwert-Fantasien angesteckt haben.

»Sorry.« Ich hebe die Schultern. Im selben Moment sehe ich die anderen Namen auf Michaels Liste. Daniel Hartmann ist dabei. Der Name springt mich an, als würde er in Leuchtschrift glühen, mit Sternchen und Herzchen verziert.

»Obwohl, lass mich überlegen ... wenn ich intensiv genug schufte, schaffe ich es vielleicht doch.«

»Du bist ein Schatz, Miriam«, sagt Michael zufrieden und schlendert strahlend von dannen.

»Alle mal herhören«, verkündet er und streckt die zettelbewehrten Hände weit aus, als wollte er uns alle segnen. »Ich habe noch eine besondere Idee für nächsten Samstag. Wie wäre es, wollen wir den Tag nicht mit Gebet beginnen? Ganz früh am Morgen, wenn alles noch still ist?« Beifall heischend sieht er sich um und scheint sich über unsere mangelnde Begeisterung zu wundern. »Wir treffen uns hier am Gemeindehaus und radeln an den Aubach. Dort beten wir gemeinsam und frühstücken dann in der freien Natur. Na, was meint ihr?« Er wartet immer noch auf unsere hingerissene Zustimmung.

»Das klingt – äh, ja, ganz gut«, sage ich schließlich, weil er mir leid tut. »Was ist für dich ganz früh am Morgen?«

»Ich dachte so an ... sechs Uhr?«

Selbst die fromme Tine macht ein ungläubiges Gesicht.

»Dann um sieben? Halb acht? Das wird unvergleichlich«, schwärmt Michael. »Bis zum Mittagessen sind wir wieder hier. Und abends treffen wir uns dann zum Grillen und Filmgucken und Spiele machen und so. Aber ich denke«, er wirkt fast verträumt, »die Stille da draußen am Bach, die Natur ... das wird noch das Beste am Tag. Aber natürlich muss niemand mitkommen«, versichert er schnell. »Nur wer möchte.«

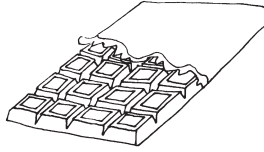
Ein paar Hände wedeln zaghaft in der Luft herum.

Ich gehöre zu den Unentschiedenen.

Wenn ich am Freitagabend mit meinen Mädels unterwegs war, werde ich wohl kaum mitten in der Nacht aufstehen.

*Dir gelingt alles. Wie fühlt sich das an, he? Gut? Ist es toll, du zu sein?
Du sagst etwas und erwartest, dass alle dir zuhören. Du machst einen
Witz und jeder soll darüber lachen.
Jetzt sag ich dir was: Das Lachen wird dir noch vergehen.
Dafür werde ich sorgen.*

Webhexe, Blogeintrag vom 21. September



11.

»Michael hat bei uns angerufen und abgesagt. Aber wo sind die anderen?« Ich schaue auf die Uhr. »Es ist schon fast halb.«

Daniel zuckt die Achseln. »War ihnen wohl zu früh.«

Ich muss gähnen. »Mir auch.«

Die Luft ist kühl und frisch, und auch die Sonne, die schon über die Dächer gekrochen ist, hat noch etwas Frisches und Verschlafenes an sich. Es riecht nach Sommer. Aber anders als tagsüber. Dieser Morgenduft erinnert mich an Aprikosen und Vanille. Aber vielleicht ist es auch nur das junge Licht, das mich an Fruchtojogurt denken lässt, dieses Licht, das an Daniels Haaren zupft. Ich darf ihn nicht so anschauen, sonst werde ich noch rot. Hoffentlich denkt er dann, es wäre die Morgensonne, die mich zum Glühen bringt.

»Und jetzt?«, frage ich. »Dann gehen wir jetzt wieder nach Hause, oder wie? Zu zweit ist das ja irgendwie blöd.«

Daniel spielt an der Fahrradklingel herum. »Also, wenn ich schon so früh aufgestanden bin, dann fahr ich jetzt auch an den Bach«, meint er und konzentriert sich auf die Klingel. Pling.

Ich probiere auch meine Klingel aus, was ich höchst selten tue. Ich erwarte, dass sie schon eingeroftet ist, aber sie macht »Schwirr« oder so ähnlich.

Pling.

Schwirr.

»Okay, dann fahr ich jetzt los.« Aber er fährt nicht. Wir warten. Ungefähr noch fünf Minuten, und ab und zu macht es Pling oder Schwirr.

»Wenn die nicht wollen, sind sie selber schuld«, sag ich und steig auf und fahr los, bevor er auf die Idee kommen kann, mich zu fragen, ob ich mitkommen will.

Die ersten paar Kilometer radeln wir hintereinander. Es geht nicht anders, hier fahren einfach zu viele Autos.

Ich fahre vorne und fühle mich so beschwingt, dass ich doppelt so schnell fahren könnte. Was ich auch tue. Ich werfe einen Blick nach hinten, ob Daniel hinterherkommt, und bin überrascht, wie dicht hinter mir er ist. Nein, der lässt sich nicht abhängen. Bestimmt liegt es am Rad. Seins ist einfach leichtgängiger.

»He!« Er lacht mich an, als er an mir vorbeizieht.

Ich beuge mich vor und trete mit aller Kraft in die Pedale. So schnell ich kann. Die Straßenränder fliegen an mir vorbei. Ha!

Doch da ist er schon wieder neben mir, wirft mir einen triumphierenden Blick zu und ist schon an mir vorüber. Das muss ich mir ja nicht bieten lassen. Diese Jungs! Immer müssen sie einem beweisen, dass sie besser sind!

Jetzt bin ich aber aus der Puste. Und Daniel lacht mich aus.

»Das ist unfair!«, rufe ich ihm nach. »Dein Rad ist besser.«

»Ach ja?«, ruft er über seine Schulter.

»Und du hast längere Beine.«

Er fährt einfach weiter.

»Und du bist älter. Das ist so was von unfair!«

Ich muss anhalten, mir ist gerade die Puste ausgegangen. Er fährt noch ein Stück, dann merkt er, dass ich angehalten habe, und wartet auf mich. Aber er grinst wieder und sieht unverschämt zufrieden aus. Danach fahren wir nebeneinander weiter. Vielleicht fährt er ja extra langsam, um mich nicht zu ärgern. Wer weiß. Ich frag lieber nicht.

»Wie geht es Churchill?«, erkundige ich mich, denn über irgendwas muss man ja reden.

»Oh, gut«, meint er. »Ich hab ihm ein neues Versteck gebaut. Aus Steinen und so.«

»Aha«, sage ich und überlege, ob mir noch eine Frage dazu einfällt. Erst als ich sie stelle, wird mir bewusst, wie blöd sich das anhören muss. »Ist er nicht ziemlich allein?«, frage ich. »Ich meine, braucht er kein Weibchen oder so?«

Himmel, was für eine bescheuerte Frage. Ob seine Eidechse ein Weibchen braucht. Aber Daniel findet das gar nicht peinlich.

»Dafür müsste ich ein größeres Terrarium haben«, erklärt er. »Wenn ich züchten will, müsste ich vorher auch wissen, was ich mit den Jungtieren anfangen will.« Er beginnt zu erzählen, was man alles beachten sollte, und ich merke, dass ich das tatsächlich interessant finde. So langweilig sind diese stillen Viecher gar nicht.

Wir fahren nebeneinander her und auf beiden Seiten der Straße recken die Bäume ihre Äste über die Fahrbahn. Hier ist es etwas dunkler, aber das Licht glitzert zwischen den Blättern hindurch und aus dem Wald steigt so ein Geruch auf, den ich liebe. Nach den unzähligen Waldwanderungen, auf die Mama und Papa uns Kinder immer mitgeschleppt haben. Wir haben Brombeeren gesammelt und Mama hat später Marmelade daraus gekocht. Früher jedenfalls. Irgendwann hieß es, man sollte aufpassen, wegen des Fuchsbandwurms, und dann haben wir keine Beeren mehr gepflückt.

»Vielleicht gibt es gar keine Fuchsbandwürmer«, sage ich zu Daniel. Er musste nie solche Familienwaldspaziergänge über sich ergehen lassen und findet meine Berichte daher faszinierend. Jedenfalls hört er mir zu, ohne die geringsten Anzeichen von Langeweile. »Das ist eine Verschwörung der Marmeladenindustrie.«

»Darauf bin ich ja noch gar nicht gekommen.«

Tja, abstruse Ideen sind meine Spezialität. »Deswegen soll man ja auch keine Blaubeeren sammeln. Wo kämen wir denn hin, wenn jeder sich seine eigene Marmelade kocht? Und die Zecken! Aber das weißt du bestimmt schon, oder?«

»Was weiß ich?« Daniel überlegt. Ah, jetzt sucht er selbst nach einer Idee, um mir zuvorzukommen. Aber wetten, was verrückte Hirngespinnste angeht, bin ich besser? »Zecken gibt es auch nicht? Sie sollen uns nur daran hindern, in den Wald zu gehen, weil ... weil die Außerirdischen dort wohnen. Damit wir ihnen nicht begegnen. Alles streng geheime Regierungsangelegenheit.«

Nicht schlecht. »Fast«, sage ich. »Nah dran.« Ich stelle mir vor, wie es im Wald vor Marsmännchen wimmelt. Mist, jetzt habe ich vergessen, was ich über die Zecken sagen wollte.

Daniel ist jetzt richtig in Fahrt. »Deswegen gibt es so viele Fernsehprogramme. Damit wir beschäftigt sind und nicht in den Wald gehen und dort sehen, was wirklich los ist. All die Abgesandten der fremden Planeten!«

Wir sind so darin vertieft, uns zu überlegen, was alles vor uns geheim gehalten wird – die Zecken könnten ja auch Mini-Minen der Außerirdischen sein oder Handgranaten oder so was? –, dass wir gar nicht merken, wie weit wir schon gefahren sind. Da ist schon der Bach, dort hinter der Wiese. Hier können wir nicht weiterfahren, die Straße macht einen Bogen und geht parallel zum Ufer weiter. Wir steigen ab und führen die Räder. Neben dem Wäldchen legen wir sie ab und schließen sie zusammen, damit keiner sie klaubt. »Wenn, dann sind nachher beide weg und wir müssen zu Fuß zurück«, sagt Daniel.

»Wir könnten uns ja auch abholen lassen.«

»Aber außer uns traut sich niemand aus der Stadt raus«, meint er, immer noch voll drin in dieser Geschichte, die wir uns ausdenken. Ich will ihn gar nicht erinnern, warum wir hier sind.

»Ganz schön still hier«, meint er und schaut sich um. »Ob es überhaupt noch Menschen gibt?«

»Unwahrscheinlich«, sage ich. »Wir sind die letzten.« Dann werde ich wieder verlegen, denn wenn wir die letzten Menschen auf dieser Welt sind, dann wären wir ja quasi automatisch ein Paar.

Keine Menschenseele ist zu sehen. Es müsste jetzt kurz nach acht sein. Eigentlich kaum zu glauben, dass ich normalerweise noch im Bett liegen würde, statt hier zu sein. Wenn es nach mir ginge, könnten wir das jeden Tag machen. Aber das sage ich natürlich nicht.

Daniel schlendert zum Bach hinunter und schaut auf die Wellen und wirft ein paar Steine. Und ich auch. Denn irgendwie ist es ja dumm, dass wir jetzt angekommen sind und nicht so recht wissen, was wir tun sollen.

Wir machen einen Wettstreit daraus, wer seinen Stein öfter hüpfen lassen kann. Da ich immer verliere, wechsele ich zu einem anderen Spiel: Wer den größten Platsch hinkriegt.

Bis Daniel einen echt gewaltigen Stein anschleppt und mit einem Riesenplatscher versenkt. Um das zu toppen, müsste ich selbst hineinspringen. Ich denke einen Moment drüber nach, ob ich das nicht wirk-

lich tun sollte. Er wäre so überrascht. Allein deshalb, um sein Gesicht zu sehen, würde sich das lohnen. Aber noch ist die Sonne nicht stark genug, um einen zu trocknen, und in nassen Klamotten den ganzen Weg zurückradeln – nein danke!

Also lasse ich es.

Aber wir sind ja zum Beten hier. Wenn Michael dabei wäre, würden wir jetzt bestimmt beten. Aber so, zu zweit? Ich werfe Daniel einen Seitenblick zu. Erwartet er jetzt, dass wir beten?

»Hast du deine Bibel mit?«, fragt er.

»Nö«, sage ich. »Ich dachte, dafür sorgt Goliath.«

»Goliath?«

»Michael«, erkläre ich. »Gegen ihn kommt man sich immer so klein vor.«

Daniel imitiert eine Schleuder und einen Kampf und ich bin Goliath und stürze getroffen zu Boden. Ganz schön albern. Aber zum Glück guckt niemand zu.

»Hm.« Er überlegt. »Die werden bestimmt fragen, ob wir den ganzen Morgen über gebetet haben.«

»Bestimmt.«

»Also sollten wir beten. Was meinst du?«

»Ich kann nicht laut beten«, sage ich. Ich verrate nicht, dass ich überhaupt nicht richtig beten kann. Dann wäre er bestimmt enttäuscht von mir.

»Dann beten wir eben leise. Jeder so für sich.«

»Okay.« Damit kann ich leben. Er sieht mir ja nicht an, ob ich wirklich bete oder bloß nachdenke. Und ich kann es ja auch versuchen. »Wir gehen ein bisschen rum und jeder betet für sich und dann treffen wir uns wieder?«

Er ist einverstanden.

Dann trennen wir uns. Daniel geht nach links und ich gehe nach rechts. Zwischen dem Bach und dem Wäldchen hindurch. Dort hinten ist schon die alte Fabrik, und noch ein Stück flussabwärts sitzen immer die Angler. Ich versuche mich zu konzentrieren, aber meine Gedanken schweifen ständig ab. Ich muss an so vieles denken. Der Wald ist nur klein und trotzdem riecht er gut. Ich steige über ein paar leere Flaschen – müssen die immer alles rumliegen lassen, diese Idioten? –, und

stolpere fast über einen umgestürzten Baumstamm. Er ragt zur Hälfte ins Wasser hinaus. Und er ist dick genug, um darauf zu klettern, was ich natürlich sofort mache. Ich taste mich vorwärts, bis die kleineren Äste mir den Weg versperren, und setze mich. Die Sonne funkelt auf den Wellen. Dort hinten steht Daniel am Ufer. Gut, dass er in der Nähe ist. Hier ganz allein zu sein wäre mir doch ein bisschen unheimlich.

»Eigentlich bin ich froh, dass die anderen nicht dabei sind«, sage ich leise. So halb zu Gott und halb zu mir. »Dadurch ist es etwas Besonderes. Und es ist gar nicht so peinlich, wie es sein könnte. Ich meine, wir verstehen uns ganz gut. Es ist nur ...« Wie soll ich das sagen? Wenn Gott mir zuhört, müsste er eigentlich wissen, was ich meine. Trotzdem versuche ich Worte dafür zu finden. Aber es sind keine da.

»Was mache ich eigentlich hier?«, frage ich. »Ich bin Messie. Mandy und die anderen würden sich schlapp lachen, wenn sie wüssten, dass ich hier bin. Und dann auch noch, um zu beten. Ich weiß, dass sie lachen würden!« Und auf einmal bin ich so wütend, dass ich irgendetwas ins Wasser werfen will. Der Baum hat keine Blätter, deshalb versuche ich, einen Ast abzureißen. Doch ich schaffe es nur, einen kleinen trockenen Zweig abzubrechen. Die Strömung trägt ihn davon. Ich wünschte, ich könnte auch so wegstreiben. Einfach ins Wasser springen und mich irgendwohin tragen lassen, wo alles ... einfacher ist. Vom Bach in den Fluss. Und vom Fluss ins Meer. Und von dort aus in alle Länder der Erde. Egal wohin. Wo man mich nicht kennt. Ist das weit genug? Irgendwohin, wo niemand weiß, wer ich bin.

»Ich will gar nicht beten«, sage ich zu Gott. »Und ich will auch nicht hier sein. Ich will ... nein, ich weiß ja selbst nicht, was ich will.«

Und in diesem Moment könnte ich weinen, weil es ein goldener Morgen ist in einem himmlisch warmen, sommerlichen September und weil ich glücklich bin und weil ich unglücklich bin und weil es ein bisschen viel ist, beides zugleich zu sein.

»Hey. Hast du Lust auf Frühstück?« Daniel balanciert über den Baumstamm auf mich zu. »Stör ich dich beim Beten?«

»Nö«, antworte ich. Dabei bin ich eigentlich noch nicht fertig. Ich meine, ich hab Gott nur gesagt, dass ich gar nicht beten möchte. Jetzt müsste ich ihm noch erklären, warum. Ihm. Oder mir. Oder meinetwegen uns beiden.

»Was hast du denn mit?«, frage ich ihn. Jetzt erst merke ich, was für einen Kohldampf ich habe.

Er zieht sich den Rucksack von der Schulter und setzt sich neben mich, so, dass er es bequem hat, mit dem Rücken an einen Ast gelehnt. »Nicht schlecht, der Platz hier.«

»Finde ich auch«, meine ich. »Ich dachte, ich fäll mal eben einen Baum, damit wir hier über dem Wasser sitzen können.«

»Du hast den Baum gefällt?« Er hebt die Augenbrauen und macht ein so überraschtes Gesicht, dass ich lachen muss. Als würde er mir das tatsächlich glauben. »Vor dem Frühstück?«

»Vor dem Frühstück. Warte nur, wozu ich nach dem Frühstück fähig bin. Dann werde ich zu Obelix.«

Er mustert mich kritisch. »Du wirst zu Obelix? Das will ich sehen.«

Aus seinem Rucksack zieht er eine Tüte mit belegten Brötchen. Auch ein paar Rosinenbrötchen sind dabei. Ich liebe Rosinenbrötchen.

»Trara«, sage ich und zaubere ein paar Saftpäckchen aus meinem Rucksack. »Irgendwo müsste ich doch noch ein weißes Kaninchen haben. Hm. Das wird schon irgendwann auftauchen. Gehen auch Äpfel?«

»Äpfel sind wunderbar«, versichert Daniel.

Ich wundere mich über mich selbst, dass ich so locker bin, obwohl ich hier allein mit ihm bin. Wenn Mandy und Kim und Steffi uns so sehen würden, würden sie ja denken, wir wären zusammen. Aber das sind wir gar nicht. Mit Daniel ist es – ja, so wie mit einem Bruder. Einem älteren Bruder. Ich hab ja nur einen jüngeren, der nervt, aber mit einem älteren Bruder würde ich doch bestimmt öfter mal zwischendurch an den Bach radeln und picknicken.

Oder?

Wir machen uns über unser Frühstück her, das hier an der frischen Luft besonders gut schmeckt.

Die Sonne steigt höher und der Tag verliert seinen aprikosenfarbenen Glanz und wird heller, so in Richtung Honigmelone. Die Luft ist warm und süß und weich. Ich versuche an Tom zu denken, denn immerhin bin ich in Tom verliebt, aber ich kann mich kaum an sein Gesicht erinnern. Auch dass es jemanden wie Mandy gibt, wirbelt davon wie ein Nebel, an den ich mich gewöhnt habe und der doch nicht fest und wirk-

lich ist. Es ist egal, was sie hierzu sagen würde. Auf einmal ist mir alles egal und ich bin einfach nur da.

Das ist so intensiv und schön, dass ich gar nichts mehr essen mag. Mir fallen im Moment auch keine Witze ein. Ich sitze nur hier auf dem Baumstamm und bin zufrieden und gleichzeitig so aufgedreht, dass ich mich am liebsten kopfüber ins Wasser stürzen würde.

Vielleicht ist jetzt gerade der glücklichste Augenblick meines Lebens. Vielleicht. Ich weiß ja nicht, was alles noch geschehen wird. Aber selbst das ist mir gerade so was von egal. Die Sonne kratzt an meiner Nasenspitze. Ich werde einen Sonnenbrand kriegen, aber was kümmert mich das?

Daniel hat die Tüten wieder in seinem Rucksack verstaut. Er packt auch die leeren Saftpäckchen ein, bevor sie ins Wasser fallen. Daran hätte ich jetzt gar nicht gedacht, aber er ist halt ... ordentlich. Die letzten Krümel streut er in den Bach.

»Für die Fische. Gibt es hier überhaupt welche?«

»Klar«, sage ich. »Hinter der alten Lagerhalle sitzen immer die Angler. Bestimmt sind sie wieder da. Wir können ja nachher mal gucken gehen.«

»Könnten wir«, stimmt er zu, aber wir machen beide keinerlei Anstalten, aufzustehen. Es ist gemütlich hier, wenn man erst mal einen guten Platz erwischt hat. So bequem ist meiner allerdings nicht. Mir schlafen die Beine ein. Ein Knubbel drückt gegen meinen Oberschenkel, deshalb setze ich mich etwas anders hin. Dabei verliere ich fast das Gleichgewicht, aber rechtzeitig halte ich mich an einem Ast fest. Schwankend stehe ich da. Daniel reicht mir die Hand und ich nehme sie. Ich müsste nicht. Nicht unbedingt. Aber ich tue es, einfach so, weil er sie mir anbietet.

»He, stürz nicht ab«, sagt Daniel.

»Würdest du mich retten, wenn ich untergehe?« Man kann ja mal fragen.

»In dem Bach?« Er starrt misstrauisch ins Wasser. »Tief ist er nicht. Wetten, man kann drin stehen?«

»Du vielleicht«, sage ich. »Ich nicht. Ich bin kleiner als du. Ich würde ertrinken.«

»Kannst du nicht schwimmen?«

»Doch«, gebe ich zu.

»Na siehst du. Dann muss ich dich nicht retten.« Er grinst, was ich irgendwie gemein finde.

»Du willst mich also nicht retten. Gut zu wissen.«

»He, sei doch nicht gleich beleidigt. Ich würde dich sehr gerne retten, ehrlich. Schließlich bin ich ein Ritter.« Leiser fügt er hinzu: »Wusstest du, dass man mich so nennt? Kreuzritter.«

Schlagartig ist meine gute Laune dahin. »Was? Das ist nicht dein Ernst, oder?«

»Kreuzritter«, sagt er. »Das klingt doch eigentlich ganz gut.«

»Das ist bestimmt nicht als Kompliment gemeint!« Wie kann Mandy mir das antun? Dieses Wort hat sie von mir. Ich bin diejenige, die Spitznamen erfindet. Aber ich hatte doch ausdrücklich gesagt, dass er keiner ist!

Ich bin so sauer auf meine Freundinnen, dass ich kaum sprechen kann. »Wer nennt dich so?«, bringe ich schließlich heraus.

»Alle«, sagt er. »Es stand ein paar Mal an unserer Tafel und auf meinem Tisch, und«, fügt er zögernd hinzu, »auf meiner Jacke. Jetzt lass ich sie nicht mehr draußen hängen.«

Das Glück in mir ist wie weggewischt. Als hätte ich es mit Kreide auf eine Schultafel geschrieben: Glück. Und nun hat jemand es mit einem nassen Schwamm einfach ausgelöscht.

»Sie meinen es nicht böse«, sagt Daniel leise. »Sie rufen halt: He, Kreuzritter, wie geht's? Ich glaube, die meinen es gar nicht so. Aber unlängst, da hatten wir so eine Diskussion, und kaum wollte ich was sagen, da hat einer gefragt: Na, Kreuzritter, sag du auch mal was, und da hatte ich dann keine Lust mehr.«

Wir schweigen eine Weile.

Wenn ich ihn so ansehe, wie ihm die langen Ponysträhnen ins Gesicht fallen, blitzt das Glück wieder in mir auf. Wenn ich nur vergessen könnte, was er gesagt hat. Wenn er nur nicht so traurig wäre.

Oh Mandy. Mandy, Mandy. Warum hast du das getan? Aber ich weiß, warum.

Und wieder bin ich so unglücklich, dass ich sterben möchte. Verschwinden. Ist das normal, dass man alle zehn Minuten sterben möchte und dann wieder lachen und schreien vor Glück? Kann ich nicht ein-

fach mal einen ganzen Tag lang nur ein Gefühl haben, statt immer so ein Hin und Her zu erleben, von dem einem ganz schwindlig wird?

»Wenn das Leute zu einem sagen, die man gar nicht kennt, ist das schon komisch«, sagt er. »Als ob ein Artikel über mich in der Zeitung gestanden hätte. Wahrscheinlich haben die irgendwas im Netz über mich geschrieben. Ich will es gar nicht wissen.«

MANDY!!!

»Und die in deiner Klasse?«, frage ich. »Sind die netter?«

»Ach, die sind in Ordnung«, antwortet er leichthin und es klingt etwas zu lässig. Ich bin mir nicht sicher, ob das wirklich stimmt oder ob er nur nicht darüber reden will, wie sie wirklich zu ihm sind.

Ich meine, Daniel ist ja ein ziemlich hübscher Kerl. Auch wenn ich das nicht mehr so richtig beurteilen kann, weil ich ihn ja kenne, aber ich weiß noch, welchen Eindruck er auf mich und die anderen Mädels gemacht hat, als wir ihn auf dem Schulhof entdeckt hatten. Warum kann er nicht so beliebt sein wie Tom? So beliebt, dass mich alle darum beneiden, dass ich neben ihm hier auf diesem Baumstamm sitze? Warum muss er sich ständig in Dinge einmischen, die ihn nichts angehen, und sich ausgerechnet Mandy zur Feindin machen?

»Da ist dieser Junge«, meinte Daniel und schaut ins Wasser, während er Rinde von einem Ast abzieht und in den Bach krümelt. »Hendrik. Was da läuft ... Man kann nicht einfach wegschauen, Miriam. Ich kann es nicht.«

Hendrik. Ich sage gar nichts. Dass er mich Miriam nennt, ist vielleicht am schlimmsten. Ich bin nicht die Miriam, die er kennt.

Kann man GLÜCK nicht in die Tafel einritzen oder in Stein eingravieren oder auf die Haut tätowieren, sodass es bleibt, für immer? Aber mir ist, als würde ich ein Gefühl nach dem anderen an die Tafel schreiben und wieder wegwischen und wieder hinkritzeln und wieder wegwischen. Im Augenblick schreibe ich die Wörter alle übereinander, bis ich überhaupt nicht mehr erkennen kann, was ich fühle.

»Du solltest dich da raushalten.« Während ich das sage, will ich von ihm abrücken und würde ihn am liebsten ins Wasser schubsen.

»Diese Clique an eurer Schule, die ihm das Leben ganz schön schwer macht«, erzählt Daniel. »Inzwischen habe ich ein paar Namen.«

Ich überlege, ob ich mich rücklings einfach ins Wasser stürzen sollte, aber er merkt nichts davon.

»Mandy. Kim. Steffi. Und Messie. Kennst du die alle?«

Mir wird kalt. Eiskalt. Ein Schauer läuft mir über den Rücken. Oder ist mir kalt? Er kennt unsere Namen. Seit wann? Wie lange weiß er es schon?

Aber er schaut mich an, erwartungsvoll, und mir geht auf, dass ich ja Miriam für ihn bin.

Messie. Mir ist schwindlig vor Erleichterung. Er kennt bloß meinen Spitznamen. Andererseits ist es ja nicht gerade schwer, herauszubekommen, wer dahintersteckt. Wer ist immer mit den anderen zusammen, na?

»Tja ... ja, ich weiß, wen du meinst. Immerhin sind die bei uns an der Schule.«

»Diese Mandy ist eine richtige Hexe, wenn du mich fragst. Steffi hab ich auch schon kennengelernt. Dabei hat sie ganz nett getan, aber wetten, die wusste, wer ich bin? Das ist alles irgendwie ... unheimlich. Wenn es eine alleine wäre ... Aber diese Mandy hat anscheinend einen richtigen Fanclub.«

»Hm«, mache ich. Es ist eine Tatsache – ich gehöre zu diesem Fanclub, aber so, wie er das sagt, klingt das ganz schön abfällig.

»Ich werde dabei nicht länger zuschauen.«

Er spricht jetzt lauter, dabei zerpfückt er den Zweig, und ich schaue auf seine Hände und denke: Mann, kann der wütend sein.

Aber ich will nicht, dass er auf mich wütend ist.

»Diese Feiglinge.« Er stöhnt in ohnmächtiger Wut. »Ich habe versucht, Hendrik dazu zu überreden, es seinen Eltern zu sagen. Und ich hab ihm angeboten, mit ihm zu seiner Klassenlehrerin zu gehen. Aber er will nicht. Er traut sich nicht. Was muss man mit einem Kind machen, dass es solche Angst hat, nur ein Wort zu sagen?«

Der Zorn zittert in seiner Stimme.

»Was soll ich tun?«, fragt er, etwas leiser, und er klingt alles andere als mutig und entschlossen. »Soll ich mit seinen Eltern sprechen? Und zu den Lehrern gehen? Auch wenn er das gar nicht will? Sie könnten es an ihm auslassen, das ist mir bewusst. Aber gar nichts tun?« Er sitzt neben mir, ohne zu ahnen, wer ich bin. Aber wer bin ich denn? Messie? Hier

sitze ich und bin nur Miriam. Miriam, die nicht will, dass er mich für schlecht und feige hält.

Oh Gott, denke ich. Oh Gott, oh Gott, oh Gott. Und dann bete ich doch. Lass es ihn nicht herauskriegen. Oh bitte, bitte nicht.

»Wenn ich nichts tue, ist es falsch«, sagt Daniel. »Aber wenn ich etwas unternehme und es für Hendrik nur noch schlimmer mache, was dann? Und trotzdem, man kann diesen hinterhältigen Zicken das nicht einfach durchgehen lassen, sonst machen sie immer weiter. Irgendjemand muss sie stoppen.«

»Und das musst ausgerechnet du sein?«, frage ich, und ich weiß nicht, wer das fragt, Miriam, die Angst um ihn hat, oder Messie, die Angst um sich selbst hat. Es ist kaum zu glauben, wie viele verschiedene Sorten Angst es gibt. Er hat ganz recht: egal, was er tut, er wird verlieren. Und ich auch.

»Wer sonst?«, fragt er zurück. »Ich bin nun mal hier. Man kann doch nicht immer darauf warten, dass jemand anders etwas unternimmt.«

»Das klingt ganz schön ...« Ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll. Vermessen? Mutig? Größenwahnsinnig? Was ist er denn, ein Held? Aber in dieser Welt wird es einem nicht gedankt, wenn man ein Held ist.

»Daniel«, sage ich, »das geht bestimmt nach hinten los.«

Er seufzt. »Ich hatte gehofft, du würdest es verstehen.«

Das rührt mich und ja, es ist ... herrlich. Dass er glaubt, ich verstehe ihn. Herrlich und zugleich schrecklich, denn ich verstehe ihn viel besser, als er überhaupt weiß.

»Ich kenne dieses Problem«, sage ich. »Du willst das Richtige tun. Es geht dir nicht darum, dich in den Vordergrund zu spielen. Es geht nur um ...«

»Um Hendrik«, ergänzt er, und das habe ich nicht erwartet. Ich dachte, er würde vielleicht sagen: Es geht ums Prinzip. Dass man gut sein will und daher auch das Gute tun muss. Irgendwie so. Aber wenn er sagt, dass es um Hendrik geht, fühle ich mich noch kleiner und mieser als vorher.

»Vielleicht mache ich mir ganz unnötig Sorgen«, meint er. »Vielleicht fliegen die Schuldigen einfach von der Schule und wir sind sie los.«

»Meinst du?«, ächze ich.

Ich will nicht von der Schule fliegen! Was ist, wenn ich gar nicht aufs Gymnasium gehen darf, wegen dieser Geschichte? Wenn sie mich dort nicht haben wollen? Was ist, wenn ich deshalb kein Abi machen kann? Ich muss Daniel aufhalten! Aber ich weiß nicht, wie ich ihn aufhalten soll. Ich weiß überhaupt nichts mehr.

Ich weiß nur, ich war dabei. Und es hat sich nicht so schlimm angefühlt, wie es sich jetzt anhört. Ich könnte Daniel erzählen, was Henrik alles so angestellt hat. Mandy geht manchmal zu weit, ja, aber im Grunde ist sie kein schlechter Mensch und sie hatte doch recht damit, als sie meinte, der Kleine sollte wiedergutmachen, was er angerichtet hat. Oder?

Was soll ich bloß machen? Die Sonne scheint immer noch, aber ich finde es auf einmal gar nicht mehr schön und sommerlich. Mir ist kalt und ich will allein sein. Und gleichzeitig will ich nicht, dass er weggeht. Ich schaue auf seine Hände, weil ich mich nicht traue, ihm ins Gesicht zu blicken.

»Ich habe vorhin gebetet«, sagt Daniel. »Ich dachte, Gott zeigt mir vielleicht, was ich tun soll.«

»Und?«, frage ich bang.

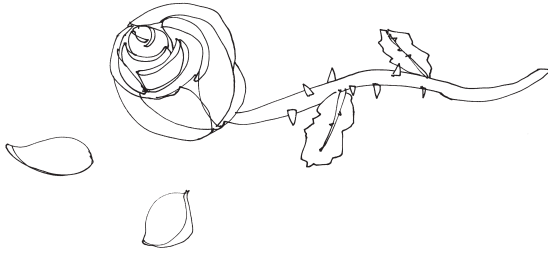
Eigentlich ist es ganz gut, dass Gott selten deutlich spricht. Sonst würde er Daniel einfach sagen, was er von mir zu halten hat.

Aber er schüttelt den Kopf. »Ich denke immer an den Vers, dass wir keine Angst haben sollen. Aber ich hab trotzdem Angst.«

Und weil es so erstaunlich ist, dass er mir das anvertraut, bin ich plötzlich wieder glücklich. So etwas sagt man nicht jedem. Ganz bestimmt nicht. Das sagt er nur Gott und mir, und jetzt müsste ich sagen: Hey, das wird schon, du schaffst das. Es wird alles gut. Aber ich sage gar nichts. Mir fällt nicht mal ein passender Spruch aus der Bibel ein.

Wir sitzen noch eine ganze Weile auf dem Baumstamm, und irgendwie kommen wir wieder auf ein lustigeres Thema, und als wir zurückfahren, scheint mir der Tag wieder hell zu sein, obwohl ausgerechnet jetzt Wolken aufziehen. Auf der Hauptstraße fahre ich hinter ihm und schaue auf seinen Rücken und seine Haare und wünsche mir, er würde sich nicht so viele Gedanken machen.

Tja. Ausgerechnet ich.



12.

Wenn man etwas Gutes tut, um anderen zu helfen, ist das GUT.
Wenn man es macht, um sich in den Vordergrund zu spielen, ist das SCHLECHT.

Alles, was wir tun, soll aus Liebe geschehen.

Und so ist es bei mir ja auch, denke ich, während ich die gekochten Kartoffeln für den Salat pelle und in Scheiben schneide. Sie kleben ständig am Messer und meinen Fingern fest. Das nächste Mal werde ich Mama dazu überreden, Nudelsalat zu machen.

»Es freut mich, dass du wieder Zugang zur Jugend gefunden hast«, sagt Mama, während sie die Eier aus dem Wasser holt und abschreckt.

Ich nicke. »Naja, ein paar sind ganz in Ordnung.«

»Michael ist begeistert von deinem Einsatz.«

Tabita verdreht die Augen.

»Ja ja, was man aus Liebe zu den Mitmenschen tut, das wird belohnt«, verkündet sie weise.

Ich strecke ihr hinter Mamas Rücken die Zunge heraus.

Eigentlich kann ich absolut nichts Verwerfliches daran finden, dass ich bei der Herstellung einer gigantischen Schüssel Kartoffelsalat mit helfe. Auch wenn meine Motive eher geheim sind und recht wenig mit christlicher Nächstenliebe zu tun haben. Mit Liebe dagegen irgendwie schon.

Ob Gott da einen Unterschied macht? Wenn ich wegen Daniel zu diesem Grillen gehe, ist das so viel anders, als wenn ich dort hingehge,

um Sonja vor Tine zu beschützen? Klar, für mich ist das etwas anderes. Aber für Gott?

Immerhin matsche ich nicht mit diesen Kartoffeln rum, weil ich selbst so ungeheuren Appetit darauf habe.

Ich trage die Schüsseln rüber ins Gemeindehaus.

Wolken ziehen auf. Wenn wir Pech haben, wird es heute Abend regnen. Wie es aussieht, ist nach meinem Glück nun auch der Sommer fällig und wird gerade mit einem tiefenden Schwamm von der Tafel gewischt.

Goliath schleppt gerade eine Getränkebox herbei.

»Lass uns beten, dass es nicht regnet«, schlägt er vor, mit diesem Hundebettelblick, bei dem ich immer denke, dass niemand ihm etwas abschlagen kann, nicht einmal Gott.

»Wart ihr denn heute Morgen am Bach?«

Ich möchte ihm nicht sagen, dass wir bloß zu zweit dort waren. Das klingt doch irgendwie komisch. Aber lügen will ich auch nicht. Wenn er Daniel fragt, der lügt bestimmt nicht. Ich bin mir ziemlich sicher, dass Herr Hartmann Junior immer und überall die Wahrheit sagt.

Daher sage ich bloß: »Ja, da hast du echt was verpasst«, denn das macht ihn glücklich, weil es ja doch seine Idee war.

Ungefähr zu dem Zeitpunkt, als alle da sind, regnet es so stark, dass wir den Grill unter das Vordach vom Gemeindehaus schieben müssen. Tabita kommt rüber und überprüft, wer alles da ist. Sie grinst vielsagend, als sie Daniel entdeckt, und hört gar nicht mehr auf damit.

Aber sie macht keine Andeutungen. Ich muss nur meine Hände so halten, als würde ich ein Buch lesen, und sie macht ein ertapptes Gesicht und wird beinahe brav. Aber sie tut trotzdem, als wäre sie hier zu Hause, und lädt sich einen Riesenberg Kartoffelsalat auf den Teller und erzählt allen, dass ich den gemacht habe, und ob der denn trotzdem schmeckt?

Daniel steht irgendwo zwischen den anderen rum und guckt gar nicht zu mir rüber. Es ist, als hätte es diesen Morgen am Bach gar nicht gegeben. Aber später, als wir uns zum Filmgucken in die Sofas kuscheln, die im Jugendraum stehen, kommt es irgendwie so hin, dass wir nebeneinandersitzen. Aus diesem Grund ist mir der Film ziemlich egal. Ich kenne ihn sowieso schon, und weil ich müde bin, schließe ich die Augen und bin einfach nur zufrieden.

Das Wochenende hatte Daniel gut getan. Wenn er die Augen schloss, sah er Miriam vor sich. Miriam, mit ihm zusammen am Bach. Miriam auf dem Fahrrad. Und, das Schönste, Miriam, wie sie den Kopf an seine Schulter lehnte und schlief.

Besser gelaunt als seit langem fuhr er an diesem Montagmorgen zu Hendriks Haus. Er war spät dran, aber sein kleiner Schützling war noch da.

Der Junge machte ein verzagtes Gesicht. »Ich fahr lieber allein«, brachte er heraus. Ernst meinen konnte er das nicht, sonst hätte er schließlich nicht gewartet.

»Ist deine Mutter zu Hause?«, fragte Daniel. »Ich würde gerne mit ihr sprechen.«

»Nein, die ist schon zur Arbeit.« Der Kleine wirkte erleichtert. Fast. Solange das so weiterging, würde er dieses gequälte Gesicht beibehalten. Daniel überlegte, ob er ihm erzählen sollte, dass es für ihn auch nicht leicht war. Hendrik sah mittlerweile wie zu einem Helden zu ihm auf.

Nein, entschied Daniel, das würde ihm noch mehr Angst machen.

Nebeneinander fuhren sie die dreieinhalb Kilometer zur Schule. Sie unterhielten sich über Tiere. Hendrik hatte ein Aquarium und war froh, jemanden gefunden zu haben, der sich dafür interessierte.

Daniel begleitete den Jungen bis zu seinem Klassenzimmer und beeilte sich dann, zu seinem eigenen Raum zu kommen. Bisher war an diesem Tag nichts Schlimmes passiert. Vielleicht blieb das ja sogar so. Er hoffte es inständig. Sein Tisch war sauber und niemand hatte ihm Kleber auf den Stuhl geschmiert. Doch als Herr Hauser ihn zwischen-durch immer so merkwürdig anschaute, ahnte Daniel schon, dass etwas nicht stimmte. Er musste bis zum Ende der Doppelstunde warten, um zu erfahren, was los war.

Während seine Mitschüler schon zum Kunstraum rannten, hielt Herr Hauser Daniel auf.

»Auf ein Wort, junger Mann.«

»Ja?«

»Du hast dich doch für dieses Praktikum beworben, bei Kelsing.«

»Ja«, bestätigte Daniel mit einem flauen Gefühl im Magen. »Ich interessiere mich dafür, Technischer Zeichner zu werden und dachte ...«

Herr Hauser unterbrach ihn. »Du bist raus.«

»Was? Aber ich habe doch schon eine Zusage bekommen!«

»Für unsere Schule ist das sehr peinlich«, sagte Herr Hauser. »Wir schicken schon seit Jahren Schüler zur Firma Kelsing. Wenn wir deinetwegen einen schlechten Ruf bekommen, schadest du damit einer Menge mehr Leute als dir selbst.«

»Was ... aber – was habe ich denn gemacht?« In seinem Kopf drehte sich alles.

Herr Hauser schüttelte missbilligend den Kopf. »Was du in deiner Freizeit tust, geht uns nichts an, aber wenn Dinge öffentlich werden und ein schlechtes Licht auf unsere Schüler und daher auch diese Schule werfen, dann schon.«

Daniel atmete tief durch. »Ich weiß nicht, wovon Sie reden. Würden Sie bitte deutlicher werden?«

»Party ... Strand ... besoffen ... halbnackt – nun, klingelt's? Wie kann man nur so dämlich sein, solche Bilder ins Internet zu stellen? Kelsing ist eine renommierte Firma. Auch wenn es nur um ein Praktikum geht, die nehmen nicht jeden. Der Schaden ist immens.« Es hatte bereits zur nächsten Stunde geläutet. Herr Hauser wandte sich zum Gehen. »Ich muss in meinen Unterricht.«

Daniel versuchte sich einen Reim auf all das zu machen. »Das heißt, es gibt Bilder von mir im Internet – auf einer Strandparty? Aber ich bin nie auf einer gewesen!«

Herr Hauser war schon halb an der Tür.

»Leugnen macht es auch nicht besser.«

»Warten Sie! Ich will diese Bilder sehen! Es könnte auch eine Fälschung sein!«

»Ach ja?« Herr Hauser blieb stehen und versuchte, auf ihn herabzusehen, was schwierig war, denn Daniel war größer als er. »Ein ... Kreuzritter sollte wenigstens zu dem stehen, was er getan hat.«

Daniel wurde glühend rot. Also war dieser Spitzname schon in der gesamten Lehrerschaft bekannt.

Herr Hauser deutete seine Verlegenheit anders. »Na also«, murmelte er und verschwand mit raschen Schritten über den Gang.

Daniel kam zu spät zum Kunstunterricht. Frau Wesselmann war eigentlich seine Lieblingslehrerin und er hatte gedacht, dass er einen Stein bei

ihr im Brett habe. Aber sie hob die Brauen und schenkte ihm nicht das geringste Lächeln. »Ach, auch schon da?«

Was waren das nur für Fotos von ihm?

Heute brachte er nichts zustande, dabei hatte ihm das Collagen-Projekt, das sie in Gruppenarbeit anfertigten, bisher viel Spaß gemacht. Obwohl er sonst nie schwänzte, ließ er die nächste Stunde ganz ausfallen – es hatte einfach keinen Zweck. Stattdessen setzte er sich in die Bibliothek, wo mehrere PCs mit Internet-Zugang standen, und gab seinen eigenen Namen ein. Wenn die Leute von Kelsing etwas von ihm entdeckt hatten, musste es auf diese Weise zu finden sein.

Daniel Hartmann. Ein häufiger Name, wie er jetzt merkte. Seine Einzigartigkeit beruhte jedenfalls nicht darauf. Tapfer klickte er sich durch unzählige Einträge.

Das musste es sein. Nachts. Alles etwas unscharf. Palmen. Ein paar Gestalten am Strand. Verwackelt, mit einer schlechten Kamera geschossen, aber der Text darunter lieferte die notwendigen Informationen.

»Heute machen wir einen drauf ... Daniel zeikt euch, wieviel er vertregt ...« Himmel, was für ein Schwachsinn! Sätze voller Rechtschreibfehler, als wenn ein Besoffener sie geschrieben hätte. Und die Bilder wurden immer schlimmer. Hier tanzte er mit zwei Mädchen gleichzeitig, hier küsste er sie. Hier verteilte jemand verdächtig aussehende Tabletten.

Der Junge auf dem Foto schaute nicht direkt in die Kamera, sondern nach unten. Er merkte nicht, dass er fotografiert wurde. Aber das war keine Erklärung dafür, dass Daniel von diesen Bildern nichts geahnt hatte.

Nichts davon war je passiert.

War es sein Gesicht oder nicht? Sah es ihm nur ähnlich? Er vergrößerte das Bild.

Und starrte ungläubig darauf. Das war entweder sein Zwillingenbruder, sein Doppelgänger oder – er selbst.

Ich bin es leid, mir ihre Ausreden anzuhören. Mandy weiß ganz genau, was los ist! Wenn sie dieses unschuldige Gesicht aufsetzt, könnte ich schreien. Und weiß gleichzeitig nicht, ob ich mich nicht doch irre und sie wirklich nicht weiß, was ich meine.

Ich atme tief durch. »Das ist total fies«, sage ich. »Alle machen ihn fertig. Das ist Mobbing.«

»Was kann ich denn dafür?«, fragt Mandy. »Jetzt stell dich doch nicht so an. Also wirklich, Messie. Bin ich seit Neuestem für alles verantwortlich, was anderen Leuten passiert?«

»Nein«, muss ich zugeben, »aber ...«

Mandy dreht mir den Rücken zu und wendet sich wieder Steffi und Kim zu.

Ich bin so wütend, dass ich kaum sprechen kann. Ich meine, sind wir denn nun Freundinnen oder nicht? Aber Mandy findet nicht, dass sie mir irgendeine Erklärung schuldet. Stattdessen ist sie einfach sauer auf mich.

Seit langem stehe ich wieder allein in der Pause herum. Ich schlenkere in Richtung Gymnasium und halte Ausschau nach Daniel. Ah, da ist er. Es tut gut, wie sein Gesicht aufleuchtet, als er mich sieht. Richtig gut tut das.

»Hi, Miriam.«

»Hi«, sage ich. Mehr fällt mir nicht ein. Oh, wie peinlich! Es sieht so aus, als hätte ich ihn gesucht, um ihm etwas zu sagen, aber dann müsste ich das jetzt auch tun, nicht? Je länger wir einfach nur herumstehen und schweigen, umso schlimmer wird es.

»Oh Mann«, meint er schließlich. »Du glaubst nicht, was mir passiert ist.«

Er wirkt bedrückt, das fällt mir schon auf. Eigentlich wirkt er in letzter Zeit immer so. Als er mir erzählt, was los ist, kann ich es nicht fassen.

»Aber – und was machst du jetzt?«

»Ich kann beweisen, dass ich das nicht bin«, sagt er. »Ich war an keinem Strand. Ich war noch nie an irgendeinem Strand mit Palmen! Wir sind in den letzten Jahren immer an die Ostsee gefahren. Ich würde denen das ja sagen, aber sie hören mir einfach nicht zu. Ich hab auch schon versucht, bei der Firma anzurufen, um das zu klären, aber sie stellen mich nicht durch. Die wollen nichts mit mir zu tun haben.«

»Kann man denn nicht nachweisen, dass das Fälschungen sind?«, frage ich. »Ich meine, an den Bildern selbst?«

»Der Junge auf denen ist kleiner als ich«, sagt er. »Aber was nützt das? Dann sagen sie, ich wäre halt jünger gewesen als jetzt und das macht

die Sache eher noch schlimmer.« Er seufzt. »Ich erzähle dir das, weil ... Glaub das nicht, Miriam. Falls dich jemand drauf anspricht, musst du wissen, dass das einfach nicht stimmt.« Sein Gesicht ist wie von einer Wolke überschattet.

»Ich glaube dir ja«, sage ich. »Was machst du denn jetzt?«

Er schüttelt den Kopf. »Ich weiß nicht. Ich weiß es wirklich nicht.«

»Wirst du – zur Polizei gehen?«

Das scheint mir der einzig richtige Weg. Einen Moment lang bin ich entschlossen, ihn dazu zu überreden. Dann fällt mir ein, dass dann auch für mich alles zu Ende ist. Ich bin in Mandys Clique, und alles, was geschehen ist, wird man auch mir anhängen.

»Soll ich?«, fragt er.

Und ich sage: »Die werden dir auch nicht glauben.« Und könnte mich ohrfeigen dafür.

»Da es ja nun mit meinem Praktikum nichts wird«, meint Daniel, »habe ich diese Woche Zeit.«

»Tja, man muss das Beste draus machen«, stimme ich ihm zu.

»Du musst nicht zufällig wieder Chemie lernen oder so?«, fragt er mich und wird auf eine sehr süße Weise rot.

»Nein«, sage ich, dann kapiere ich es noch rechtzeitig und füge schnell hinzu: »Äh, doch. Klar. Ich muss ganz viel lernen und brauche dringend Hilfe.«

Daniel blinzelt in die Sonne. »Das Wetter ist eigentlich zu schön zum Lernen. Wir könnten im Garten sitzen.«

Ich erinnere ihn nicht daran, dass es seit Tagen regnet und gerade mal wieder aufhellt. Tun wir doch einfach, als sei es noch Sommer.

»Oder wir fahren wieder an den Bach.« In dem Moment, als ich es ausspreche, weiß ich, dass ich genau das will. Am Ufer sitzen oder auf diesem alten Baumstamm herumklettern, etwas essen, reden, egal. Ich mag den Bach, seit ich mit Daniel dort war.

Er nickt. »Gut. Wann?«

Die Pause ist zu Ende. Die Ströme von Schülern fließen wieder zurück in die Gebäude.

»Ich ruf dich an.« Jetzt fühlen sich meine Füße wieder beschwingt an und ich springe zurück, losgelöst von der Schwerkraft, als würde ich fliegen.

»Damit habe ich nichts zu tun, klar?« Mandy schreit mich fast an, erschrocken weiche ich zurück. Aber ich musste sie doch fragen. Ich kann es nicht einfach so hinnehmen, dass sie Daniel fertigmacht.

»Das ist nicht mehr witzig«, sage ich. »Er hat den Praktikumsplatz verloren.«

»Oh«, sagt Kim, »auf einmal sind wir doch ganz dicke mit diesem Daniel, wie?«

Ich weiß nicht, woher ich den Mut nehme. »Ich will nichts mehr mit euch zu tun haben!«, fahre ich sie an. »Es reicht! Macht doch, was ihr wollt!«

Dann gehe ich einfach davon. Zu meinem Fahrrad, das vor meinen Augen verschwimmt. Ich weine, aber das ist mir egal. Sollen sie es ruhig sehen, ich schäme mich nicht. Ich schäme mich bloß, dass ich so lange tatenlos zugesehen habe. Aber das geht zu weit.

Ich wundere mich über mich selbst. Mit jedem Schritt, den ich mich von ihnen entferne, fühlt es sich besser an. Das hier ist richtig, ich weiß es ganz sicher. Auch wenn ich damit bald wieder unsichtbar bin. Auch wenn ich nichts ungeschehen machen kann. Aber ich will nicht mehr mitmachen. Ich kann nicht zu Mandys Clique gehören, wenn sie Daniel so etwas antut.

»Hey. He, Messie, warte.«

Mandy kommt mir nach und fasst nach meiner Schulter. Sie sieht so betroffen aus, das habe ich nicht von ihr erwartet.

»Hörst du mir auch mal zu?«, fragt sie. »Das lasse ich nicht auf mir sitzen. Darf ich auch mal was dazu sagen?«

»Na gut«, knurre ich. Ich will nicht, dass sie irgendetwas sagt, was meinen Entschluss ins Wanken bringt. Es ist vorbei mit dieser Freundschaft. Ein für alle Mal.

»Messie, du musst mir glauben. Ich habe damit nichts zu tun. Wir haben diese Bilder nicht gemacht. Ehrlich nicht.«

»Und das soll ich dir glauben?«, frage ich. »Wer soll es denn sonst gewesen sein?«

»Dieser Kleine – den hab ich schon ewig nicht mehr gesehen«, beteuert sie. »Wir lassen ihn in Ruhe, versprochen. Und Jana haben wir bloß einen Schrecken eingejagt. Du warst damit einverstanden, weißt du nicht mehr?«

»Und die Sache mit dem Winkelmann?«, frage ich. »Das war nicht in Ordnung. Das war Erpressung.«

»Es tut mir leid«, sagt Mandy.

»Ach ja?«

»Ja! Bitte, Messie.« Sie bittelt. Ich habe gar nicht erwartet, dass ihr so viel an meiner Freundschaft liegt. Das ... rührt mich irgendwie.

»Ich will nicht in so was mit hineingezogen werden«, sage ich. »Ihr macht hier jemanden fertig, der mir echt was bedeutet.«

So. Jetzt habe ich es gesagt. Dass mir etwas an Daniel liegt. Muss erst so etwas passieren, bevor man aufwacht?

»Das waren nicht wir, ehrlich«, schwört Mandy. »Wir haben ein paar Leute reingelegt, aber du warst jedes Mal dabei! Wir haben uns nie ohne dich getroffen, ehrlich nicht.«

»Und das mit dem Kreuzritter?«, frage ich. »Dass ihn alle für einen frommen Spinner halten? Dadurch ist alles noch viel schlimmer. Jetzt sieht er auch noch wie ein Heuchler aus und niemand glaubt ihm mehr, egal, was er sagt. Das ist so ...« Mir fehlen wieder die Worte. Ich werde rot vor Wut. Ich schüttele ihre Hand von meiner Schulter.

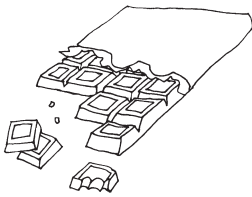
Mandy weint. Ich bin überrascht, wie echt ihre Tränen wirken.

»Messie, überleg es dir. Bitte! Ich weiß ja, das war alles nicht so wirklich astrein ... Jetzt lass mich nicht im Stich!«

Ich gehe einfach weiter. Das ist richtig. Das ist richtig. **DAS IST RICHTIG.**

Irgendwann drehe ich mich um und sehe, wie Mandy sich gegen den Fahrradständer lehnt und heult.

Das ist nur gespielt. Bestimmt. Das kann nicht echt sein. So wie nichts an ihr echt ist.



13.

An diesem Nachmittag ist die Stimmung am Bach ganz anders. Nicht mit diesem goldenen Licht zu vergleichen, das wir letztes Mal hier hatten. Heute ist es kühl und ich friere in meiner Sweatjacke. Wer hätte gedacht, dass es nach diesen warmen Tagen so schnell kalt werden könnte? Ich habe keine Lust, jetzt schon meine Winterjacke aus dem Schrank zu holen!

Daniel ist noch nicht da. Ich wäre gerne mit ihm zusammen hergefahren, aber er ist heute Nachmittag hier in der Nähe, weil er Musikschule hat.

Ich schlendere am Ufer entlang, die Hände in den Taschen, und warte auf ihn.

Normalerweise machen Gitarrenlehrer ja nicht doppelt so lange wie geplant, oder? Bei Tabitas Klavierunterricht, der eine halbe Stunde dauert, zieht ihre Lehrerin jedenfalls eher mal eine Minute ab, als dass sie eine drauflegt.

Mir ist langweilig. Nein, mir ist – seltsam. Ganz alleine hier. Der Wasserstand ist höher als letztes Mal, nachdem es zwei Wochen lang geregnet hat. Der Bach kommt mir jetzt trüber vor und trauriger, aber vielleicht liegt das auch bloß an meiner gedrückten Stimmung. So viel ist in letzter Zeit passiert. Ich habe Mandy die Freundschaft gekündigt. Und jetzt fühle ich mich allein. Dabei sollte mir überhaupt nichts an ihr liegen. Sie hat mir geholfen, nicht unsichtbar zu sein. Ich habe sie bewundert. Und durchschaut, endlich. Warum bin ich dann so unglücklich?

»Miriam!«

Daniel springt vom Rad und lehnt es gegen einen Baum. Er sieht verschwitzt und gerötet aus, als hätte er sich sehr beeilt. Den Gitarrenkoffer trägt er auf dem Rücken. Er lächelt schüchtern. Kaum zu glauben, dass ich der Grund für dieses Lächeln bin.

Wir sehen uns an, und ohne dass wir es absprechen müssen, schlagen wir den Weg zum Baum ein. Da der Wasserstand gestiegen ist, ist kaum noch Platz da, um die Beine hinunterhängen zu lassen. Vorsichtig balanciere ich zu meinem Platz. Daniel zögert.

»Lass ich die Gitarre am Ufer?«

»Nimm sie mit«, schlage ich vor. »Und spiel was.«

»Was soll ich denn spielen?«

»Keine Ahnung. Was machst du denn gerade im Unterricht?«

Ich erwarte, dass er sich ziert, aber das tut er nicht. Er packt sein Instrument aus, lässt die Hülle am Ufer – behutsam legt er sie in einen Strauch, wo man sie nicht sofort sieht –, und kommt mir nach.

Ich mache es mir in der Astgabel gemütlich.

»Wie gut, dass du nicht Klavier spielst«, bemerke ich. »Oder Kontrabass oder so.«

Er lacht. »Ja, das wäre ungünstig.«

Es dauert eine Weile, bis er sich so hingesezt hat, dass er bequem spielen kann.

Ich würde ja die Augen schließen, um es zu genießen. Aber dann verliere ich am Ende das Gleichgewicht und falle in den Bach. Also betrachte ich lieber die Wellen und das Ufer und die Bäume, während ich zuhöre.

»He«, sage ich, als ich merke, dass es plötzlich still ist. »Warum hörst du auf?«

»Ich will dich nicht langweilen.«

»Das tust du nicht«, beteuere ich, »ich könnte stundenlang zuhören.« Das stimmt. Aber deswegen bräuchte er ja nicht gleich rot zu werden.

»Ähm ... ich hab Durst«, meint er schließlich. »Wollen wir was essen?«

»Gerne«, sage ich, nicht, weil ich Hunger hätte, sondern weil ich es einfach genieße, hier mit ihm zusammen zu sein, egal, was wir machen.

Ich packe meinen kleinen Rucksack aus. Daniel geht zurück ans Ufer, wo er zusammen mit dem Gitarrenkoffer noch eine Tasche liegen hat.

»Oh nein«, stammelt er, »jetzt ist sie geschmolzen.«

»Was?«, frage ich neugierig. Geschmolzen, das klingt nach Eiscreme. Er hat doch wohl kein Eis in der Tasche mitgebracht?

Er macht ein verzweifertes Gesicht, als er ein Päckchen Alufolie auswickelt.

Schokolade, eindeutig, wenn auch etwas ... weich, um es gelinde auszu drücken.

»Dabei ist es doch heute nicht so heiß«, stammelt er. »Ich dachte, dass sie fest bleibt.« Und wieder wird er rot.

Ich betrachte die schokoladene Masse etwas genauer. Sie enthält etwas. Rosinen?

Daniel wendet den Kopf ab. Er ist völlig verstört, was ich nicht ganz nachvollziehen kann.

»So schlimm ist das doch auch nicht«, meine ich. »Schmeckt bestimmt trotzdem.«

Auf einmal weiß ich, was in der Schokolade schwimmt. Es sind kleine dunkle Blätter. Rosenblätter.

Schokolade mit Rosen.

»Wo hast du die denn her?«, frage ich. »Das ist ja Rosenschokolade!« Wie Schuppen fällt es mir von den Augen. »Die hast du selbst gemacht?«

»Tja«, murmelt er bitter. »Ist ja wohl nichts geworden.«

»Du hast ...«

Ich sehe ihn vor mir. Wie er im Garten Rosenblätter sammelt. Wie er die Schokolade schmilzt und die Blätter vorsichtig hineinrührt. Als er sie eingepackt hat, sah sie bestimmt ganz anders aus. Wie – wie ein richtiges Stück Schokolade halt.

Ich bin ... gerührt. Nein, mehr als das. Ich stehe irgendwie neben mir.

»Das«, sage ich leise, »ist mit Abstand das Romantischste, was mir je passiert ist. Danke.«

Und weil er so unglücklich aussieht und ich so glücklich bin, beuge ich mich zu ihm hinüber und küsse ihn.

Ich bin selbst überrascht, dass ich das tue. Es ist nur ein kleiner Kuss und weil er sich weggedreht hat, erwische ich seine Wange und nur ansatzweise seine Lippen. Und trotzdem sind wir einander in diesem

Moment so nah, wie zwei Menschen sich nah sein können. Mein Herz schlägt schnell, aber ich spüre es kaum. Ich schwebe.

Dann verliere ich das Gleichgewicht und stürze kopfüber an Daniel vorbei ins Wasser.

Prustend komme ich hoch. Das Wasser ist kalt. Und ich bin wütend auf mich, weil ich so ungeschickt bin.

Daniel sieht besorgt zu mir hinunter.

»Alles in Ordnung?« Er streckt mir die Hand entgegen und will mich hochziehen, aber stattdessen ziehe ich ihn runter ins Wasser. Vielleicht war das auch Absicht. Er tritt neben mir Wasser und schnappt nach Luft. Wir sehen uns an und beginnen gleichzeitig zu lachen.

»Zum Glück ist deine Gitarre sicher am Ufer«, sage ich.

Wir schwimmen beide auf der Stelle. Und sehen uns an und lachen immer noch, und dann versuchen wir uns nochmal zu küssen, schwimmend, und stoßen mit den Nasen gegeneinander. Unsere Lippen berühren sich, kurz, ich fühle nur, wie kalt unsere Gesichter sind.

»Mein Handy!«, fällt mir plötzlich ein. »Oh nein! Ist es jetzt kaputt?«

Wir schwimmen ans Ufer und steigen triefend aus dem Wasser. Daniel reicht mir die Hand und zieht mich mit.

Das Glück in mir fühlt sich an wie ein Obstsalat aus ganz verschiedenen Früchten und Aromen. Süß und prickelnd. Eine Riesenschale voller Glück.

Mir ist kalt, aber es stört mich nicht.

Ich schüttele mich wie ein Pudel und wringe mir die Haare aus.

Vielleicht holt uns jemand ab. Aber eigentlich möchte ich nicht abgeholt werden. Mir ist danach, ihn wieder zu küssen.

»Geht es noch?«

Ich hole mein Handy aus der Tasche und erwecke es zum Leben. Ja, ein Glück, es funktioniert. »Hätte ich fast vergessen«, sage ich. »Ist ja wasserdicht.«

»Glück gehabt«, meint er. »Sonst solltest du vielleicht besser deine Taschen leeren, bevor du ins Wasser springst.«

»Das nächste Mal versuche ich dran zu denken«, versichere ich.

Ich prüfe die Funktionen meines Handys und mach ein Foto von Daniel. Im Gegensatz zu mir sind seine Haare nicht mal nass geworden. Irgendwie ungerecht, finde ich.

»Hier, willst du mal sehen?«

Er verzieht das Gesicht. »Da sind meine Augen so ... gruselig.«

Ich lache. »Das hier ist besser geworden.«

»Ich mag nicht, wenn man mich fotografiert«, sagt er.

»Warum nicht?«

»Ich ...« Er zögert. »Na ja, meistens sehe ich einfach bescheuert aus. So wie das da. Du löschst das sofort!«

»Mach ich«, versichere ich. »Aber es stimmt nicht. Das du auf Fotos bescheuert aussiehst. Guck mal, hier.«

Ich weiß nicht, warum ich es ihm zeige. Diese Aufnahme, wo er in Silas' Zimmer Gitarre spielt.

Vielleicht, um ihm zu beweisen, wie sehr ich ihn mag. Damals schon. Auf dem Foto sieht er richtig gut aus.

Daniel starrt auf das Bild.

»Warte«, sagt er, als ich es wegklicken will. Er starrt immer noch.

»Was denn?«, frage ich.

»Das warst du?«, fragt er leise, und irgendetwas ist an seiner Stimme anders als vorher. »Du hast dieses Foto gemacht?«

»Ja«, sage ich. »Wieso?«

Er schaut mich an. Anders als eben noch. So, als würde er mich zum ersten Mal sehen.

»Was?«, frage ich, denn nun läuft mir wirklich ein Schauer den Rücken hinunter, nicht nur wegen der nassen Klamotten.

»Die Fotos von mir im Internet«, sagt Daniel, und immer noch klingt seine Stimme fremd und heiser, »wo jemand mein Gesicht eingesetzt hat ...«

»Aber«, protestiere ich und verwünsche mich dafür, dass meine eigene Stimme so schrill und jämmerlich klingt, »das hat doch mit diesem Foto nichts zu tun!«

Er wendet sich von mir ab. Er packt seine Gitarre und geht auf den Baumstamm, um seine Tasche zu holen, und drängt sich an mir vorbei und stapft zu seinem Fahrrad.

»Daniel, wirklich nicht«, sage ich. Warum klinge ich denn, als wenn ich lüge?

Ich habe sein Foto nicht ins Internet gestellt. Ich habe keine Bilder manipuliert. Ich habe überhaupt nichts gemacht!

Nur, dass es sich nicht so anfühlt, als wäre ich völlig unschuldig. Meine Gedanken rasen. Mandy hat die Bilder gesehen. Hat sie das Foto auf ihr Handy geladen, ohne dass ich es gemerkt habe?

Aber dafür kann ich doch nichts!

»Daniel!«

Er schaut mich nicht an, als er auf sein Fahrrad steigt und davonfährt.

Mit zitternden Fingern drücke ich die Tasten.

Tabita geht zu Hause ans Telefon. »Ja, hallo?« Und mir sagt sie immer, ich soll mich mit vollständigem Namen melden.

»Ist Mama da?«, frage ich.

»Nein, die ist einkaufen. Ist was?«

Wen kann ich sonst anrufen? Ich will nicht in diesen nassen Klamotten nach Hause fahren. Mir ist kalt. Ich will bloß ins Warme.

Wenn Mama beim Einkaufen ist, hat sie das Auto, also würde es auch nichts nützen, Papa anzurufen.

»Gibst du mir Michaels Nummer?«

Ich tippe sie gerade ein, als eine Gruppe Jugendlicher heranmarschieren. Sie haben mich noch nicht gesehen, so sehr sind sie mit sich selbst beschäftigt. Sie lachen und sind ziemlich laut. Früher hätte ich mich vor ihnen gefürchtet, doch mittlerweile kenne ich diese Sorte und bestimmt ist jemand dabei, der weiß, dass ich zu Mandy gehöre. Trotzdem habe ich keine Lust, ihnen zu begegnen, und gehe zum Ufer zurück.

»He!«

Ich beschließe, dass ich nicht gemeint bin.

Beim zweiten Mal ist die Stimme noch näher, fast hinter mir.

»He, du bist doch Messie. Was ist passiert? Bist du ins Wasser gefallen?«

Ich drehe mich um.

Oh nein. Von allen, die mich jetzt so sehen, muss es ausgerechnet Tom sein. Tom, der sich sogar an meinen Namen erinnert. Er grinst.

»Ja, lach nur«, fauche ich ihn an. »Ich wollte auf dem Wasser laufen und es hat nicht geklappt, wie man sieht. Dankeschön für die Glückwünsche, dass ich nicht ertrunken bin!«

Er wagt es doch tatsächlich, zu lachen.

»Ich bin mit dem Auto hier«, sagt er. »Soll ich dich nach Hause bringen? Oder ziehst du es vor, an der Luft zu trocknen?«

Das hätte der schönste Augenblick meines Lebens sein können. Ist es aber nicht. Denn den hatte ich vorhin schon, als Daniel mir die Schokolade geschenkt hat. Ich bin viel zu unglücklich, um mir etwas daraus zu machen, dass Tom mit mir spricht.

»Und mein Rad?«, frage ich.

»Das packe ich hinten rein. Jetzt komm schon.«

Er wartet gar nicht ab, ob ich einverstanden bin, sondern greift sich mein Fahrrad und schiebt es zum Parkplatz.

»Was wird das denn?«, ruft jemand aus der Gruppe.

»Ich bring nur die Kleine nach Hause«, ruft er zurück.

Das müsste mich verletzen. Tut es aber nicht. Nein, es ist mir nicht bloß egal, sondern sogar recht so. Ich bin die Kleine, die nach Hause gebracht werden muss. So fühle ich mich. Ich will getröstet und in den Arm genommen werden und irgendjemand soll mir sagen, dass alles wieder gut wird.

Doch das wird es nicht, auch das weiß ich. Ich habe keine Ahnung, wie ich Daniel alles erklären soll. Er muss mich hassen und er hat ganz recht.

Und trotzdem mischen sich heiße Tränen mit dem kalten Flusswasser auf meinem Gesicht, als ich in Toms Auto sitze. Er hat noch schnell eine Plastiktüte über den Sitz gebreitet, damit dieser nicht so nass wird. Er ist nett zu mir und stellt keine Fragen, nur manchmal grinst er vielleicht etwas zu breit.

Auf dem Weg in die Stadt überholen wir einen Radfahrer, der ebenfalls völlig durchgeweicht ist.

»Und der wollte wohl auch übers Wasser gehen, was?«, meint Tom fröhlich.

Ich glaube, er merkt nicht, dass ich weine. Ich mache es ganz lautlos, fast so, als wäre ich überhaupt nicht da.

Na sowas. Jetzt bist du aber traurig.

Dachtest du etwa, es würde immer so weitergehen? Dass du »drin« bist, für immer und ewig?

Wie fühlt es sich an, wenn man jemandem das Messer in die Brust stößt und zweimal herumdreht? Hast du dich das schon mal gefragt, na? Jemand, der kein Mitleid kennt, sollte auch keines von anderen erwarten. Und dann tust du immer so ... heilig. Als wärst du etwas Besonderes und DU kannst dir natürlich alles erlauben.

Nein.

No.

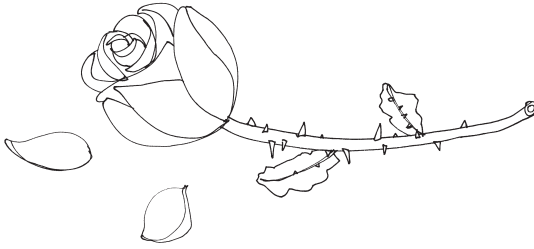
Non.

Njet.

Du irrst dich. Ich weiß, was du tust und wer du bist, Messie Weynard.

Ich bin ganz in der Nähe, auch wenn du mich nicht siehst.

Webhexe, Blogbeitrag vom 11. Oktober



14.

»He, Alter.« Lutz schlug ihm auf die Schulter und grinste.

»Was?«, fragte Daniel irritiert.

»Weißt du, dass du es wirklich geschafft hast, mich zu täuschen? Ich dachte wirklich, du wärst so ein ganz Heiliger.« Leise lachend ließ Lutz sich auf seinen Platz sinken und schlug mit der Stirn gegen die Tischplatte.

Daniel brauchte einen Moment, bis er dahinterkam. »Du meinst doch wohl nicht ... Du hast die Bilder gesehen? Im Web?«

»Oh Mannomann. Tust hier so lammfromm und dabei schleppst du die heißesten Mädels ab. Ich wusste doch, das ist nichts als eine Masche. Und sie funktioniert auch noch!«

»Da muss ich dich leider enttäuschen.« Daniel fragte sich kurz, wie es wäre, diesen Irrtum stehenzulassen. Würde ihm das Freunde verschaffen? Respekt unter den Jungs hier? Er sah durchaus die Chance, ein paar Pluspunkte zu sammeln. »Falls du diese Strandfotos meinst – das ist eine Montage. Ich bin das nicht.«

Lutz grinste verschwörerisch. »Mir kannst du's doch sagen, Kumpel.«

Daniel hob die Hände. »Sorry. Sieht aus, als hätten die viel Spaß gehabt, aber ich war nicht dabei.«

»Nicht?«

»Wir waren in den Ferien an der Ostsee. Ganz ohne Palmen.«

»Oh.« Lutz war tatsächlich enttäuscht. »Du, dann müssen wir das aber nachholen, was?«

»Kein Bedarf.« Daniel schüttelte lächelnd den Kopf.

Sein Freund seufzte. »Immer noch so streng, Herr Kreuzritter? Und ich dachte, ich hätte was Menschliches an dir entdeckt.«

Die Worte trafen. Daniel musste schlucken. Warum dachten bloß alle, er würde sich als etwas Besseres fühlen, nur weil er nichts von Komasaufen und wahllosem Flirten hielt?

Lutz richtete sich hastig auf, als die Lehrerin den Raum betrat und ihre Tasche aufs Pult knallte.

»Ich bin halt anspruchsvoll«, flüsterte Daniel. »Ich küsse nur das allerhübscheste Mädchen.«

Natürlich dachte er an Miriam. Komisch, dass es immer noch unmöglich war, nicht an sie zu denken.

»Oha.« In Lutz' Augen blitzte etwas auf; anscheinend war das die richtige Antwort gewesen.

»Auf der nächsten Oberstufenparty zeige ich dir, dass ich sehr wohl Spaß haben kann«, meinte er, obwohl Frau Reger bereits in ihre Richtung spähte. »Aber so abgewrackt wie auf diesen Bildern wirst du mich nicht erleben. Ich bin kein Moralapostel. Ich habe Stil.« Er beugte sich zu Lutz hinüber. »Wenn man an die schärfsten Bräute rankommen will, braucht man Stil.«

»Stil«, wiederholte Lutz wie ein Zauberwort. Er schien darüber nachzudenken, ob diese Strategie nicht doch erfolversprechender war als seine eigene. »Also warst du das wirklich nicht am Strand«, schloss er.

»Eben«, meinte Daniel. »Besonders stilvoll war das ja wohl kaum.«

»Man müsste also ...«

Frau Reger schrieb quietschend an die Tafel und unterbrach leider ihr Gespräch. Dass die Lehrer auch immer stören mussten! Nie hatte man in der Schule seine Ruhe.

»Hey, Hey, du, ja, genau dich meine ich.«

Daniel drehte sich um.

Er kannte diesen Jungen nicht, jedenfalls nicht gut. Nur so vom Sehen. Er und seine Kumpels machten einen auf gefährlich, hingen auf dem Schulhof in den abgelegenen Ecken herum; man munkelte, dass sie mit Drogen dealten. So richtig kaufte Daniel ihnen das nicht ab. Trotzdem überkam ihn ein ungutes Gefühl, als er den Kerl auf sich zukommen sah. Der sah definitiv nach Ärger aus. Er war einen Kopf kleiner,

aber breitschultrig und kräftig und sah irgendwie fies aus. Wie war doch sein Name? Sebastian? Bastian?

»Ist was?«, fragte Daniel.

Er zwang sich dazu, ihm entgegenzuschauen, anstatt wegzurennen. Sein Herz klopfte schneller. Sein Körper ahnte die Gefahr, aber sein Verstand sagte ihm: Was hast du zu befürchten? Und – was will der überhaupt?

Bastian stellte sich breitbeinig vor ihn hin. »Du hältst dich wohl für besonders schlau, wie?«

»Geht es um ... Hendrik?« Das war die einzige Antwort, die Daniel einfiel. Bevor das nicht angefangen hatte, wusste er gar nicht, was es bedeutete, Feinde zu haben.

Der andere Junge grinste hämisch. »Na, geht es um Hendrik, was meinst du wohl?«

»Ich werde ihn nicht im Stich lassen. Also, ist jetzt alles gesagt?«

Er klang mutiger, als er sich fühlte. Die Angst wütete in seinem feigen Körper wie ein wilder Affe, der tobte und nach einem Ausweg suchte.

Daniel wandte sich um und wollte davongehen, als Bastian ihn an der Schulter packte und zurückriss.

»Du hältst dich aus allem raus, klar? Du lässt die Mädels in Ruhe. Kapiertst du das oder muss ich noch deutlicher werden?«

»Du kommst dir wohl sehr cool vor, wie?« Nein, schrie die Angst. Provozier ihn nicht auch noch.

Woher kam die Wut? Ja, die Angst war da und hatte eine laute Stimme, doch die Wut schrie noch lauter, ohrenbetäubend.

»Ich soll die Mädels in Ruhe lassen? Welche denn?«

»Das findest du auch noch witzig, wie?«, knurrte Bastian.

»Mandy?«, fragte Daniel. »Ich habe ihr nur gesagt, dass sie so nicht weitermachen kann. Ich war nicht bei der Polizei – noch nicht.« Für einen Moment hatte er wieder die Oberhand. Es lag an ihm, ob die Erpresserinnen noch mal mit einem blauen Auge davonkamen.

»Du ruinierst alles, du Blödmann! Der große Held, wie? Deshalb hast du dich an Messie rangemacht, gib's zu! Nur damit du sie umso besser in die Pfanne hauen kannst!«

»Messie? Ich kenne keine Messie.«

»Ach, jetzt auf einmal? Das weiß doch mittlerweile jeder, dass du hinter ihr her bist! Messie Weynard. Na, klingelt's?« Die fleischigen Pranken des anderen Jungen packten ihn am Kragen.

»Lass mich los!«

Messie Weynard?

Und dann war auf einmal alles klar. So klar, dass er sich wunderte, wie blind er gewesen war. Hatte er es nicht sehen wollen, nicht wissen wollen? Miriam und ihre Freundinnen. Er hatte sie doch gesehen, auf dem Schulgelände, mit dieser Mandy. Sie war die Vierte. Sie war Messie ... und alles andere bloß eine Lüge?

Diese Woche war die schlimmste seines Lebens. Aber den grauenhaftesten Tag hatte er schon hinter sich, jenen Tag, an dem er erkennen musste, dass Miriam ihn verraten hatte. Dass er ihr gar nichts bedeutete. Jetzt zu erfahren, dass sie noch viel falscher war als gedacht, war fast eine Erleichterung. Es lohnte sich nicht, zu trauern. Er war am Boden zerstört gewesen und wie eine Verlockung war es ihm vorgekommen, sich irgendwo zu verkriechen und zu warten, bis der Schmerz nachließ. Doch stattdessen war er hier und merkte, wie sich der Schmerz in Zorn verwandelte.

Miriam hat mich verraten! Sie ist Messie. Sie gehörte die ganze Zeit dazu – zu den anderen.

Die ganze Welt ist voller Feinde.

Wo bist du, Gott? Nur weil ich an dich glaube, bin ich noch lange kein Schwächling.

Nicht mit mir!

Der Kerl ließ ihn nicht los.

Daniel hatte nicht vorgehabt, zuzuschlagen. Er schüttelte seinen Angreifer ab, so heftig, dass dieser zurucktaumelte und zu Boden ging. Natürlich ließ Bastian das nicht auf sich sitzen. Mit einem Wutschrei stürzte er wieder nach vorne, wo Daniel ihn schon erwartete.

Er war es nicht gewöhnt, körperlich zu kämpfen, aber der Wut in ihm gefiel es. Endlich alles herauszulassen. Die Wut hatte genug davon, sich alles gefallen zu lassen. Alles hinzunehmen, einen Rückschlag nach dem anderen, einen Verrat nach dem anderen. Alles einzustecken. So zu tun, als wäre er stark. Wenn die Angst ein Affe war, so war die Wut ein Stier. Und dieser Stier sah rot.

Bastian, dieser Angeber, war das Kämpfen ebenfalls nicht gewöhnt, auch das merkte man. Sonst in der Gruppe seiner Kumpels hatte er genug Kampfkraft hinter sich, um mit Drohungen durchzukommen. Dass sich jetzt tatsächlich jemand zur Wehr setzte, brachte ihn vollends aus dem Konzept. Und es machte ihn wütend, denn er hatte einen Ruf zu verlieren.

Sie rangen eine Weile. Daniel nahm Bastian in den Schwitzkasten, dieser trat ihm die Beine weg. Sie gingen gemeinsam zu Boden, rollten über den mit Splitt bestreuten Weg, dann kämpfte der kleinere Junge sich frei und sprang zurück.

»Das wirst du bereuen!«, stieß er hervor, wischte sich über die blutende Nase, und eilte, halb humpelnd, halb rennend, davon.

»Pass bloß auf, mit wem du dich anlegst!«, brüllte Daniel ihm hinterher. Dann befühlte er sein eigenes Gesicht. Nichts Schlimmes passiert. Benommen rappelte er sich auf. Sämtliche Knochen taten ihm weh. Immer noch kochte die Wut, brodelte noch ein letztes Mal auf und sackte dann in sich zusammen.

Er stützte sich auf einer der Parkbänke ab und setzte sich. Begegnete dem erschrockenen Blick einer Frau mit Einkaufstüten in beiden Händen. Ein Rentner mit einem struppigen, unförmigen Hund schlurftete vorbei.

Und Daniel saß immer noch da und wünschte sich, die Wut würde zurückkehren. Stattdessen kamen Worte, die er nicht denken wollte.

Ein schöner Christ bist du. Prügelst dich hier mit einem Jungen, den du nicht mal kennst.

Hat Miriam ihn geschickt, um mich fertigzumachen?

»Oh Jesus«, flüsterte er. »Warum denke ich bloß ständig an Miriam, egal, was passiert? Wollte ich etwa, dass sie das hier sieht? Dass sie beeindruckt ist? Wollte ich, dass sie klatscht und mir nachher das Blut von der Lippe tupft, so wie in den Filmen?«

Dies war kein Film. Es war bloß ein Leben, in dem nichts mehr zusammenpasste, das in ein Mosaik zerbrach. Niemand war da, um es wieder zusammenzusetzen.

Warum habe ich das gemacht?

Er hatte keine Antwort. Er wusste nur, dass er sich elend fühlte. Und ein kleines bisschen Stolz war auch dabei, weil es diesem Idioten nicht

gelingen war, ihn unterzukriegen. Und Gewissensbisse, weil er irgendwie mit sich zufrieden war. Es war ein solches Durcheinander, dass wenigstens die Kopfschmerzen gut dazu passten.

Ich bin allein. Ich bin nicht unsichtbar, nein, es ist viel schlimmer. Mandy schaut mich mit großen, traurigen Augen an, als warte sie, dass ich endlich aufhöre zu schmollen und zu ihr herüberkomme. Steffi hebt die Hände, als wollte sie fragen: Nun, was ist denn jetzt? Kim macht ein finsternes Gesicht und schreit Rosi an, als diese sie zufällig mit der Schultasche anrempelt. Meine Klasse kommt mir so fremd vor. Oder bin ich bloß die Fremde? Wie ein Alien. Ich sitze auf meinem Platz und male Kringle in mein Heft. Ich zucke zusammen, als Frau Wilsing mich anspricht. Wann ist die denn reingekommen?

»Nun, Miriam, auch wenn du überhaupt kein Interesse an meinem Unterricht aufbringst, kannst du wenigstens so tun, als ob.«

»Äh – ja«, stammele ich. »Tschuldigung.«

Ich versuche mich zu konzentrieren, aber was sie an die Tafel schreibt, verschwimmt vor meinen Augen. Vielleicht brauche ich eine Brille. Vielleicht brauche ich ein neues Herz, damit ich wieder richtig gucken kann.

Nach der Pause liegt eine Rose auf meinem Tisch. Eine dunkelrote Rose, so dunkel, dass sie schon fast schwarz ist. Die Ränder der Blütenblätter versinken in der Dunkelheit, als hätte jemand die Blume am Stiel festgehalten und vorsichtig in nachtschwarze Tinte getaucht. Innen scheint sie rot zu glühen, als würde jemand von hinten mit einer Taschenlampe dagegenleuchten.

Ich verstecke die Rose hastig unter meinem Tisch, damit niemand sie sieht, aber ein paar haben mich beobachtet. Jemand pfeift, einer der Jungs, ein anderer ruft: »He, habt ihr das gesehen?«

Gina schleicht neben mir vorbei an ihren Platz und seufzt sehnsüchtig: »Ach, ist das romantisch.«

Ich werde rot, obwohl ich mich immer noch in so einem komischen Schwebezustand befinde, in dem mir eigentlich alles egal ist.

Hat Daniel mir verziehen? Mein Herz singt: Daniel Hartmann, my heart-man. Mein Verstand warnt: Freu dich nicht zu früh. Er kann dir nicht verzeihen. Und selbst wenn, willst du ihm denn verzeihen? Dass

er dich verdächtigt, ohne darauf zu hören, was du zu sagen hast? Dass er dich einfach so verurteilt? Auf so jemanden kannst du verzichten, ehrlich.

Aber während ich ein möglichst aufmerksames Gesicht aufsetze (wir haben gerade Franze), spielt meine Hand unter dem Tisch mit der Rose. Ich muss wissen, dass sie real ist. Dass ich das nicht geträumt habe. So unwirklich kommt sie mir vor, wie eine Botschaft aus einem Traum.

Ich sehe nicht, was meine Hände tun. Ich hätte dran denken sollen, dass Rosen Dornen haben. Der Schmerz sticht mir bis ins Gehirn, so fühlt es sich jedenfalls an. Hastig ziehe ich meine Hand hervor und sehe den dicken Blutstropfen an meinem Daumen.

Da muss ich an jenen August-Abend denken, als ich mit Mandy Eis essen war und wie ich damals gedacht habe, dies wäre der schönste Sommer meines Lebens. Aber in Wirklichkeit ist das Leben nicht süß wie ein Abend im Altweibersommer und nicht so wie das Lied der Amsel auf dem Dach, sondern bitter wie dieser eklige Tee, den Mama einmal gekocht hat, weil sie dachte, er sei gesund. Wermuttee. Es gibt nichts Bittereres als das. Da zieht sich der ganze Mund zusammen und man bekommt keinen einzigen Schluck hinunter.

Es gibt keine Märchen. Leider falle ich nicht in einen hundertjährigen Schlaf. Sondern schaue plötzlich ins Gesicht eines ziemlich grimigen Lehrers mit Knollennase. Das ist auch das einzig Lustige an ihm.

»Ab an die Tafel!«, befiehlt Herr Winkelmann.

Ich schreibe eine Nachricht für Daniel. Ich will ihm eine SMS schicken, aber ich weiß noch nicht so recht, was ich sagen soll. Also übe ich erst auf Papier.

»Daniel – heute am Fluss, unser Baumstamm. Ich werde dir alles erklären. Messie.«

Ich kritzle die Worte auf einen Zettel und zerreiße ihn wieder. Dann schreibe ich alles noch mal, diesmal unterschreibe ich mit Miriam.

Soll ich das wirklich eintippen und senden?

Es müsste eigentlich nicht so schwer sein, sich für die Rose zu bedanken und um ein Treffen zu bitten.

Wenn er schon den ersten Schritt gemacht hat.

Warum fällt es mir trotzdem so schrecklich schwer? Wenn er mir Blumen schenkt, will er doch, dass wir uns versöhnen, oder nicht? Er wird mir zuhören. Und ich möchte ihm so gerne alles erklären. Warum bringe ich es nicht fertig, die Nachricht abzuschicken?

Und wenn die Rose gar nicht von ihm ist?

Der Gedanke kommt ganz plötzlich, wie eine kalte Dusche. Was, wenn Daniel gar nichts davon weiß?

Ich überlege. Wer sonst könnte mir eine Rose schenken? Ich habe keine Ahnung.

Es ist, wenn ich so darüber nachdenke, ja eigentlich recht unwahrscheinlich, dass ein Schüler vom Gymnasium hier in die Realschule kommt. Er müsste erst mal das richtige Klassenzimmer finden. Gut, das ist vielleicht nicht allzu schwer, denn das Fenster habe ich ihm schon mal gezeigt. Aber trotzdem. Irgendwie will es nicht so richtig zu Daniel passen, hier in ein Gebäude zu kommen, in dem er nichts zu suchen hat.

Jetzt wird mir ... seltsam.

Auf einmal weiß ich gar nicht mehr, ob ich diese Blume mit nach Hause nehmen möchte. Sie beginnt schon zu welken. Doch daran liegt es nicht. Ich finde sie, weil ich nicht weiß, von wem sie ist und was das zu bedeuten hat, irgendwie unheimlich.

Deine Trauer ist wie ein dunkles Tuch über meiner Wut. Mein Hass schmilzt in der Sonne. Aber ich halte ihn fest. Ich will dich hassen, während ich zusehe, wie du zugrundegehst.

Es soll mir Spaß machen.

Tut es das?

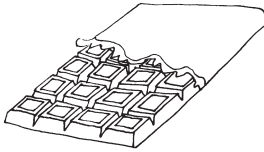
Du bist wieder unten angekommen. Genau das, worauf ich gewartet habe.

Immer noch blind. Du weinst? Du weinst noch viel zu wenig.

Du läufst weg?

Glaub mir, du läufst noch nicht weit genug.

Webhexe, Blogeintrag vom 15. Oktober



15.

Abends wird es schon merklich früher dunkel. Ich fühle mich wie ein Gespenst. Eigentlich gehöre ich nirgends hin. Zur Jugendgruppe möchte ich nicht gehen, denn dort ist Daniel. Er kommt nach wie vor, das weiß ich von Michael. Und auch in der Schule bin ich wie ein Fremdkörper.

Alle beobachten mich. Ich kann es spüren. Ich fühle die Augen in meinem Rücken, wo ich auch bin. Und ständig verschwinden Sachen. Stifte, Hefte, meine Brotdose. Mir ist, als würden tausend Stimmen wispern: Das hast du verdient. Das hast du verdammt noch mal verdient. Heul doch.

Ich weiß nicht, wie lange ich das noch aushalte. Fast ziehe ich in Erwägung, mich in der Pause zu Gina oder Rosi zu stellen, aber nicht einmal das traue ich mich.

Rosi steht zwei Meter von mir entfernt und lächelt schüchtern.

»Hi«, sage ich, denn auf Dauer kommt es mir zu doof vor, wie wir beide alleine herumstehen.

»Hi«, murmelt Rosi und kommt so unauffällig näher, dass ihre Füße sich kaum bewegen.

Wie dumm. Ich habe keine Ahnung, worüber ich mit ihr reden soll.

»Fahrt ihr in den Herbstferien weg?« Wahrscheinlich hat sie seit zehn Minuten darüber nachgegrübelt, wie sie mit mir ein Gespräch anfangen könnte.

»Vielleicht für ein paar Tage«, antworte ich. »Meine Eltern sind nord-seesüchtig. Sie haben sich noch nicht daran gewöhnt, dass wir nicht mehr im Sand buddeln wollen.«

»Oh«, sagt Rosi und quetscht ein Lächeln durch ihre Zahnsperre,
»du hast Geschwister?«

Nun sind wir schon seit der fünften zusammen in einer Klasse und haben uns noch nie unterhalten. Es läuft ziemlich zäh, aber irgendwie geht es. Ich versuche, mich nicht mehr so einsam zu fühlen, aber das bewirkt nur, dass ich mich jetzt noch viel mehr nach Mandy und den anderen sehne. Und nach Daniel.

»Kommst du mit?«, frage ich Rosi. »Ein bisschen rumlaufen?«

Das bricht mir das Genick. Das weiß ich. Mit einem Außenseiter rumhängen zieht einen so tief runter, dass nichts einen je wieder retten kann. Aber das ist mir egal. Ich spreche, mit wem ich will. Ich unterhalte mich, mit wem ich will. Ist das klar? Ich bräuchte jetzt jemanden, dem ich meinen Zorn entgegenschleudern kann. Ist das klar? Ich bin befreundet, mit wem ich will!

Die anderen denken vielleicht: Die Arme, so tief gesunken, keiner spricht mit ihr, deshalb bleibt ihr keine Wahl. Aber das stimmt nicht. Vielleicht hat es bis vor kurzem noch gestimmt, aber jetzt nicht mehr. Ich will hier sein, mit Rosi, und ihr zuhören, wie sie von ihrem letzten Sommerurlaub erzählt. Sie hat einen Karaoke-Wettbewerb gewonnen, berichtet sie mir und lächelt schief, und auf einmal begreife ich, dass wir Unsichtbaren Geheimnisse haben. Wir sind nur hier in der Schule unsichtbar und unbeliebt. Aber dort draußen, in unserem eigenen Leben, können wir sein, wer wir sind. Woran liegt das? An den Blicken? An den Leuten, die nie lachen, wenn wir etwas Lustiges erzählen, sondern immer nur dann, wenn es wehtut?

»Nimmst du auch Gesangsunterricht?«, frage ich und bin ehrlich neugierig, was sich für Talente hinter diesem Gesicht verbergen, das ich immer für langweilig gehalten habe.

Sie nickt, und wir schlendern nebeneinander her, ums Schulgebäude herum. Ich wünsche mir, wenigstens einen Blick auf Daniel zu werfen. Vielleicht sehe ich ihn von weitem. Näher will ich gar nicht heran, ich wüsste nicht, wie ich das überleben sollte.

»Hey, Messie!« Da kommt uns eine Gruppe Jungs entgegen. Von weitem sind sie sich alle ähnlich. Groß, dunkel angezogen. Das ist eine geheime Militäreinheit, will ich gerade witzeln, da fällt mir auf, dass ich diese Stimme kenne.

Tom.

Es stört ihn nicht, dass ich hier mit Rosi bin. Er schaut nur mich an.

»Keine Theatervorstellung heute?«, fragt er und sein Lächeln ist genau die Art Lächeln, für die ich früher gestorben wäre. »Mit Messie ist es immer aufregend«, sagt er zu seinen Kumpels.

Wenn ich noch in ihn verliebt gewesen wäre, hätte ich kein einziges Wort rausgebracht. Aber, und das wird mir in diesem Moment bewusst, ich bin's nicht mehr. Die Einsamkeit und die Trauer haben alle Angst, wie ich vor anderen aussehe, verbrannt. Als wären meine ganzen Befürchtungen, Unsicherheiten und Komplexe einfach weggeätzt worden.

»Heute hab ich meinen Text vergessen«, sage ich und grinse zurück. »Und das Kostüm hat nicht gepasst.« Ich mache einen Knicks und drehe mich um die eigene Achse. »Aber sterbender Schwan hätte ich noch anzubieten.«

Tom zwinkert mir zu. »Man sieht sich«, und zieht mit seinen Jungs weiter.

Man sieht sich? Was soll das denn heißen?

Ich werfe Rosi einen Blick zu. »Tja«, sage ich.

Sie kichert. »Oh Mann, du bist vielleicht eine Marke.«

Es gibt immer noch Leute, die mich lustig finden. Auch wenn es nur Unsichtbar-Rosi und Wunderbar-Tom sind. Vielleicht bin ich ja doch noch nicht ganz verloren.

»Du spielst also Theater?«, fragt sie.

»Ich mache bloß Leute nach.« Auf der Suche nach einer Kostprobe fällt mir als Erstes Mandy ein.

Diesmal habe ich keine Hemmungen. Mandy ist nicht mehr meine Freundin. Es gibt keinen Grund, sie zu schonen.

Ich recke das Kinn vor, ein Funkeln tritt in meine Augen, ich schreite vorwärts, drehe mich halb um und frage über die Schulter zurück: »Na, was ist, kommst du?«

Vielleicht habe ich mit dem affektierten Tonfall etwas übertrieben. Aber Rosi lacht.

»Oh Mann, wär die wütend, wenn sie das sehen könnte.«

Wäre sie das? Ja, ich wünsche mir eine wütende Mandy. Eine traurige Mandy. Eine Mandy, die damit aufhört, so zu sein, wie ich immer noch sein möchte.

»Kann ich mal mit dir reden?«

Mandy hat sich an mich angeschlichen. Ich erschrecke, als sie mich plötzlich anspricht, denn ich habe gerade an einem Gedicht gefeilt. Nicht über Tom. Auch nicht über Daniel. Ein Gedicht über den Sommer, der vorbeigeht, ohne dass man merkt, dass Sommer ist. Ein ziemlich trauriges Gedicht. Ich hasse fröhliche Sommergedichte. Jedenfalls im Moment.

»Was willst du?«, knurre ich. Wenn sie mich so anschaut ... Sie hat nicht Rehaugen, wie ich immer dachte, sondern einen Blick wie ein geprägelter Dackel.

»Ich stecke in Schwierigkeiten.« Sie macht ein zerknirschtes Gesicht, verzieht die Lippen. Ich achte immer auf solche Details, weil man die super imitieren kann, wenn es drauf ankommt. Doch als ich ihr in die Augen sehe, merke ich, dass ihre Panik echt ist. Etwas in ihrem Blick zittert und ich zittere mit, obwohl ich es nicht will. Leide mit, weil sie immer noch diesen Platz hat, den ich ihr freihalte, ohne es zu wollen. Diesen »meine-beste-Freundin«-Platz.

»Ach ja?«, frage ich möglichst schroff.

»Messie, bitte! Ich war ... ich habe ...«

Ich seufze, aber ich wende mich ihr zu. Meine Tasche halte ich vor mich, fest umklammert, wie ein Schutz gegen das, was jetzt kommt.

»Was ist los?«, frage ich.

Sie wischt sich über die Augen.

»Es war total dämlich«, sagt sie, und auf einmal merke ich, dass das ein Geständnis wird. Eine Art Beichte. Aber ich will nicht diejenige sein, der sie beichtet.

»Erzähl das jemand anders«, sage ich. »Ich will nichts mehr damit zu tun haben.«

»Du hast aber damit zu tun!«, ruft sie aus.

Ich atme tief durch. »Also – was ist?«

»Ich ... wir ...« Sie nimmt all ihren Mut zusammen, und ich wundere mich, dass sie sich davor fürchtet, mit mir zu sprechen. Ich meine, ich war ihr Anhängsel, oder nicht? Ihr Fanclub. Ihre treudoofe Begleiterin.

»Wir haben es noch mal versucht. Du weißt schon, so wie beim Winkelmann.«

»Jana nicht zu vergessen«, ergänze ich. »Und Daniel.«

»Wir hatten da dieses Foto. Und wir waren so dabei und es war irgendwie gerade so lustig ...«

»Was?«, frage ich scharf.

»Rosi«, sagt sie und senkt den Kopf. »Wir hatten da dieses Foto von ihr in der Umkleidekabine ...«

»Beim Sport?«, unterbreche ich sie und mir wird heiß und kalt bei der Vorstellung, jemand könnte dabei Fotos machen, wenn wir uns gerade umziehen.

»Man sieht nicht, wer's ist«, beteuert Mandy. »Sie zieht sich gerade das T-Shirt über den Kopf. Ihr Gesicht ist gar nicht mit drauf.«

Rosi. Ich weiß, wie sie in Unterwäsche aussieht, wenn wir uns zum Sportunterricht umziehen. Sie ist mollig und alles quillt über die Ränder.

Meine Rosi.

Plötzlich bin ich stinksauer. »Was habt ihr mit dem Foto gemacht?«, frage ich so ruhig wie möglich, um ihr nicht gleich an die Gurgel zu gehen. »Ihr habt es ins Netz gestellt? Sag, dass das nicht wahr ist!«

»Doch.« Sie nickt. Aber sie findet es nicht mehr lustig. Was ist passiert, dass Mandy so ernst ist?

»Und wir haben ihr angedroht, dass wir ihren Namen dazuschreiben.«

»Nein.«

»Doch. Und sie ...«

»Sie soll euch Geld dafür bezahlen, dass ihr's nicht tut?«

»Sie hat den Spieß umgedreht. Sie will uns anzeigen. Und damit sie's nicht tut, sollen wir bezahlen.«

Ich schüttele den Kopf. »Könnt ihr nicht einfach mal damit aufhören?«

»Wenn sie uns anzeigt«, sagt Mandy, »dann wird alles rauskommen. Auch die Sache mit Winkelmann. Und mit Jana. Wenn die erst mal nachbohren, dann fliegt alles auf. Deswegen ... tut mir leid, Messie. Tut mir echt leid.«

Ich überlege, was das bedeutet. Wenn Rosi zur Polizei geht, weil Mandys Clique ihr Foto ins Netz gestellt hat – ja, vermutlich wird es bald um viel mehr gehen als um dieses eine Foto. Wenn die erst einmal anfangen zu graben ...

»Also wirst du bezahlen?«, frage ich vorsichtig. »Was will sie denn?«

»Könntest du nicht ... mit ihr reden?«

Ich starre sie an. »Ich soll mit Rosi reden? Ich bin gerade dabei, mich mit ihr anzufreunden.«

»Willst du wirklich mit einer Erpresserin befreundet sein?«

Wir schauen uns an und auf einmal fangen wir beide gleichzeitig an zu lachen.

Für kurze Zeit ist wieder alles, wie es war. Das, was wir getan haben, steht nicht mehr zwischen uns.

Mandy seufzt. »Was meinstest du eigentlich vorhin, mit Daniel? So viele Verbrechen«, mit den Fingern fügt sie Anführungszeichen hinzu, »habe ich noch nicht begangen, dass ich keinen Überblick mehr hätte. Jana und Winkelmann und Rosi. An mehr kann ich mich nicht erinnern.«

»Und die Fotos von Daniel? Die ihm seinen Praktikumsplatz verdorben haben?«

Sie hebt die Achseln. Und ich ... glaube ihr. Sie hätte keinen Grund, mir das zu verschweigen, nach all dem, was ich weiß.

Vielleicht wäre es gar nicht so verkehrt, wenn die Polizei in diesem Nebel von Verdächtigungen herumstochert und die Wahrheit ans Licht bringt. Ich fühle mich gerade überfordert.

Aber noch mal zu Rosi.

»Ich kenne sie noch nicht so gut, dass sie meinerwegen einlenken würde«, sage ich, während meine Gedanken ganz andere Wege gehen. Wer hat Daniel das angetan? Hat er Feinde? Warum, wenn nicht wegen Hendrik?

»Versuch es!«, fleht Mandy. »Bitte!«

»Ich soll also Rosi, mit der ich mich gerade ein bisschen anfreunde, gestehen, dass sie mir schaden könnte, wenn sie euch anzeigt? Ich soll ihr quasi verraten, was passiert ist, als ich noch bei euch in der Clique war? Vergiss es.«

Ich bin nicht so sicher, wie ich tue. Meine Gedanken, die eben noch um Daniels Rätsel gekreist sind, kehren im Eiltempo zu mir zurück. Was passiert mit mir, wenn alles auffliegt?

WAS WERDEN MEINE ELTERN SAGEN?

Vielleicht könnte ich mich doch mal mit Rosi unterhalten, oder?

»Ein Versuch schadet ja nicht«, meint Mandy, aber das stimmt nicht. Wenn Rosi alles erfährt, hasst sie mich vermutlich. Und ich verliere einen der ganz wenigen Menschen, mit denen ich überhaupt noch reden kann. Wie kann ich ihr sagen, sie soll die Sache vergessen? Rosi hat das Recht dazu, sauer zu sein, wenn sie ein solches Foto von sich im Internet findet. Ich kann ihr nicht einreden, es wäre nicht schlimm. Es ist schlimm. Es ist so megaschlimm, dass ich wieder kurz davor bin, Mandy ein blaues Auge zu verpassen. Zumindest in Gedanken.

»Darüber muss ich nachdenken«, verspreche ich. Mehr kann ich Mandy nicht bieten.

Sie seufzt wieder.

»Wir haben drei Tage«, sagt sie. »Solange haben wir Zeit zum Nachdenken.«

»Und wenn wir uns stellen?«, frage ich und finde es gleichzeitig äußerst merkwürdig, so etwas zu sagen. Das ist ein Satz, der zu einer Bande von Bankräubern passen würde. Zu Fremden. Nicht zu mir. Ein Satz wie dieser zerschneidet die Wirklichkeit. Bringt alles durcheinander – wie es sein sollte und wie es ist.

Ein Gedanke löst sich aus dem Knäuel von Sorgen und Befürchtungen, wie ein Faden, der lose herabhängt, und wird zu einem Gebet: Oh Gott. Wie komm ich nur hier raus? Was soll ich machen?

»Drei Tage«, wiederholt Mandy.

Wir sollten uns stellen, denke ich. Aber an ihrem Gesicht sehe ich, dass sie es nicht tun wird.

»Rosi will fünfhundert Euro«, flüstert sie. »Ich habe es fast zusammen. Mir fehlen noch fünfzig.« Noch leiser fügt sie hinzu: »Ich könnte die Comic-Sammlung verkaufen. Aber die hat meinem Vater gehört. Wenn er das merkt ...« Sie schluchzt auf.

»Also willst du die fünfzig Euro von mir? Entweder ich rede mit Rosi oder ich bezahle? Hast du dir das so vorgestellt?«

Noch während ich das sage, gehen meine Gedanken auf die Suche. Wie viel Geld habe ich noch? Ich bekomme nur wenig Taschengeld, aber auf meinem Sparbuch liegt genug. Ich könnte sagen, dass ich etwas abheben will für irgendeine wichtige Anschaffung. Dafür müsste ich schon wieder lügen.

Das machst du doch mit links, nicht, Messie? Im Lügen und Theater-
spielen bist du doch mittlerweile einsame Spitze.

Mandy sagt nichts dazu. Ihrem Aussehen nach zu urteilen geht es ihr
wirklich schlecht. Und auch ich sage nichts mehr. Ich drehe mich um
und stolpere zu meinem Fahrrad.

In der Klasse fühle ich mich noch eine Stufe einsamer, wenn das über-
haupt geht. Jetzt ist sogar Rosi für mich keine mögliche Freundin mehr,
sondern eine Aufgabe. Eine Mutprobe. Und eine Gefahr.

In der Pause kommt sie an meinen Tisch und schaut mich an wie
eine Katze, die man vergessen hat zu füttern. Ich erkenne diesen Blick,
denn dieses Gefühl ist mir vertraut.

Sie setzt sich auf die Tischkante, weil ich immerhin ein aufforderndes
Lächeln zustande bringe, und dabei entgeht mir nicht, dass mich alle
drei – Mandy, Steffi und Kim – beobachten.

Ich soll etwas tun. Aber ich kann nicht. Ich höre mir an, wie Rosi von
dem Film erzählt, der gestern Abend im Fernsehen lief. Ich kann nur
wenig dazu beisteuern, weil ich gar nicht richtig zugehöre.

Ich druckse herum und bin froh, als sie auf ihren Platz zurückkehrt.

Ich kann sie nicht fragen.

Mandy weiß das. Ihr Gesicht ist irgendwie dunkler und trauriger als
sonst, als sie mich nachher vor meinem Fahrrad abpasst.

»Es geht nicht«, sage ich kleinlaut.

Habe ich nicht vor kurzem noch gedacht, ich könnte alles erreichen,
was ich wollte? Dass sich Träume erfüllen können, wenn man nur mutig
genug ist, einfach damit zu beginnen, sie wahr werden zu lassen? Jetzt
bin ich mir ziemlich sicher, dass auch das bloß ein Traum ist.

Mandy ist natürlich enttäuscht. Sie steht da und ich weiß, das war es
jetzt. Ich habe die Chance vertan, wieder ihre Freundin zu sein. Ich habe
alles verspielt, was ich hatte.

Ich brauche ein fettes Wunder, denke ich plötzlich, aber mittlerweile
mache ich mir da eigentlich keine Illusionen mehr.

Es wird kein Wunder geben.

»Dann müssen wir wohl bezahlen«, sagt Mandy leise und auf einmal
komme ich mir älter vor als sie und ich würde sie gerne in den Arm
nehmen und sagen: Hey, Kopf hoch, alles halb so schlimm.

Natürlich tue ich es nicht.

Ich gebe ihr das Geld, das ich mitgebracht habe. Es fühlt sich komisch an, ihr die Scheine in die Hand zu drücken. So als würden wir hier Drogengeschäfte oder sonst etwas Illegales tun.

Ich hoffe bloß, dass es jetzt vorbei ist. Alles. Und dass morgen mein Leben wieder so ist, wie es früher war. Langweilig. Unsichtbar. Der Sommer ist zu Ende.

Nun, wie fühlt es sich an?

Dort zu sein, wo du hingehörst.

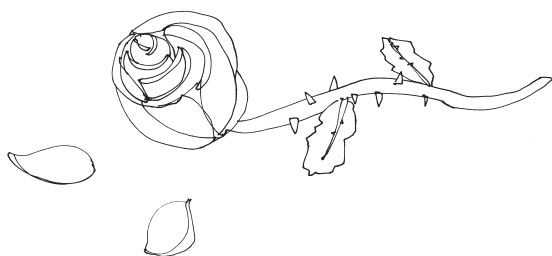
Endgültig.

Ist es nicht so? Es fühlt sich ... gültig an. Dort zu sein, wo du von Anfang an hättest bleiben sollen. Du bist nichts Besseres. Du bist bloß ... du.

Heute weiß ich nicht, ob ich dich hasse. Heute tust du mir fast ein bisschen leid.

Das fühlt sich schön an.

Webhexe, Blogeintrag vom 21. Oktober



16.

Wir haben bezahlt. Ich hoffe immer noch, dass Rosi nicht weiß, dass ich dabei bin. Oh Gott, egal mit wem ich mich abgebe, ich muss immer hoffen, dass derjenige nicht weiß, wer ich bin und was ich getan habe. Ich kann mich nie einfach so fallenlassen und Spaß haben. Ständig denke ich: Und wenn sie weiß ... und wenn er wüsste ...

Das verdirbt einem so ziemlich alles.

Ich habe die Rose doch nicht weggeschmissen. Sie ist zu schön. So dunkel und geheimnisvoll, und immer wenn ich sie anschau, frage ich mich, von wem sie ist. Daniel spricht nicht mit mir. Mandy beobachtet mich von weitem mit ihren Rehaugen. Ich habe die Rose an einem Faden kopfüber an meine Zimmerdecke gehängt, damit sie trocknet. Sie stirbt, aber auf eine Weise, dass man nicht merkt, dass sie tot ist. Welche Rosen wirken tot. Verfaulte Blumen sind tot. Aber getrocknete Rosen sind so wunderschön, dass es mein Herz berührt. Ich hocke inmitten meines Chaos und betrachte sie und sehe ihr dabei zu, wie sie noch dunkler und schöner wird. Die Blätter kräuseln sich leicht und rascheln, wenn man sie berührt. Ich höre Musik und versuche zu träumen, aber immer sehe ich bloß Daniel vor mir, was für ein Gesicht er macht, als er das Foto sieht. Als hätte ich ihn geschlagen.

Ich müsste es ihm erklären. Alles. Aber ich traue mich nicht. Ich liege auf meinem Bett und stelle mir vor, wie ich es tue, aber es ist völlig unmöglich, ihn anzurufen und ihn zu bitten, mich anzuhören. Er weicht mir aus. Gestern hat Michael mich gefragt, ob ich wüsste, was mit Daniel los ist, er kommt auch nicht mehr am Donnerstag. Warum

schaut Goliath mich so scharf an, als müsste ich es wissen? Ich, ausgerechnet ich!

»Die Diskussionen sind viel langweiliger ohne dich, Miriam«, sagt er, und auf einmal denke ich, dass er mir vielleicht nur aus diesem Grund mitgeteilt hat, Daniel würde nicht mehr kommen, damit wenigstens ich wieder dabei bin. Es ist ein bisschen hart für ihn, uns beide aus der Gruppe zu verlieren, schätze ich.

»Dabei zerrede ich immer alles«, sage ich. »Und mache den anderen ihre Wunder madig.«

»Oh, das ist schon in Ordnung«, meint Michael und kehrt sein Goliath-Lächeln heraus. »Wir sind kein Kuschelclub. Nachhaken ist nicht nur erlaubt, sondern erwünscht.«

»Manchmal kommt es mir so vor, als wäre Gott unendlich weit weg«, sage ich leise. »Er hört gar nicht zu, wenn wir ihn rufen. Jedenfalls nicht, wenn es um die wirklich wichtigen Dinge geht. Ich brauche keine Zwei in der Arbeit. Ich brauche ...« Aber mir fehlt der Mut, um auszusprechen, was ich wirklich benötige. Den Mut, Daniel anzurufen und ihm zu sagen, was passiert ist. Wer ich bin.

Fürchte dich nicht. Hab keine Angst. Die ganze Bibel ist voll solcher Sprüche. Vielleicht, weil Gott ganz genau weiß, dass es das ist, was uns wirklich fehlt. Dass wir uns vor Angst fast in die Hose machen, nur wenn wir jemanden um Entschuldigung bitten müssten. Nur wenn wir jemandem sagen wollen, wer wir sind.

Ich kann es nicht.

Und der Mut kommt nicht. Das wäre im Moment mein fettes Wunder: dass ich mich traue, Daniel in die Augen zu schauen. Dass ich ihm sagen kann, wie alles gekommen ist. Aber er will es schließlich gar nicht hören, oder? Gestern habe ich ihn auf dem Schulhof gesehen und er hat getan, als hätte er mich nicht bemerkt. Als wäre ich Luft für ihn. Wie soll man da den Mut aufbringen, seine ganze Seele bloßzulegen?

Als jemand meine Tür aufreißt, schließe ich die Augen. Ich will niemanden sehen.

»Die schläft nicht«, verkündet Tabita fröhlich. »Die tut bloß so.«

»Ich kann auch ein andermal wiederkommen.«

»Geh ruhig rein.«

Ich reiße die Augen auf. Es ist Rosi! Rosi aus meiner Klasse. Rosi, die einfach so in mein Heiligtum hereinplatzt, in dieses Zimmer, in das ich niemanden hereinlasse! Das kann doch nicht wahr sein!

»Hi, Messie«, sagt sie und lächelt schüchtern. »Ich war gerade in der Gegend ... aber ich kann auch wieder gehen, wenn du keine Zeit hast.«

»Oh, ist schon in Ordnung«, stammele ich und schiebe ein paar Bücher- und Heftstapel zur Seite, um Platz auf meinem kleinen Besuchersofa zu schaffen. Gar kein so leichtes Unterfangen. Mir steigt die Röte ins Gesicht. Himmel, ist das peinlich!

Neugierig schaut Rosi sich um. »Hübsch hast du es hier.«

»Das ist doch wohl nicht dein Ernst!«, protestiere ich. »Hübsch? Das ist die Übertreibung des Jahres!«

»Stimmt«, sagt Rosi und beginnt zu lachen. »Aber jetzt weiß ich wenigstens, warum du Messie heißt.« Sie kniet sich auf den Teppich, dort, wo ein paar Quadratzentimeter Platz sind. »Soll ich dir helfen? Ich bin ganz gut im Aufräumen. Meine Mutter zwingt mich regelmäßig zum Ausmisten.«

»Meine auch«, sage ich. »Jedenfalls versucht sie es. Im Gegensatz zu mir hat sie die Hoffnung noch nicht aufgegeben.«

Mir ist immer noch heiß, weil es mir total peinlich ist, aber Rosi gluckst auf eine recht freundliche Art in sich hinein.

»Wir sollten lieber ins Wohnzimmer gehen«, schlage ich vor.

Jetzt macht sie ein verlegenes Gesicht. »Ich wollte dir eigentlich was zeigen«, sagt sie. »Hast du einen Computer? Ich dachte, das solltest du wissen.«

»Was denn?«, frage ich und mir wird ganz anders. Die Bilder aus der Umkleide. Denkt sie, ich hätte damit was zu tun?

»Fahr deinen PC hoch«, bestimmt sie. »Ich hab vorhin mal geschaut, ob ich was über dich finde ... nur so zum Spaß.«

»Aha«, sage ich skeptisch. Leise fauchend erwacht mein Computer aus seinem Dornröschenschlaf.

»Und da habe ich ... das da gefunden.« Sie schiebt sich auf meinen Drehstuhl und lässt ihre Finger über die Tasten hüpfen, bis vor unseren Augen eine Seite aufgebaut wird, die ich noch nie besucht habe. Kein Bild von Rosi in der Umkleide. Auch kein Bild von mir – davor hatte ich am meisten Angst. Nur eine Art Blog oder so.

»Lies das«, sagt Rosi mit belegter Stimme. »Ich hatte überlegt, ob ich dich anrufe, aber dann dachte ich ... Ich habe es nur gefunden, weil einmal dein Name vorkommt.«

Das ungute Gefühl verstärkt sich, während ich die Einträge einer Schreiberin namens Webhexe überfliege. Das hat nichts mit mir zu tun. Das kann nichts mit mir zu tun haben, oder?

Doch da steht mein Name. Nicht Miriam Weynard, sondern Messie Weynard. Aus irgendeinem Grund kommt mir das noch schlimmer vor. Das ist jemand, der mich kennt. Der mich wirklich kennt.

»Gruselig«, flüstert Rosi.

»Kann man denn rauskriegen, wer das ist?«, frage ich. »Du hast doch auch ...« Meine Stimme wird leiser. »Als es um dein Foto ging ... den Spieß umgedreht.«

Sie schaut mich scharf an. »Woher weißt du denn davon? Die haben dir das gesagt?«

»Ich hatte nichts damit zu tun«, sage ich. »Ehrlich nicht. Aber da waren ein paar andere Sachen, vorher ...«

Sie schüttelt den Kopf. Ist sie jetzt von mir enttäuscht? Wird sie gehen? Es ist mir egal. Tief in mir steckt eine wütende, traurige Messie, die das alles nicht kümmert. Die sich bloß die Bettdecke über den Kopf ziehen will.

»Man kann rauskriegen, wem dieser Blog gehört«, sagt Rosi. »Aber ich dachte, du weißt es vielleicht auch so.«

»Nein«, antworte ich, »ich weiß es nicht.«

Jemand hasst mich also. Wer? Wieso mich? Was habe ich denn getan, um so gehasst zu werden?

»Da hat jemand eine ganz schöne Wut auf dich.« Rosi schaut sich in meinem Zimmer um. »Deine Putzfrau kommt wohl nicht in Frage, wie?«

Wieder müssen wir lachen. Das löst die Anspannung etwas.

»Tja, ich muss wieder los«, sagt sie. Sie zögert.

Auf einmal will ich nicht, dass sie geht. Ich will nicht allein sein mit diesem Hass, der in der Luft zu liegen scheint, der sich wie ein giftiger Wurm durch meine Knochen frisst. Mir ist, als hätte mich bloß der Blick auf diese hassgetränkten Zeilen mit einer Krankheit angesteckt. Meine Hände zittern und ich klammere mich an die Worte, die von

irgendwoher zu mir kommen, die ich kenne, die ich mein Leben lang gekannt habe: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein ...

Fürchte dich nicht.

Ich war noch nie so weit davon entfernt, mich nicht zu fürchten.

»Wir haben eine gemütliche Küche«, sage ich. »Da finden wir bestimmt was zu knabbern. Die räumt auch meine Mutter auf und nicht ich.«

»Na, dann«, sagt Rosi.

Sie hat es anscheinend doch nicht eilig. Ich hole eine Flasche selbstgemachten Johannisbeersaft aus dem Kühlschrank, den wir mit Mineralwasser mischen. Für den besseren Geschmack rühren wir noch Zucker hinein. Rosi lässt sich von Silas seine Laserschwert-Sammlung zeigen und legt einen ganz passablen Schwertkampf hin. Ich ertappe mich bei dem Gedanken, dass sie gar nicht so langweilig ist, wie ich immer dachte. Vielleicht überlebe ich diese Zeit ja doch, obwohl niemand mich mag und alle mich hassen. Zum Trost öffne ich unser Barfach im Wohnzimmer-schrank, in dem wir unsere Süßigkeiten aufbewahren, und hole ein paar Tafeln Schokolade heraus, über die wir uns gemeinschaftlich hermachen. In der Luft liegt ein Hauch von Gewitter, das keinerlei Anstalten macht, auszubrechen. Ich weiß jetzt schon, dass ich schlecht schlafen werde. Wahrscheinlich ist es besser, überhaupt nicht zu schlafen oder jedenfalls nicht zu tief, wenn man auf der Liste irgendwelcher gemeingefährlicher Psychopathen steht. So kommt es mir jedenfalls vor. Gibt es überhaupt noch normale Menschen, oder müssen alle ihre bösen Verbrecherphantasien im Internet ausleben?

Trübsinnig nippe ich an meiner Johannisbeerschorle. Es war ein Fehler, dazu Schokolade zu essen, jetzt kommt sie mir noch viel saurer vor.

Rosi duelliert sich gerade hingebungsvoll mit Silas und der Streifschuss eines Laserstrahls trifft mich an der Schulter. Ich kann wieder mal nicht anders, als mitzuspielen. Röchelnd falle ich vom Stuhl und sterbe auf dem Teppich. Rosi sieht mir fasziniert zu, während Tabita kopfschüttelnd über mich hinwegsteigt und mir meine Schokolade klaut.

»Große Schwestern spinnen«, teilt sie Rosi vertrauensvoll mit. »Wenn ich dir einen Rat geben darf, leg dir bloß keine große Schwester zu.«

Ich stehe von den Toten auf und erwürge sie – ein bisschen.

Nachher schauen wir uns einen lustigen Film an. Rosi ist gefahren, sie konnte wirklich nicht länger bleiben. Dabei hätte ich sie so gerne hierbehalten. Ich kann nicht allein sein. Da ist sogar die Gesellschaft meiner Geschwister besser als nichts. Sie lachen sich kringelig, besonders Silas, und ich frage mich, ob ich jemals wieder so lachen kann wie diese Kinder. Die Einsamkeit überfällt mich wie eine böse Grippe. Ich sitze zwischen den anderen und sehne mich nach meiner Clique, nach Mandy, Steffi und Kim, und auch nach den Mädels von der *Life and Hope*-Gruppe, sogar nach Tine und ihren Bibelvers-Attacken. Und nach Daniel. Mein Gott, wie schrecklich ich mir wünsche, dass er hier bei uns auf dem Sofa sitzt! Wird mein Leben jemals wieder so sein, wie es war? Unwahrscheinlich. Heute Abend treffen sich die Hopis nebenan im Gemeindehaus und ich würde furchtbar gerne hingehen, aber ich bin wie gelähmt und kann einfach nicht.

Die Herbstferien stehen vor der Tür. Morgen ist die Oberstufenparty. Ich hatte gehofft, mit Daniel hinzugehen, und nun bin ich völlig allein auf der Welt. Nun ja, nicht ganz allein. »Gehen wir zusammen auf die Party?«, fragt Rosi.

Sie hat versprochen, dass sie rausbekommt, von wem der Hassblog ist, aber bis jetzt ist nichts passiert.

»Schöne Rose«, sagt sie und streckt die Hand nach der getrockneten Hängeblume aus. »Passt zu dir, irgendwie.«

Mir fällt etwas ein. Wann habe ich diese Rose bekommen? War es nicht zu Beginn unserer Freundschaft?

Rose. Rosi.

Sie hält sie beinahe zärtlich in der Hand.

Rosi. Rose.

Ich starre sie an.

Wie hat sie es geschafft, hier reinzukommen, in mein geheimes Zimmer? Mit der Information über diesen Blog? Mit dem Vorsatz, mir zu helfen?

»Du könntest es nicht mit ansehen, oder?«, frage ich. »Dass ich Freundinnen gefunden habe. Mandys Clique. Während du allein warst. Während du keinen hattest.«

»Was?« Rosi dreht sich zu mir um. Sie ist bleich.

»Hast du den Blog geschrieben?«

»Was?«, fragt sie noch mal.

Es würde alles passen. Die Wut darüber, dass ich dazugehöre und sie nicht. Dass ich Freunde habe, dass ich dabei bin, dass ich Erfolg habe. Tausend Mal habe ich diese Sätze gelesen. Warum ist mir das nicht aufgefallen?

Es passt alles zusammen. Oh Gott.

»Hast du es nur geschrieben, um mir Angst einzujagen, oder hast du das wirklich so gemeint?«, frage ich, während die Stille sich um uns kräuselt. Eine merkwürdige, irgendwie verbrannte Stille, die uns in sich einschließt.

Rosi steht auf. Sie schüttelt nur den Kopf.

»Weißt du was, Messie?«, sagt sie an der Tür. »Du spinnst. Du bist vollkommen bescheuert. Und ich erst recht, weil ich dachte, du wärst nett. Du wärst anders als die anderen.«

Sie knallt die Tür hinter sich zu.

Ich bin mir nicht mehr sicher, ob ich das schlau angestellt habe.

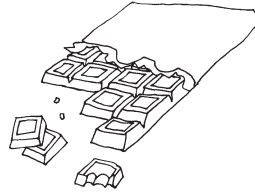
Ich schwanke zwischen »Hinterrennen und Entschuldigung schreien« und »den Hassblog noch mal lesen«. Ich entscheide mich für Letzteres.

Und siehe da, es passt. Es ist Rosi. Es muss sie sein, von ihrem Platz in der letzten Reihe, krank vor Eifersucht.

Und ich habe sie in mein Zimmer gelassen. Das ist fast so, als hätte ich sie in die geheimsten Kammern meines Herzens schauen lassen.

Ich bin alles andere als in Partystimmung.

Aber zu Hause zu bleiben, das wäre, als hätte Rosi gewonnen. Ich werde hingehen, obwohl ich überhaupt keine Lust dazu habe.



17.

Dicke Wolken türmten sich am Himmel auf. Der Wind wehte ihm scharf ins Gesicht und vertrieb die letzten Zweifel.

Die Fahrt über hatte Daniel sich dieselben Fragen gestellt. Warum lasse ich mich darauf ein? Es wird wehtun und nichts nützen, also was soll das?

Doch als er sein Rad an einen Baum lehnte und abschloss, fühlte es sich richtig an. Nein, er bereute nicht, dass er hergekommen war, um Miriam zu treffen.

Vor ein paar Wochen noch hatte er gedacht, sie würden an diesem Abend zusammen zur Party gehen. Also passte es irgendwie, dass sie sich heute am Bach trafen.

Und vielleicht ... vielleicht, vielleicht ... geschah irgendetwas, ein Wunder, und sie gingen nachher doch noch hin. Falls nicht, würde er eben alleine dort aufkreuzen. Und Lutz beweisen, dass er feiern konnte. Und niemandem zeigen, wie es wirklich in ihm aussah.

Jedenfalls hatte er seinen Eltern gesagt, er würde zur Festhalle fahren.

Daniel kletterte auf den umgestürzten Baumstamm, der halb ins Wasser ragte. Hier hatten er und Miriam gegessen ...

Am besten war es, die Sache schnell hinter sich zu bringen. Sich ihre Ausreden anzuhören. Ihre Erklärungen, obwohl er zuerst, als er ihre Nachricht erhalten hatte, fest entschlossen gewesen war, nicht herzukommen. Was brachte es?

Aber letztendlich war es zu verlockend, sie wiederzusehen und mit ihr zu sprechen. Selbst wenn es bloß wehtat – er konnte nicht anders.

»Hallo, Kreuzritter.«

Er drehte sich um. Dort standen sie – Steffi und Kim. Nicht Miriam, kleinlaut und geknickt, um sich zu entschuldigen. Hatte er das nicht insgeheim gehofft? Wie dumm. Stattdessen hatte sie ihre Freundinnen geschickt. Miriams Freundinnen. Nein, Messies Freundinnen. Die Miriam, in die er sich verliebt hatte, hatte es nie gegeben.

»Was wollt ihr hier?«, fragte er. Er balancierte über den Baumstamm zurück ans Ufer, wo ihn die beiden Mädchen erwarteten. Steffi, die so groß war wie er, hübsch wie eine Prinzessin in ihrem weißen Shirt und dem weiten Rock, lächelte so seltsam, dass er erstmals unruhig wurde. War ihr nicht kalt? Der Wind zerrte an ihren Haaren.

»Ich bin hier verabredet. Aber ihr seht aus, als wüsstet ihr das bereits.«

Das andere Mädchen, die schwarzhaarige Kim, zog die Augenbrauen hoch. »Oh, ein ganz Schlauer.«

»Haben wir dir nicht gesagt, du sollst dich von Messie fernhalten?«, fragte Steffi streng. »Hast du das etwa irgendwie nicht mitgekriegt?«

»Ich lasse mir doch nicht vorschreiben, mit wem ich mich treffe«, sagte er. »Also, wo ist Miriam?«

»Oho«, höhnte Kim. »Du hast es also immer noch nicht kapiert?« Mit einem gemeinen Grinsen trat sie auf ihn zu.

Er hätte fliehen sollen. In den Fluss springen und ans andere Ufer schwimmen. Aber er sah keinen Grund dazu. Zwei Mädchen, die auf ihn sauer waren – damit würde er schon fertig werden. Hinterher ist man immer klüger.

Er hatte nicht gewusst, dass ein Mädchen so einen harten Schlag haben konnte. Kim rammte ihm ihre Faust in den Magen. Als er sich vor Schmerz krümmte, kickte sie ihm mit einem heftigen Tritt die Beine weg, sodass er auf die Knie fiel.

In diesem Moment sah er weitere Gestalten aus dem Gebüsch treten. Helft mir, wollte er rufen, da erkannte er Bastian und seinen Schlägertrupp. Nicht nur ein paar Mädchen waren sauer auf ihn. Er hatte sich nie Gedanken darüber gemacht, wie viele Feinde er hatte.

Als Kim ihn zum zweiten Mal trat, schossen ihm die Tränen in die Augen vor Schmerz. Daniel stemmte die Hände auf den Boden und ruppelte sich auf.

»Jetzt hört schon auf!«, brachte er heraus. »Das ist nicht lustig.«

»Für uns schon«, meinte Bastian. Er hob die Fäuste und tänzelte spielerisch herum. »Na los, zeig's mir, du Loser. Oder darfst du dich nicht wehren?« Er holte aus und schlug Daniel voll ins Gesicht. »Wie war das noch, Kreuzritter – halte auch die andere Wange hin?«

»Das hättest du wohl gerne!« Daniel stürmte vorwärts und warf Bastian, der nicht damit gerechnet hatte, einfach um. »Du willst kämpfen? Das kannst du haben!«

Sein Herz schlug heftig. Seine Angst wurde von wilder Wut abgelöst. Sie dachten, er würde sich ohne Gegenwehr verprügeln lassen? Da hatten sie sich aber geschnitten!

»Du hast mich geschlagen«, sagte Bastian verwundert, während sie am Boden rangen.

Doch in dem Moment, als Daniel schon glaubte, er hätte tatsächlich eine Chance, mit seinem Gegner fertigzuwerden, rissen ihn mehrere Hände zurück.

Bastian rappelte sich auf und wischte sich die Hände an den Hosen ab.

»Du hast mich angegriffen«, meinte er, immer noch überrascht. »Das ... nun, das war dein größter Fehler. Niemand greift mich an. Wusstest du das nicht?«

Er trat vor Daniel hin, den die anderen Jungs immer noch festhielten, und schlug mit aller Kraft zu.

Kim legte Bastian den Arm um die Schulter. »He«, sagte sie. »Das kannst du uns machen lassen. Geh du ruhig mit Steffi zur Party, wir kommen dann nach.«

Bastian runzelte einen Moment die Stirn. »Ah ja«, meinte er. »Die Party. Komm, Steffi.«

Einen Moment lang dachte Daniel, es wäre gut, dass sein schlimmster Feind ihm den Rücken kehrte und verschwand. Dann, als ihn die anderen zu Boden stießen, wurde ihm klar, dass es jetzt niemanden gab, der den anderen den Befehl zum Aufhören geben würde. Außer Kim. Und die stand nur da und sah mit angewidriger Miene zu, während die Jungen ihn verprügelten. Über ihnen wurde der Himmel dunkel, von ferne ertönte ein Grollen. Die ersten Regentropfen fielen.

»He, Messie.« Mandy steht hinter unserem Gartenzaun und winkt. Tabita hat mich diesmal an die Tür gerufen. Also hat es geholfen, dass ich Mama gefragt habe, ob sie nicht was zum Lesen für mich hätte, was ich noch nicht kenne, irgendwas mit Liebe oder so.

Mandy steht unschlüssig am Zaun herum und scheint gleich wieder gehen zu wollen.

»So willst du zur Party?«, fragt sie und zeigt auf meinen Schlabberpulli.

»Was machst du denn hier?«, frage ich überrascht. Ich habe schon lange nicht mehr mit ihr gesprochen. Ich hätte nicht gedacht, dass mein Lieblingspullover das erste Thema ist, über das wir wieder ins Gespräch kommen.

»Ich habe die ganze Zeit versucht, dich zu erreichen, unter deiner neuen Nummer, aber du hast dein Handy wohl nicht an.«

»Ich hab doch keine neue Nummer«, sage ich und jetzt bin ich verwirrt. »Wie kommst du darauf?«

Sie macht ein verwirrtes Gesicht. »Aber ... na ja, ist ja auch egal. Ich wollte dich fragen, ob wir heute zusammen auf die Party gehen.«

»Hm.« Sie schaut mich an, als erwarte sie, dass ich über den Zaun hüpfе und ihr um den Hals falle.

»Komm schon, Messie.«

»Bist du nicht mit Steffi und Kim da?«

»Die kommen später, haben sie gesagt.« Mandy wippt ungeduldig auf und ab. Mann, sie ist so verlegen, als würde sie einen Jungen um ein Date bitten. Und nicht einmal das ist Mandy normalerweise peinlich. Dachte ich bisher jedenfalls. »Also?«

»Klar«, sage ich und könnte mich dafür ohrfeigen, aber ich nehme es nicht zurück. »Aber ich weiß noch gar nicht, was ich anziehen soll.«

»Soll ich dich beraten?«

Das fehlte noch, dass ich Mandy in mein Zimmer lasse. Vielleicht macht sie ein Foto von meinem Chaos und stellt es ins Netz.

»Das macht bestimmt Spaß«, bettelt Mandy, und da gebe ich nach. Ich werde alles ins Badezimmer holen. Sie braucht keinen Fuß in meinen Gerümpelhaufen zu setzen.

»Na gut«, sage ich und mache ihr die Tür auf, und plötzlich, ganz unerwartet, bin ich glücklich.

Daniel bekam kaum noch mit, was geschah. Die Welt um ihn herum versank in einem diffusen Grau. Jemandem war übel und schwindlig, aber das schien ein anderer zu sein als er. Alles drehte sich, wenn er versuchte, den Kopf zu heben, also ließ er es. Das Gras unter seiner Wange war kalt und nass und roch nach feuchter Erde. Er wollte nur noch schlafen. Aber die Stimmen ließen ihn nicht. Wessen Stimmen? Gesichter um ihn herum, wenn er blinzelte. Stimmen.

»Er darf auf keinen Fall zur Polizei gehen ...«

»... unbedingt verhindern ...«

»Nein, spinnst du? Dann sind wir erst recht dran.«

Es ging ihn nichts an, worüber sie sich stritten.

»Ihr geht zur Party, klar? Ihr wisst von nichts. Ich kümmerge mich.«

Eine andere Stimme, kleinlaut: »Kim ...«

»Geht schon. Na los. Und kein Wort zu niemandem, ja?«

Ein Gesicht dicht vor seinem. Ein Gesicht, schön wie ein finsterer Engel, mit kurzem schwarzen Haar und kühlen dunklen Augen.

»Er ist wach. Gut. Ah, da kommst du ja endlich.«

»Hast du die anderen weggeschickt?«

Bastian. Bastians Stimme. Sie klang kalt und lässig.

»Sie denken, dass es das war. Und du?«

»Ich hab das Rad in den Bach geworfen. Also, wo bringen wir ihn hin?«

Sie rissen ihn hoch.

Irgendwas stimmt nicht mit mir, wollte er sagen, aber er bekam keinen Ton heraus. Sein Mund schmeckte nach Blut, und als er auftreten wollte, knickte ihm das Bein weg.

»Halt ihn doch fest«, schimpfte Kim.

»Mach ich ja«, zischte Bastian. »Komm.«

Jeder von ihnen hatte sich einen Arm um die Schulter gelegt, sodass sie ihn gemeinsam mitschleifen konnten. Daniel konnte langsam wieder klarer denken. Der Regen, der auf ihn herabprasselte, vertrieb die Müdigkeit. Seit wann regnete es? Er hatte nichts davon gemerkt.

»He!« Er versuchte sich aus ihrem Griff zu winden und trat mit dem gesunden Fuß nach Kim, doch die ließ sich davon nicht beirren.

»Schön brav, klar? Wir bringen dich zum Arzt. Ich kenne einen, der hier ganz in der Nähe wohnt.«

Bastian gab ein Geräusch von sich, das wie ein heiseres Lachen klang. Es wurde noch dunkler. Daniel blinzelte. In dem strömenden Regen konnte er kaum etwas sehen. Bäume. Kim stolperte und riss ihn dabei zu Boden.

»Kannst du nicht aufpassen?«, schrie Bastian.

»Ich hab die falschen Schuhe an.«

Sie zogen ihn wieder hoch.

»Los, weiter.«

Ein dunkler Schatten vor ihnen. Da wohnte der Arzt, den sie kannte?

Daniel versuchte sich nach hinten zu werfen. Die beiden hatten nicht damit gerechnet. Einen kurzen Moment lang war er frei. Er rappelte sich auf und wollte losrennen, ohne auf den Schmerz in seinem Fuß zu achten, aber er kam nicht weit.

Schon waren sie da und zerrten ihn zurück.

»Hör endlich auf, dich zu wehren!«, rief Kim. »Du machst es nur noch schlimmer.«

»Soll er sich wehren«, knurrte Bastian. »Soll er.«

Ihre Worte hallten. Die alte Fabrik. Jetzt wusste er, wo sie waren. Die Lagerhalle am Fluss.

»Nie wieder machst du dich an unsere Mädchen ran, klar?« Bastians Stimme klang kalt und fremd.

»Wovon sprichst du überhaupt?«, wollte Daniel sagen, aber er brachte nur ein undeutliches Nuscheln heraus.

Blut lief ihm in einem dünnen Strahl übers Kinn.

»Du hältst dich von Steffi fern, hast du kapiert?«

Von Steffi?

»Und von Messie. Von allen. Du elender Heuchler.«

Er kapierte immer noch nicht, worum es ging.

»Du dachtest wohl, sie sagen nichts, wie? Aber sie haben Freunde. Kapiert? Freunde!«, brüllte Bastian ihm ins Ohr.

»Tut es dir wenigstens leid?«, fragte Kim. »Na? Schwörst du, uns in Ruhe zu lassen? Na? Na? Ich höre nichts.«

Von irgendwoher kam die Stimme der Vernunft. Sie meinen es ernst. Sie schrecken vor nichts zurück. Sag ja. Worum es auch geht, sag einfach ja.

Doch sein Zorn brodelte in ihm. Die Angst war wie ein See, über dem das Unwetter tobte, laut und wild, sodass man diesen stillen Teich kaum noch darunter erkennen konnte. Ihn überkam ein merkwürdiges schwebendes Gefühl, eine Mischung aus einer Wut, so glasklar und brennend wie eine Flamme, und dem dumpfen Wissen, dass es keine Rolle spielte. Nichts spielte mehr eine Rolle.

»Lasst mich in Ruhe, ihr Arschgeigen!«, schrie er, so laut er konnte.

Bastian lachte. »Hierher. Komm, weiter noch. Hier hinter diesem Bretterstapel, hier wird ihn niemand finden. Soll er fühlen, wie es ist, wenn man sich nicht wehren kann. Geben wir ihm Bedenkzeit. Eine Nacht hier im Dunkeln und er ist gar.«

»Er wird weglaufen«, sagte Kim.

»Wohl eher nicht.« Bastian gab Daniel einen Stoß, der ihn auf den harten Betonboden warf. Während er noch damit kämpfte, aufzustehen, sah er, wie Bastian an einem hohen Regal rüttelte.

»Nein!«, rief er und versuchte aus der Gefahrenzone zu hechten. Doch sein Bein gab wieder unter ihm nach. Er stürzte nach vorne, und im nächsten Moment prasselten Steine und Bretter auf ihn hinunter.

»Siehst du, er läuft nicht weg«, hörte er Bastians Stimme durch die Dunkelheit, die sich wie ein sanfter Schleier über ihn legte. »Ohren aufgesperret, Kreuzritter: Unsere Mädchen sind tabu, klar? Jetzt kannst du drüber nachdenken, ob du dich noch mal mit uns anlegst.«

»Betreten verboten«, sagte Kim. »Steht draußen groß an der Tür. Tja, wenn man nicht lesen kann, selber schuld.«

Die Party ist in vollem Gange. Bunte Lichter zucken durch den Raum. Mandy zieht mich durch die Umstehenden. Es ist, als würde man durch eine Wolke von Parfümduft kraulen.

Sie lacht, ein bisschen aufgesetzt, finde ich.

Da kommt Rosi auf uns zu. Ich habe gar nicht mehr daran gedacht, dass ich mit ihr hingehen wollte. Ursprünglich. Bevor ich sie als Schreiberin des Hass-Blogs enttarnt habe. Sie schaut mich an und schüttelt den Kopf, und ich spüre ihre Enttäuschung und ihren Zorn. Es ist zu laut, um etwas zu sagen, aber dieses Kopfschütteln genügt.

Vielleicht war sie es ja doch nicht. Mist. Wenn ich es nur wüsste!

»Warte«, sage ich zu Mandy und eile Rosi nach, aber in dem Gedränge verliere ich sie. Jetzt steh ich hier allein, während der Rhythmus mir in den Ohren wummert, und möchte heulen. Auch von Mandy ist nichts mehr zu sehen. Ich setze mich auf ein Podest und fühle mich wie ein Mauerblümchen, das zusieht, wie das Leben an ihm vorbeizieht. Ich verderbe es mir mit allen. So bin ich nun mal. Das ist mein Schicksal.

Jetzt kommt auch noch ein ruhiges Lied. Eins, zu dem man eng aneinandergeschmiegt tanzen müsste. Nur, dass ich hier niemanden zum Kuseln habe. Nicht mal eine Freundin, bei der ich mich einhaken könnte.

»Na Messie, ganz allein?« Ein paar aus der Gänseclique ziehen kichernd an mir vorbei, aufgebrezelt bis zur Unkenntlichkeit.

»Sieh einer an. Du bist ja doch da.« Wie aus dem Nichts ist Tom vor mir aufgetaucht. Er streckt mir die Flasche entgegen, aus der er gerade getrunken hat. »Einen Schluck?«

Eigentlich mag ich kein Bier. Aber vielleicht hilft es.

»Warum sollte ich nicht da sein?«

»Weil ich gefragt hatte, ob du kommst, und die meinten, du würdest zu Hause bleiben, du wärst krank oder so.« Mittlerweile kenne ich ihn ja ein bisschen, deswegen sieht Tom nicht mehr so einschüchternd toll aus. Aber seine blauen Augen sind immer noch unvergleichlich.

Er mustert mich, was mich zugleich völlig verlegen und glücklich macht. »Ist der Platz da noch frei?«

Da ich ganz allein auf diesem Podest sitze, eine dumme Frage. Ich grinse blöde und nicke.

Verstohlen schaue ich ihn von der Seite her an. Tom trägt ein dunkles Tank-Top, das seine Oberarme freilässt, und eine Lederkette mit einem Anhänger, der unter dem Shirt verschwindet. Seine Haare sehen zerzaust aus – natürlich hat er sie absichtlich so gestylt –, und seine Augen kommen mir dunkler vor als sonst. Ich wundere mich darüber, wie ruhig ich bleibe. Mein Herz schlägt kaum schneller, denn das ist einfach bloß Tom, den ich irgendwie über ein paar Ecken kenne. Aber da schaut er mich an, als wäre ich das Schönste, was ihm je begegnet ist. Als hätte er hier in diesem Lärm und den funkelnden Lichtern endlich den Schatz gefunden, nach dem er die ganze Zeit Ausschau gehalten hat. Das verwirrt mich denn doch und treibt meinen Puls in die Höhe.

»Hier ist es so laut. Ich geh kurz vor die Tür, kommst du mit?«

Er berührt mit seinen Lippen fast mein Ohr, und mich überläuft ein Schauer. Nein, schlimmer, es ist, als würde Strom von ihm zu mir fließen, knisternde Elektrizität. Ich würde mich nicht wundern, wenn meine Haare Funken sprühen.

Ich stolpere ihm nach durch den überfüllten Saal.

Draußen ist es erfrischend kalt. Es fängt gerade an zu regnen, ein dumpfes Grollen lässt die Bretterterrasse unter unseren Füßen erzittern. Tom lacht leise. »Hier ist es auch nicht viel besser. Scheißwetter.«

Ich finde es trotzdem romantisch. Die Terrasse ist überdacht, und am Geländer zu lehnen und auf die Wiese hinauszublicken, über die gerade eine heftige Bö fährt und die Grashalme wie ein Meer mit hohem Wellengang aussehen lässt, ist unbeschreiblich. Es ist, als wäre die Natur genauso aufgewühlt wie ich. Ein Blitz zerreißt die schwarzen Wolken über uns, und genauso fühle ich mich, als Tom seine Hand auf meinen Arm legt. Es fährt mir durch und durch.

»Hey, du«, sagt er leise und schenkt mir einen unglaublichen Blick. Seine Stimme klingt zärtlich und ein wenig rau.

Dies geschieht wirklich, denke ich. Das, wovon ich solange geträumt habe, geschieht. Mein persönliches Wunder. Aber ich kann kaum etwas fühlen dabei. Ich bin nicht in ihn verliebt. Meine Haut kribbelt, als seine Finger sich meinen Arm hinauftasten und an meinem Hals verweilen. Mit dem Zeigefinger streicht er mir sanft über Kinn und Wangen.

Mein Körper bekommt alles mit, aber mein Herz ist immer noch tot. Ich wundere mich, dass er mich anscheinend tatsächlich schön findet. Mich, Messie, die alles zerstört, was ihr in die Finger gerät. Mandy war zufrieden mit ihrem Werk – sie hat mich eine Stunde lang frisiert und geschminkt –, aber ich habe ihr nicht geglaubt. Bis jetzt. Es bedeutet jedoch so wenig, dass ich heulen könnte.

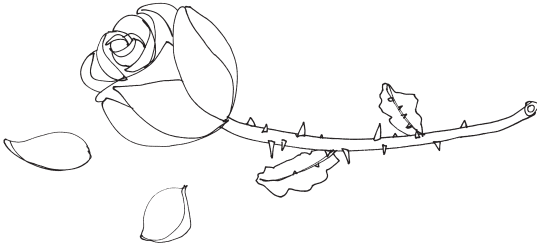
Der Wind wird stärker und pustet mein Haar zurück. Als Tom sich vorbeugt und seine Lippen meine streifen, öffnen sich die Wolken und eine ganze Wand aus Wasser geht neben dem Gebäude herunter. Über uns höre ich es prasseln und trommeln, so laut, dass es selbst die Musik hinter uns übertönt. Doch ich nehme das alles nur wie durch einen Nebel wahr, nur als Kulisse für meinen persönlichen Film, der für die

Außenstehenden mit mir und Tom in den Hauptrollen abläuft. Aber das stimmt nicht. In mir bin ich allein. Immer noch.

»Weißt du, dass du unglaublich hübsch bist?«, sagt er, oder vielleicht denke ich auch nur, dass er das sagt, denn der Sturm weht seine Worte fort. »Und witzig? Ich finde dich unglaublich.«

Wieder berühren seine Lippen meine, und ich spüre die Wärme seines Gesichts dicht vor meinem. Ich kann mich nicht rühren, als könnte die kleinste Bewegung den Traum zerplatzen lassen.

Dann küsst er mich richtig.



18.

Es ist so, wie ich mir richtiges Küssen vorgestellt habe – oder fast so. Tom schmeckt nach Bier und Rauch und Regen, und ich strecke meine Hände aus und berühre seine schwarzen Haare. Ein Teil von mir denkt: Oh, wow, das ist unglaublich, und ein anderer Teil denkt: Es ist ... merkwürdig. Was tue ich hier eigentlich?

So viele Stimmen, und sie können nicht aufhören zu plappern, während Tom mich küsst.

Dein erster Kuss. Mit Tom! Das ist der Himmel auf Erden.

Nein, das ist nicht dein erster Kuss. Das war mit Daniel, am Bach.

Gar nicht wahr. Das war kein richtiger Kuss. Das war nur Spielerei. Das hier ist richtig!

Und wo ist eigentlich Daniel? Ich habe seine Freunde gesehen. Nur ihn nicht.

Ich stemme die Hände auf Toms Schultern, und mit einem leisen Seufzen löst er seinen Mund von meinem. Aber er hält mich immer noch eng an sich gepresst.

Außer »Du bist hübsch und witzig« und »gehen wir nach draußen« hat er überhaupt noch nichts zu mir gesagt. Das finde ich ein bisschen wenig. Das heißt, ich weiß, dass ich es später wenig finden werde. Im Moment genügt es, sich so ganz ohne Worte zu verstehen. Dass er hier ist, tröstet mich irgendwie. Ich fühle, wie sein Herz hinter seinem Shirt schlägt. Fast so schnell wie meins. Wenigstens einen Menschen auf dieser ganzen Welt gibt es, der mich mag. Das bedeutet mir mehr, als Tom weiß. Nicht, dass ich versuche, es ihm zu erklären. Er beugt das

Gesicht wieder zu mir und will mich noch einmal küssen, aber diesmal drehe ich mich weg. Die Anstrengung ist fast größer, als ich verkraften kann. So, als müsste ich durch Schlamm waten, der sich an meine Füße geheftet hat, oder als müsste ich in einem Albtraum fliehen und käme nicht von der Stelle. Nur, dass sich das alles hier gar nicht wie ein Albtraum angefühlt hat.

Das hier ist mein Wunder. Schätze ich mal. Von einem Gott, der manchmal Gebete erhört. Aber es ist mir zu wenig. Ein Wunder, das nicht fett genug ist. Tom ist so lieb, so unglaublich – aber ich finde es irgendwie nicht fair, dass ich mich von ihm küssen lasse.

Ich bringe den Mut auf, etwas zu sagen. »Tom, das ... ich glaube nicht ...«

Ein halber Satz, der nicht bei ihm ankommt. Seine Hände liegen auf meinen Hüften. Er schaut mich an. Nein, nicht enttäuscht. Nachdenklich, so als müsste er sich über etwas Bestimmtes klar werden.

»Du bist wirklich schön«, sagt er, und diesmal verstehe ich ihn ganz deutlich. »Ich glaube, du bist etwas ganz Besonderes.«

Er streckt die Hand aus und legt mir eine Haarsträhne hinters Ohr. So behutsam, als würde er die Auslagen eines Juweliergeschäftes sortieren.

Neben uns fällt immer noch der Regen hinunter, als würden wir in einer Höhle hinter einem Wasserfall stehen. Tom lacht leise. »Es ist ... erstaunlich«, flüstert er. Ich muss von seinen Lippen ablesen; vielleicht sagt er auch etwas ganz anderes. Aber seinen Blick kann ich nicht falsch deuten.

Er küsst mich noch einmal. So sanft und zärtlich und liebevoll, dass ich gar nicht weiß, wie mir geschieht. Das ist alles ... komisch.

»Messie«, sagt er in mein Ohr.

In diesem Moment weiß ich, was seltsam ist. Für ihn bin ich Messie. Er findet Messie toll. Aber ich bin auch Miriam. Und ich sehne mich nach Daniel. So sehr, dass mein Herz versteinert ist, dass ich mich nie wieder davon erholen werde. Ich werde unglücklich sein, mein ganzes Leben lang, das weiß ich genau. Tom wird nicht begreifen, wer ich bin, denn ich komme aus einer anderen Welt, die er nicht kennt. Aber Daniel kennt sie. Tom weiß das alles nicht: dass ich auch Miriam bin, die brave Tochter von Pastor Weynard. Die Miriam mit den garstigen Geschwis-

tern, die Miriam, die gerne Kirchenlieder singt und manchmal um ein fettes Wunder betet und die immer das will, was sie nicht haben kann, und das glaubt, was die anderen abstreiten, und das abstreitet, was die anderen glauben. Die Miriam, die so durcheinander und verwirrt ist, dass sie ständig alles kaputtmacht.

Daniel will nichts mit Messie zu tun haben. Daniel hat Miriam geküsst. Tom hat Messie geküsst.

Ich hasse es, zwei Namen zu haben! Zwei Gesichter zu haben und zwei erste Küsse zu bekommen und nicht zu wissen, was ich überhaupt will.

Keine Ahnung, warum mir Tränen in die Augen treten. Ich will weinen, weil ich glücklich sein müsste und es nicht bin. Weil Tom mir plötzlich leid tut. Warum sollte er mir leid tun? Er hat bestimmt schon hundert Mädchen geküsst, er wird es überleben, wenn ich nicht hin und weg von ihm bin.

Muss ich wirklich immer alles, alles kaputtmachen? Auch das, was ein Wunder sein sollte?

»Hey, nicht weinen.« Er zieht eine Packung Taschentücher aus seiner Hosentasche und reicht sie mir. In dem Liebesroman, den Tabita aus Mamas Schrank geklaut hat, waren es seidene Stofftaschentücher mit dem Monogramm des Grafen, die dieser dem armen jungen Mädchen reicht, damit es sich richtig ausheulen kann. Hier, auf dieser Holzterrasse vor der Kulisse aus Sturm und Regen, sind es bloß Papiertaschentücher. Aber jetzt bin ich noch trauriger als vorher. Tom ist ein Gentleman – wer hätte das gedacht. Er verdient es nicht, dass ich ihn küsse, ohne dahinzuschmelzen.

Ich putze mir die Nase, und tupfe mir behutsam die Augen ab, um die Schminke nicht zu verwischen.

»Was ist?«, fragt Tom, aber er meint nicht mich. Er dreht sich um und da steht Mandy.

»Da bist du ja«, sagt sie zu mir. »Ich habe dich schon überall gesucht. Kommst du wieder rein?«

»He«, sagt Tom, »sag mal, warum hast du mir erzählt, dass Messie nicht zur Party kommt? Sie ist gar nicht krank.«

»Du warst das?« Ich starre Mandy an. »Kannst du mir verraten, was das soll?«

Mandy funkelt zurück. »Ich habe dir gesagt, der ist nichts für dich, schon vergessen?«

»Das ist doch wohl meine Entscheidung!« Jetzt bin ich nicht mehr traurig. Ich bin wütend. »Wolltest du deshalb heute mit mir herkommen? Um auf mich aufzupassen? Um zu verhindern, dass ich Tom treffe?« An ihrem Gesicht erkenne ich, dass ich den Nagel auf den Kopf getroffen habe. »Das kann doch wohl nicht wahr sein!«

Aber sie hat es nicht geschafft. Sie hat mich im Gedränge verloren und konnte ihren Plan nicht durchführen, mich von Tom fernzuhalten. Er hat mich gefunden. Er ist hier. Aber er hat keine Lust, sich mit Mandy auseinanderzusetzen. Tom lässt mich los. »Ich hole uns noch was zu trinken. Willst du auch was? Bis gleich«, sagt er und macht sich vom Acker, ohne eine Antwort abzuwarten.

»Also«, sage ich zu Mandy, »das hätte ich echt nicht von dir gedacht.« Sie senkt den Blick. »Tut mir leid.«

Aber ich bin noch nicht zufrieden. »Was ist bloß los mit dir?«, frage ich. »Warum hasst du mich so? Du ...« Und da weiß ich es. Ganz plötzlich kommt die Erkenntnis über mich. »Du hast den Blog geschrieben, stimmt's?« Jetzt endlich verstehe ich es. Ich habe Rosi ganz umsonst beschuldigt. Dabei war es Mandy. Ich erinnere mich an die Zeilen: Ich habe euch zusammen gesehen ...

Das war an jenem Tag, als ich Tom getroffen habe, im Park.

»Du willst ihn zurück«, sage ich. »Und weil ich ihn auch mag, hasst du mich!«

»Nein«, beteuert Mandy, »nein! Messie, bitte ... du bist die beste Freundin, die ich habe. Ich wollte bloß nicht, dass du einen Fehler machst. Ich weiß, wie Tom ist. Wie romantisch er ist, sodass du glaubst, du bist im siebten Himmel. Rosen und all das ... und dann ist er wieder weg. Das macht er immer so. Du bist viel zu sensibel für so was.«

»Rosen?«

»Ich hab die Rose gesehen«, sagt Mandy. »Die dunkelrote, die du unter dem Tisch hast. Mir hat er auch immer Rosen geschenkt.«

»Das war Tom?« Ich müsste entsetzt sein, aber stattdessen bin ich erleichtert. Was habe ich mir Gedanken gemacht wegen dieser Rose! Ich habe Rosi für eine wilde Psychopathin gehalten. Und dabei war es der unglaublich romantische Tom. Hach, denke ich, und obwohl er gerade

nicht anwesend ist – oder vielleicht deshalb –, schmilzt die Eiskruste über meinem Herzen ein kleines bisschen.

»Lass uns reingehen«, drängt Mandy.

»Du hast mir nie gesagt, warum das zwischen euch auseinandergegangen ist.« Ich rühre mich nicht von der Stelle. »Ich dachte, du hast mit ihm Schluss gemacht?«

»Er hat mich fallenlassen«, sagt sie leise. »Einfach so.«

»Das muss eine große Überraschung für dich gewesen sein«, sage ich kühl.

»Ich will nicht, dass dir das auch passiert.« Sie wirkt klein und traurig, und ich frage mich, wo Steffi und Kim stecken, ihre ewigen Anhängsel. Ah, da sind sie ja.

Bastian hat den Arm um Steffis Schultern gelegt. Er hat ein blaues Auge, oder wirkt das nur so? Ich wusste gar nicht, dass sie ein Paar sind. Steffi hat sich richtig in Schale geworfen und übelst geschminkt. Ich meine, es steht ihr gar nicht so schlecht, aber ich finde es trotzdem übertrieben. Sie ist nicht der Typ, der mit schwarz umrandeten Augen und einer dicken Schicht Puder rumläuft. Anscheinend habe ich so einiges nicht mitgekriegt in letzter Zeit. Sobald man draußen ist, kapiert man gar nichts mehr. Wusste ich nicht, dass es so ist?

»Komm, Mandy.« Steffi und Kim würdigen mich keines Blickes und ziehen sie fort.

Da stehe ich und bin wieder mal allein. Ob Tom überhaupt zurückkommt? Oder hat er auch genug von mir?

Da fällt mein Blick auf die Bodenbretter, wo wie ein kleiner Schmetterling ein weißer Zettel liegt, den der Wind gerade ein Stückchen weiterträgt. Ich bücke mich automatisch danach, hebe ihn auf und will ihn in den nächsten Papierkorb schmeißen, als mir ein Name auffällt. Mein Name.

Es sind nur ein paar Sätze.

»Daniel – heute 19 Uhr am Fluss, unser Baumstamm. Ich werde dir alles erklären. Miriam.«

Das ist meine Schrift. Das ist ... tatsächlich, das ist einer der Zettel, die ich geschrieben und nie weitergereicht habe. Weil mir der Mut fehlte. Wie um alles in der Welt kommt der hierher? Diese Festhalle ist weit entfernt von unserem Klassenzimmer. Ich habe das doch unter der

Bank hingekritzelt, während des Unterrichts? Oder zu Hause? Ich weiß nicht mehr genau. Ist er mir vielleicht aus der Tasche gefallen? Als ich nach einem Taschentuch gesucht habe?

Das kommt mir unwahrscheinlich vor.

Das ist ... seltsam.

Moment mal. Habe ich diese Uhrzeit überhaupt hingeschrieben? Mir kommt es so vor, als sei die nachträglich hinzugefügt worden, oder? Hatte ich nicht nur das mit dem Fluss hingeschrieben, weil ich davon geträumt habe, mit ihm wieder auf dem Baumstamm zu sitzen? Weil ich jenen Samstagmorgen wiederhaben wollte, der so traumhaft schön war, dass ich ihn nie vergessen werde?

Ganz bestimmt habe ich nicht neunzehn Uhr vorgeschlagen. Ich hätte Daniel gebeten, morgens zu kommen. Am Wochenende, so früh, dass wir alleine dort wären. Wenn die Luft noch frisch ist von der Nacht und an allen Zweigen glitzernde Spinnweben hängen. Nicht abends.

Hat jemand meinen Notizzettel mitgenommen? Und hier verloren? Was, wenn Daniel ihn zu Gesicht bekommen hat? Wenn er an den Bach gegangen ist und mich nicht gefunden hat?

In meinem Kopf verhakt sich alles. Ist Daniel deshalb heute nicht hier aufgetaucht, weil er am Bach auf mich wartet?

Was ist hier eigentlich los?

Jetzt ist es doch bestimmt schon fast elf. Warum ist er nicht hier?

Und wenn Daniel diesen Brief hatte, wenn jemand ihn quasi als Scherz abgegeben hat – wie kommt dieses Stück Papier dann her? Jemand hat es verloren. Und das war ganz bestimmt nicht ich.

In letzter Zeit ist zu viel Merkwürdiges passiert, als dass ich das für einen Zufall halten kann. Ich habe Feinde, die mich hassen. Und Daniel auch. Sie würden ihn doch nicht an den Bach locken, um ihn reinzulegen? Mir wird noch kälter. Jeder könnte diesen Zettel hier verloren haben. Tom, der Daniel als Konkurrenz empfindet – falls Tom wirklich in mich verliebt sein sollte, was ich immer noch nicht so recht glauben kann. Mandy, die mir eins auswischen will. Oder ich selbst, aus Trotteligkeit. Ich fühle mich, als hätte mich der Blitz getroffen und mich wie einen Baum mittendurch gespalten. Mir ist kalt und ich brenne, beides zugleich.

Daniel ... Wartet er am Bach auf mich und wundert sich, dass ich nicht komme? Wird er mich hassen, weil er denkt, ich hätte ihn dorthin eingeladen und dann bleibe ich weg?

Ich muss unbedingt wissen, ob Daniel diesen Zettel zu Gesicht bekommen hat. Vielleicht sitzt er längst zu Hause im Trockenen und hat einfach keine Lust, herzukommen. Möglich wär's.

Daniel hat Feinde, das weißt du.

Es macht mir Angst, wozu diese Feinde fähig sind. Die ihn um den Praktikumsplatz gebracht haben. Die ihn zum Gespött der ganzen Schule gemacht haben. Ist solchen Leuten nicht auch zuzutrauen, dass sie jemanden an einen einsamen Ort locken – um, ja, um was zu tun? Um ihn zu bedrohen und einzuschüchtern?

Ich muss mich davon überzeugen, dass dem nicht so ist. Und sei es nur, um den bitteren Geschmack im Mund loszuwerden.

Da kommt Tom, zwei Gläser in der Hand.

»Ein Glück, das du gewartet hast. Hat etwas gedauert.«

Es gibt sie wirklich. Diese Momente der Klarheit. Momente, in denen alles vor einem liegt, so offen, so deutlich gezeichnet, dass man sich nur wundert, warum man bisher so blind war. Ich sehe ihn an und er ist immer noch Tom. Der Tom, für dessen Liebe ich von der Brücke gesprungen wäre, für den ich alles getan hätte. Er hat immer noch dieses schöne Gesicht, von dem ich jahrelang geträumt hätte, diese schwarzen Haare, diesen geheimnisvollen Blick. Ich schmecke noch seinen Kuss auf meinen Lippen. Und trotzdem ist der Zauber auf einmal verflogen.

Vielleicht steckt Daniel in Schwierigkeiten. Ich habe keine Zeit für solche Spielereien mit Toms und Mandys und wie sie alle heißen.

Ich stehe immer noch da, mit dem Zettel in der Hand. Da Tom keine Hand frei hat, weist er mit dem Kinn darauf. »Was ist das?«

Ich zeige ihm die Nachricht und beobachte scharf sein Gesicht.

So wie es aussieht, wird Tom aus dem Zettel nicht schlau. Er erwartet wohl, dass ich ihm erkläre, was los ist. »Du hast eine Verabredung mit diesem Daniel? Dem Kreuzritter?«

Jetzt reicht es. »Nenn ihn nicht so!«, rufe ich.

»Was ist denn?«, fragt er verwirrt. »Du und Daniel? Aber ich dachte ... Was willst du mir damit sagen?«

»Was wohl? Ich will wissen, wo er ist. Hast du diese Nachricht hier verloren?«

»Was ist denn damit?« Tom sieht immer noch durcheinander aus. Enttäuscht. Ich habe jetzt keine Zeit, darüber nachzudenken, ob er mir leid tut. Er steht immer noch da, hält die Gläser, wirkt dadurch irgendwie gehandicapt. Ich sehe zu einigen anderen Partygästen hinüber, die nach draußen auf die Terrasse kommen, erkenne Lutz und ein paar andere, frage sie, ob sie Daniel gesehen haben. Sie schütteln die Köpfe.

Nein, den ganzen Abend noch nicht. Lutz ist sich da ganz sicher. Er ist sogar ziemlich sauer deswegen, anscheinend hat Daniel ihm versprochen, auf jeden Fall herzukommen.

»Messie, jetzt bleib doch da«, bettelt Tom und sieht dabei äußerst süß aus. Es lässt mich völlig kalt.

Ich wähle Daniels Nummer an, aber sein Handy ist ausgeschaltet.

»Dann versuch ich es eben bei ihm zu Hause.« Die Nummer vom Anschluss seiner Eltern habe ich nicht im Kopf. »Ich will nur sichergehen, dass er nicht am Bach auf mich wartet, klar?«

Immerhin bin ich so höflich, Tom zu erklären, worum es geht.

»Seit sieben Uhr?«, fragt er zurück.

Niemand würde ein paar Stunden auf mich warten. Da hat er recht. Ganz schön eingebildet, das auch nur anzunehmen, oder?

»Du solltest dich nicht mit ihm treffen.«

»Warum nicht?«

»Und erst recht nicht irgendwo allein.«

»Du bist ganz schön besitzergreifend, weißt du das?« Ich fühle mich geschmeichelt, weil er eifersüchtig ist, aber Tom schüttelt den Kopf und runzelt die Stirn.

»Ich hab da ein paar unschöne Dinge gehört«, murmelt er auf einmal. »Der ist nichts für dich.«

»Was für Dinge?«, will ich wissen.

»Dass er ein paar Mädchen ganz übel belästigt hat«, sagt Tom, und da falle ich wirklich aus allen Wolken. Ich werde so wütend, dass ich ihn vor die Brust stoße. Das Bier schwappt über und bekleckert ihn, aber das ist mir egal.

»Das ist doch nicht wahr!«, rufe ich. »Daniel? Nie im Leben! Alle machen ihn fertig, verstehst du nicht? Sie denken sich das Schlimmste

über ihn aus und stellen es ins Netz oder erzählen es weiter ... Davon ist nichts wahr!«

Er macht ein betroffenes Gesicht. Vielleicht, weil ich ihn so anschreie, weil ich einen anderen Jungen so verteidige.

»Na, dann ...«, murmelt er, »dann ... ich hab noch ein paar Dinge gehört ... Da sind ein paar, die ihm eine Abreibung verpassen wollten.«

»Und das sagst du erst jetzt?«, fahre ich ihn an.

»Hier, halt mal.« Tom drückt die klebrigen Gläser einem fremden Mädchen in die Hand, das ihn entgeistert anstarrt.

Dann nimmt er mir den Zettel mit der Nachricht ab.

»An den ganzen Vorwürfen ist nichts dran?«, fragt er.

»Ganz sicher nicht«, sage ich. »Ich kenne Daniel. Er ist nicht so.«

»Man kann sich ganz schön in Menschen täuschen.«

»Wem sagst du das.« Ich schüttele den Kopf. »Aber nicht Daniel. Der ist echt.«

»Du hast versucht, ihn anzurufen?«

»Da geht keiner ran.« Ich sehe ihn an. Es gibt keinen Weg, es ihm schonend beizubringen. »Ich kann nicht hierbleiben, Tom. Ich muss nachsehen, ob er zu Hause ist. Ob es ihm gut geht. Tut mir leid.«

Dann lasse ich ihn einfach stehen und laufe zu den Stufen, die von der Terrasse hinunterführen. Sie sind glatt vom Regen. Sofort bin ich pitschnass. Dort ist schon der Weg zum Parkplatz, und mir fällt ein, dass ich eigentlich mit Mandy zurückfahren wollte. Mandy, die irgendwann von ihren Eltern abgeholt wird. Wie soll ich überhaupt zu Daniel kommen?

»He, warte doch.«

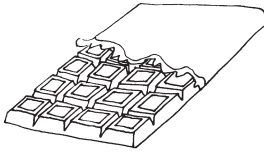
Tom ist mir nachgerannt. »Wie willst du denn nach Hause? Hast du dein Fahrrad irgendwo stehen?« Er lacht, als würde ich immer völlig durchnässt herumstehen, mit meinem Fahrrad.

»Ich fahr dich.«

»Kannst du überhaupt fahren?«, frage ich. »Du hast doch was getrunken.«

»Nicht viel«, meint er. »Also, fahren wir?«

Ich weiß nicht, was er unter »nicht viel« versteht. Ich sollte mich nicht zu ihm ins Auto setzen. Aber ich tu's. Ich muss wissen, ob Daniel zu Hause ist. In Sicherheit. Wir fahren durch den strömenden Regen.



19.

»Hier sind wir.« Tom lässt das Fenster hinunter, um besser sehen zu können. »Alles dunkel. Die schlafen schon.«

»Daniels Zimmer ist auf der Rückseite«, sage ich. »Vielleicht ist da noch Licht.«

Ich öffne die Wagentür.

»Soll ich warten?«, fragt Tom.

Ich zögere. »Nein, lass mal. Es kann länger werden. Wir haben einiges zu bereden.«

Ich schlage die Tür zu und gehe den Weg durch den Vorgarten hoch. Tom fährt davon, als ich gerade klinge.

Ich warte. Und warte. Und klinge noch einmal.

Lass ihn da sein. Bitte, lass ihn da sein ...

Unter dem vorspringenden Hauseingang werde ich gerade so nicht nass, deshalb bleibe ich dicht vor der Tür stehen, statt ein paar Meter zurückzugehen und nachzusehen, ob irgendwo das Licht angeht.

Dann leuchtet es hinter der Milchglasscheibe auf, ein Schatten erscheint, und Daniels Vater öffnet.

»Wer ...? Miriam?«

»Ist Daniel da? Entschuldigung, ich weiß, wie spät es ist, und ich will wirklich nicht stören, aber es ist wirklich dringend. Kann ich mit ihm sprechen?«

Herr Hartmann gähnt verstohlen. »Ist die Schulparty nicht längst zu Ende?«

»Dann ist Daniel schon zu Hause?«

Erleichterung durchflutet mich. Warum habe ich mir solche Sorgen gemacht? Eigentlich reicht es, wenn ich morgen mit ihm spreche. Um ihm zu sagen, dass ich ihn verstehen kann, wenn er nichts mehr mit mir zu tun haben will. Das würde mir auch so gehen, wenn ich er wäre. Werde ich mich morgen wohl noch trauen, das zu sagen?

Es muss heute sein. Jetzt.

»Der schläft längst – glaube ich. Er hat ja einen Schlüssel. Er weckt uns nicht, wenn es spät wird.«

»Würden Sie bitte nachsehen?«, bettele ich.

Daniels Vater öffnet die Tür etwas weiter. »Komm mal rein, du wirst ja ganz nass. Ich schau mal nach. Und du meinst, es kann nicht bis morgen warten?«

»Es wird nicht lange dauern«, verspreche ich.

Es ist mir etwas peinlich, Herrn Hartmann in einem blauen Pyjama zu sehen, mit einem flauschigen Frottee-Bademantel darüber.

Ich höre, wie er die steile Treppe hinaufschlurft.

Eine Zimmertür klappert.

Dann kommt er wieder hinunter. Kopfschüttelnd.

»Nein«, sagt er. »Er ist noch nicht wieder da. Aber er hat gesagt, es könnte spät werden. Komm einfach morgen wieder, ja?«

Ich nicke, entschuldige mich noch ein paar Mal und lasse mich nach draußen schieben. Wie betäubt stehe ich da.

Daniel ist nicht zu Hause. Und auf der Party ist er auch nicht gewesen. Und ich? Wie komme ich jetzt nach Hause?

Da steht Toms Wagen an der Straße. Ich habe ihn nicht gleich gesehen. Tom ist gar nicht weggefahren, er hat nur gewendet.

Ich laufe auf das Auto zu und schlüpfe hinein.

»Alles klar?«, fragt Tom.

»Hm«, mache ich nur.

Was jetzt? Ich habe keine Ahnung, wo Daniel sein könnte. Soll ich die Polizei rufen? Aber warum sollten die nach Daniel suchen, an einem Freitagabend, wenn die halbe Schule Party macht? Sie würden mich auslachen und sagen, er sei mit seinen Freunden losgezogen.

Er hat doch Freunde, außer Lutz?

»Wohin jetzt?«, fragt Tom. »Soll ich dich nach Hause bringen? Oder«, fügt er leiser hinzu, »sollen wir am Bach nachsehen?«

Er klingt beunruhigt. Dafür bin ich ihm dankbar.

»Ja«, sage ich, »am Bach.«

Das Erwachen kam langsam. Es war, als würde er aus einem dunklen Teich auftauchen und nach Luft schnappen. Doch da war keine Luft. Nur noch mehr Dunkelheit und Schmerz.

Daniel schlug die Augen auf, aber es machte keinen Unterschied. Es war stockfinster. Wo war er? Er versuchte sich aufzurichten, doch er konnte sich nicht bewegen. Mühsam stützte er sich auf den Ellbogen. Seine Hände fühlten harten, kalten Beton.

»Hallo?«, fragte er in die Stille.

Um ihn herum rauschte es. Was war das für ein Lärm? Er brauchte eine Weile, bis ihm aufging, dass es der Regen war, der auf das Blechdach trommelte.

Die alte Lagerhalle am Fluss.

Immer noch konnte er sich nicht bewegen. Ein stechender Schmerz fuhr durch sein Bein. Er tastete danach und berührte Holz, das sich nicht wegschieben ließ.

Ich bin hier eingeklemmt. In der alten Fabrikhalle.

Bilder kehrten zurück. Der Kampf mit Bastian. Kim. Die anderen Jungen, die auf ihn eingetreten hatten.

Jetzt wusste er wieder, wie er hergekommen war. Wie viele Stunden war er bewusstlos gewesen? Es musste mitten in der Nacht sein. Wenn er wenigstens etwas hätte sehen können! Aber er war ganz allein in der völligen Finsternis.

»Ist da jemand?« Er biss sich auf die Lippe. Der Regen trommelte aufs Dach. Wasser rauschte laut. Natürlich, der Fluss. Was noch? War irgendjemand hier geblieben, um darauf zu warten, dass er erwachte? Um Hilfe zu holen?

Er tastete noch einmal dorthin, wo der schwere Gegenstand über seiner Hüfte lag. Wenn er Glück hatte, war sein Handy bei dem Kampf nicht kaputtgegangen und er konnte jemanden anrufen.

Hoffnung stieg in ihm auf. Natürlich, warum hatte er nicht gleich daran gedacht? Er würde zu Hause anrufen und seine Eltern würden ihn sofort abholen.

Die Tasche war leer. Er hatte es verloren. Oder die Clique hatte es ihm abgenommen, damit er niemanden erreichen konnte.

Du Idiot, dachte er. Sie haben dich mit Absicht hergebracht, sie werden keine Hilfe holen. Sie lassen dich hier liegen, bis du verreckt bist.

Er konnte nicht verhindern, dass das Schluchzen aus ihm herausbrach. Eben noch hatte er sich vorgenommen, tapfer zu sein, und schon brach sein ganzer Mut zusammen.

»Ich habe Angst«, flüsterte er. »Gott, bist du da? Hilf mir. Bitte, hilf mir.«

Er weinte weiter und es war nicht schlimm. Niemand sah ihn, keiner, der das gegen ihn verwenden konnte. Ihm war, als würde Jesus ihm die Hand auf die Schulter legen. Weine ruhig. Ich würde auch weinen, wenn ich hier im Dunkeln liegen müsste.

Ja? Würdest du weinen?

Er konnte sich nicht vorstellen, dass Gott aus diesem Grund weinen würde. Aber auch Jesus war nicht immer nur stark gewesen.

»Wie können die das tun?«, fragte er. »Wie kann jemand so gemein sein? Ich verstehe sie nicht. Ich glaube, ich werde sie nie verstehen. Du kannst sie trotzdem lieben. Ich nicht.«

Ist okay, flüsterte Jesus. Ich bin da.

Er stellte sich vor, wie Jesus neben ihm saß, die Knie hochgezogen, und mit ihm in die Finsternis hinausstartete.

»Und Miriam ...« Neue Tränen kamen. Er wollte die Zähne zusammenbeißen, aber die Tränen ließen sich nicht aufhalten. »Und Miriam.«

Mehr konnte er nicht sagen. Nur ihren Namen. Jesus würde wissen, was er meinte.

Miriam. Messie.

Er hatte sie nie wirklich gekannt. Sie war eine Fremde, und nur weil sie so hübsch war, war er voll auf sie hereingefallen. Alles nur Lüge, alles nur Fassade. Und doch, wenn er an sie dachte, an ihr schönes Gesicht und die hellbraunen Augen und wie sie ihn damit angesehen hatte, ein Blick so hell und klar, so ... wahrhaftig. Miriam in seinem Zimmer. Miriam am Fluss. Sie hatte ihn hierher gelockt, sie hatte ihn diesen Banditen in die Arme getrieben.

Und doch ... Er wollte wütend sein und sie hassen, damit er endlich aufhörte, sich nach ihr zu sehnen.

Mit uns kann es nichts werden. Ich weiß ja. Sein Verstand wusste es, sein Herz nicht. Sein Herz träumte immer noch.

An das zu denken, was er verloren hatte, schlimmer noch, was er niemals besessen hatte, half nicht, wenn man sich sowieso schon so elend fühlte. Bittere Einsamkeit überschwemmte ihn. Und die Schmerzen wurden stärker. Vorsichtig befühlte er seinen Kopf und zuckte zusammen, als er eine klebrige Stelle berührte. Auch das Atmen fiel ihm schwer, oder lag das daran, dass er so viel geweint hatte?

Ich bin verletzt, dachte er. Ein nüchterner Gedanke gegen die wilde Verzweiflung, die überall lauerte, um sich auf ihn zu stürzen, sobald er sie hereinließ.

Nicht nur am Bein. Es ist schlimmer.

Sein Körper wusste es.

Wie schlimm? Werde ich sterben?

Er versuchte den Gedanken zu verdrängen. Ihm tat alles weh, aber das war halt so, wenn man verprügelt wurde. Kein Grund, hier wie eine Memme zu flennen und sein Testament zu machen.

»Hilf mir«, flüsterte er in die Dunkelheit. »Hilf mir, bitte.«

Wasser gurgelte. Es hörte sich an, als wäre es ganz in der Nähe. Wenigstens war es nicht ganz still. Finster und still, so als ob man blind und taub zugleich wäre.

»Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal ...« Er suchte nach den Worten, klammerte sich daran fest. »Fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir.« Er wiederholte es, immer wieder. »Denn du bist bei mir, denn du bist bei mir.«

Wasser spülte gegen seine Hand. Hastig zog er sie zurück; es fühlte sich an wie eine kalte Berührung.

Plätschern und Gurgeln. Der Fluss. Der Regen.

Fast wollte er lachen. »Nun, das ist ein besonders finsternes Tal, wie? Gut, dass du da bist.«

Gott antwortete nicht. Aber es war, als würde er ihm immer noch die Hand auf die Schulter legen. Ich bin da.

Die Welle glitt zurück.

»Hilf mir, Herr.«

Dann wurde seine Hand wieder kalt. Das Wasser war zurückgekommen. Diesmal schwappte es sogar gegen seinen Ellbogen.

Er versuchte erneut, das Brett, das ihn einklemmte, abzuwerfen, aber sobald er versuchte, sich aufzurichten, durchfuhr ihn ein solcher Schmerz, dass er halb ohnmächtig wieder zurücksank.

Ich muss es versuchen. Ich muss! So kann es nicht enden. Nicht hier. Nicht allein. Nicht so. Nicht so!

Panik erfasste ihn, während er all seine Kraft zusammennahm und versuchte, sich zu befreien.

»Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal, ich fürchte kein Unglück ...«

Bist du da?, fragte er in das Rauschen. Gott?

Ich bin da.

Vielleicht war auch das nur seine innere Stimme, seine Hoffnung, seine Verzweiflung. Und doch war es das Einzige, woran er sich festhalten konnte.

Bist du da?

Ich bin da.

Hilf mir!

Aber immer nur diese eine Antwort: Ich bin da. Das musste genügen.

Tom stellt den Wagen auf dem Parkplatz ab, lässt die Scheinwerfer aber an. Es ist hier stockdunkel; ohne die zwei runden Lampen würde man gar nichts sehen. Der Regen prasselt unablässig auf uns herunter.

»Hoppla.« Ich stolpere. Tom hält mich fest, damit ich nicht hin falle.

»Daniel?«, rufe ich in die Nacht.

Keine Antwort.

»Daniel? Bist du hier irgendwo?«

Es ist wie in einer riesigen Dusche. Dicke Tropfen hämmern uns auf die Köpfe. Der Bach rauscht wie ein Wasserfall und gurgelt. Es ist hier lauter, als ich erwartet habe. Von Daniel nichts zu sehen. Ich merke auf einmal, wie müde ich bin. Und wie kalt mir ist. Wir stapfen durch das nasse Gras. Das Wasser spült mir gegen die Füße und durchnässt meine Sneakers. Überrascht springe ich zurück und pralle gegen Tom.

Er schlingt die Arme um mich und versucht, mich zu küssen. Er schwankt, und auf einmal weiß ich, dass er viel mehr getrunken hat, als er sollte.

Ich hätte nie im Leben zu ihm ins Auto steigen dürfen!

»Du bist so schön«, murmelt er, aber jetzt, da ich weiß, dass er zu viel Alkohol im Blut hat, bedeutet das nichts mehr. Ich bin wütend – auf ihn, auf mich, auf alle. Wie komme ich jetzt nach Hause?

»Lass uns fahren«, sagt er.

Ich stoße ihn zurück. »Mit dir fahre ich nirgendwohin! Ganz ehrlich – wie viel hast du getrunken?«

»Nicht viel«, beteuert er, aber diesmal glaube ich ihm nicht.

Zu allem Überfluss fange ich an zu weinen. Es war schön gewesen, Tom für meinen Helden zu halten, der sich um mich kümmert. Den Ritter, der für mich einspringt. Und dabei ist das alles falsch. Ganz und gar falsch.

»Ich fahre nicht mit dir«, sage ich. »Und du fährst auch nicht, kapiert? Auf keinen Fall.«

Wen soll ich anrufen? Meine Eltern, damit sie mich abholen? Nein. Jetzt gefragt zu werden, was los ist, übersteigt meine Kräfte. Außerdem liegen sie bestimmt schon im Bett.

Goliath. Seine Nummer habe ich sogar gespeichert. Bitte, geh ran ...

»Ja? Hier ist der Michael«, röhrt er fröhlich ins Telefon.

»Michael?« Meine Zähne klappern. »Du musst mir helfen. Kannst du mich abholen?«

»Von der Party?«

Papa muss ihm davon erzählt haben.

»Nein«, sage ich. »Wir sind am Bach, hier am Parkplatz.«

»Ah ... ja. Bin schon unterwegs.«

Das ist das Gute an Michael. Er ist so unkompliziert. Keine tausend Fragen. Jedenfalls nicht jetzt. Die wird er vielleicht nachher stellen.

Ich wende mich wieder Tom zu, der wie ein begossener Pudeln neben mir steht. »Ich fahr dann jetzt«, sagt er versuchsweise.

»Nichts da.« Woher nehme ich den Mut, ihm Vorschriften zu machen? Mit dem Tom, in den ich so lange verliebt war, hätte ich garantiert nicht so geredet. Wir könnten uns auch ins Auto setzen, aber ich befürchte, dass er dann einfach losfährt. Also ziehe ich ihn unter einen größeren Baum, unter dem der Regen uns nicht ganz so stark trifft. Nass bin ich zwar sowieso, aber das ständige Prasseln auf den Kopf trägt dazu bei, dass ich mich noch elender fühle. Wir sind hier, um Daniel zu suchen, aber Daniel ist nicht da. Und statt dass wir uns wenigstens einen

schönen Abend auf der Party machen, stehe ich hier mit Tom und heule. Tatsächlich, ich heule.

»Bitte, Gott, lass Michael schnell hier sein«, murmele ich vor mich hin, bis mir einfällt, dass dies genau die Art von Gebet ist, die ich mir für alle Zeiten habe verkneifen wollen. Ich bibbere am ganzen Körper und weiß nicht, was ich eigentlich beten wollte. Ich will Daniel suchen, nicht mich um Tom kümmern.

Mir ist so kalt ...

Daniel. Lass Daniel nichts passiert sein. Lass es ihm gut gehen ...

Die Klarheit ist vorbei. Und zurück bleiben nur Kälte und Einsamkeit und Angst und ein Chaos, das sich wie ein Gewittersturm über mir austobt.

Und was jetzt? Und jetzt?

Durch die Dunkelheit leuchten die beiden Scheinwerfer von Michaels klapprigem Volvo. Ich springe ihm fast vors Auto, damit er mich sieht.

»Miriam!« Er sieht sich um. »Wie bist du bloß hergekommen?«

»Kannst du auch Tom nach Hause bringen?«, frage ich.

Er lässt sich nicht anmerken, ob ihn das überrascht.

»Klar. Immer mal rein mit euch. Ist das dein Wagen, junger Mann? Du solltest das Licht ausmachen, sonst ist die Batterie bald leer.«

Tom nickt und schaltet gehorsam die Scheinwerfer aus. Dann steigen wir in den Volvo. Ich nehme vorne auf dem Beifahrersitz Platz, während Tom sich nach hinten hockt.

»Tschuldigung«, bringe ich heraus, als ich meine tiefenden Schuhe quietschen höre.

Michael mustert mich kurz, dann wendet er auf dem Parkplatz und fährt zurück in Richtung Heimat.

»Magst du drüber reden?«, fragt er mit einem schnellen Blick auf die Rückbank, wo Tom irgendetwas vor sich hinbrabbelt.

»Eher nicht«, sage ich und füge trotzdem hinzu: »Oh Gott, ich war so doof.«

»Das kommt manchmal vor«, meint Michael freundlich. Und auf einmal denke ich, ob er vielleicht ein Engel ist, schon wegen seines Namens. Allerdings weiß er selbst nichts davon, sonst hätte er nicht so einen albernen Radiosender gehört.

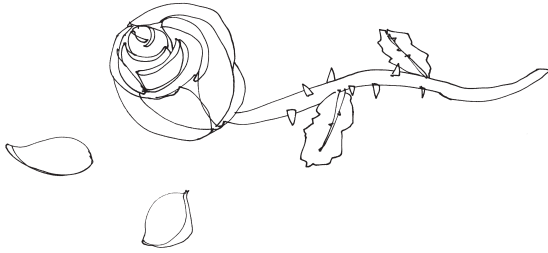
Richtige Engel hören bestimmt immer nur Lobpreismusik.

Michael lenkt den Wagen in unsere Siedlung. Durch den strömenden Regen schimmert die beleuchtete Fassade der Kirche.

»Dankeschön«, murmele ich. Ob er Papa das erzählen wird, dass ich mit einem angetrunkenen Tom mitten in der Nacht allein am Bach war? Ich hoffe nicht. Ich weiß nicht, wie ich das erklären soll. Meine Eltern haben es nicht so mit Hausarrest, aber irgendetwas wird ihnen bestimmt einfallen.

»Nacht, Michael. Nacht, Tom.«

Ich nicke beiden zu und eile zum Haus. Zum Glück habe ich daran gedacht, den Schlüssel mitzunehmen. Meine Eltern schlafen längst. Ich platsche die Treppe hinauf. Hastig rubbele ich meine Haut trocken und ziehe mein Nachthemd an. Ich will mich schon ins Bett legen, da fällt mir noch etwas ein. Mit einem Handtuch wische ich die Wasserlachen auf, die ich im ganzen Haus hinterlassen habe. So. Alle Spuren beseitigt.



20.

Ich schlafe unruhig. Manchmal fahre ich aus meinen wirren Träumen hoch und sehe Tom vor mir und erlebe den Kuss noch einmal. Küsse sollen glücklich machen, oder? Aber ich bin so traurig, dass ich vor der Traurigkeit zurück in den Schlaf fliehe.

Auch in der Erinnerung schmeckt er noch süß. Auf meiner Haut tanzen Funken. Im Nachhinein ist es besser, als es in Wirklichkeit war. Romantischer. Echter. Obwohl ich es nicht erklären kann, wie eine Erinnerung echter sein kann als das, was wirklich geschieht. Aber da stand ich einfach zu sehr neben mir und habe alles analysiert und mich dabei beobachtet. Jetzt, wenn ich daran denke, sehe ich einfach mich und Tom, wie wir uns küssen.

Ich weiß nicht, was ich fühle. Nicht mehr. Gar nichts weiß ich. Tom, der so unwiderstehlich attraktiv ist. Ich musste früher nur an ihn denken und bin dahingeschmolzen. Doch jetzt? Und Daniel. Den ich um Verzeihung bitten wollte und der jetzt auch noch diesen Kuss verzeihen müsste? Was werde ich denn noch alles machen, was uns auseinanderbringt? Nichts, was ich tue, ergibt einen Sinn. Ich weiß ja nicht einmal mehr so richtig, wie Daniel aussieht. Ich kann ihn nicht richtig sehen, nicht scharf, mir ist, als müsste sein Bild immer ein wenig verschwommen bleiben.

Doch da ist etwas in der Luft, wie ein Lied, wie eine Melodie, die ich nur undeutlich gehört habe und die mich doch nicht loslässt.

Was fühlst du?

Mir ist, als wenn alle mich das fragen. Ich selbst. Meine Eltern. Mandy. Rosi. Tom. Daniel. Sie alle wollen wissen, was in meinem Herzen ist.

Ich kann die Frage nicht beantworten. Ich weiß nicht.

Plötzlich sitze ich kerzengerade im Bett. Die Leuchtziffern meines Radioweckers verkünden grell die Nachtzeit. Sechs Uhr. Ich habe kaum vier oder fünf Stunden geschlafen. Draußen ist es stockdunkel. Es regnet immer noch, ein gleichmäßiges Rauschen vor meinem Fenster.

Bastian hatte ein blaues Auge. Warum? Mit wem hat er sich geprügelt?

Sie wollen sich Daniel vornehmen – nur ein Gerücht, hat Tom gesagt. Sie glauben, er belästigt Mädchen. Wer hat ihnen das bloß erzählt? Wer tut so etwas? Mandy?

So ein Schwachsinn.

Aber wenn diese Lügen nun dazu geführt haben, dass jemand Daniel bestrafen will? Wenn das nun kein Gerücht ist? Wenn sie Daniel an den Fluss gelockt haben, mithilfe der gefälschten Botschaft, und Bastian sich dort mit ihm geprügelt hat? Ich denke an den Hass, der mir aus dem Blog entgegengesprungen ist. Wozu ist Hass fähig? Jemanden bewusstlos am Ufer liegenzulassen? Wir haben niemanden gesehen. Aber es war dunkel. Wir haben nicht richtig gesucht. Ich habe mich von Tom ablenken lassen, von dem Wunsch, ihn möglichst schnell nach Hause zu verfrachten. Von meinem eigenen Unbehagen, der Nässe, der Kälte.

Wie weit reicht der Hass, wenn er Leute dazu bringt, falsche Fotos ins Netz zu stellen, die jemandem Schwierigkeiten einbringen, seinen Ruf ruinieren?

Daniel. Jetzt sehe ich ihn wieder vor mir. Sein Bild ist mir nicht verloren gegangen. Ich sehe ihn ganz genau. Ich weiß, wie er ist. Habe ich auch nur einen Moment lang gedacht, er sei es nicht wert, dass ich nach ihm suche?

Was, wenn sie ihn zusammengeschlagen und dann einfach liegen gelassen haben? Dort am Wasser?

Ich starre auf die Scheibe, auf die dunkelgraue Welt dahinter.

Wenn er noch dort ist?

Seine Eltern würden erst heute Morgen merken, dass er nicht nach Hause gekommen ist. Und dann herumtelefonieren. Vielleicht ist er ja bei Lutz? Nein, Lutz war mit seinem Kumpels auf der Feier.

Ich lege mich wieder hin, aber es lässt mir einfach keine Ruhe. Wenn sie Daniel verprügelt und dort liegengelassen haben? Was, wenn er ernsthaft verletzt ist?

Ich schwinge die Füße aus dem Bett und schlüpfe in meine Jeans. Ziehe mir ein Sweatshirt über und suche im Schrank nach meiner Regenjacke. Es dauert eine Weile, bis ich sie finde.

Was habe ich vergessen? Ich sehe mich im Zimmer um. Soll ich meinen Eltern eine Nachricht schreiben, oder rufe ich sie an, wenn es länger dauert als geplant?

Ich entscheide mich für den Zettel, kritzele eine kurze, hoffentlich beruhigende Botschaft und schleiche auf Socken die Treppe hinunter.

Die Schuhe von gestern Abend sind noch nass, die Sohle löst sich bereits. Mist, dabei sind das meine besten. Ich muss meine alten Treter anziehen, die in Sekunden durchweicht sind.

Draußen ist es noch dunkler, als es mir drinnen vorgekommen ist. Die Wolken hängen so tief, als hätte sich der ganze Nachthimmel auf unsere Siedlung gestürzt. Ich hole mein Fahrrad aus der Garage und bin schon auf dem Weg dorthin völlig nass. Langsam müsste ich mich daran gewöhnen, aber es stört mich jedes Mal neu. Mist! Trotzdem lasse ich mich nicht beirren. Bevor ich nicht geklärt habe, was passiert ist, werde ich nicht schlafen können. Ich muss mich davon überzeugen, dass meine Fantasie mit der Wirklichkeit nichts zu tun hat. Dass Daniel nicht dort am Ufer liegt. Ich hätte eine Taschenlampe mitnehmen sollen! Dann muss die an meinem Handy reichen. Habe ich es überhaupt aufgeladen? Aber wenn ich jetzt umkehre, bringe ich nicht den Mut auf, noch mal loszufahren.

Der Weg ist weit. Weiter, als ich ihn in Erinnerung habe. Die Strecke kam mir viel kürzer vor, als wir zusammen dorthin gefahren sind, Daniel und ich, und schon die Fahrt an den Fluss ist mir wie das Ziel vorgekommen. Einfach mit ihm zusammen sein. Gemeinsam lachen.

Ich habe nicht gewusst, dass das schon Glück war. Vollkommenes Glück. Mit so vielen Gedanken habe ich mich beschäftigt und gedacht, ich hätte mein Glück verloren. Ein bitteres Gefühl in der Brust hat mir das meiste verdorben. Und doch war es der schönste Tag der Welt und bestimmt werde ich nie wieder jemals so glücklich sein.

Ich strampele mich ab. Es kommt mir irgendwie unwirklich vor, dass ich hier unterwegs bin, obwohl ich doch eigentlich ins Bett gehöre, in mein gemütliches Zimmer. Als sei auch dies nur einer meiner wirren Träume. Wie ich durch den Regen fahre. Einige wenige Fahrzeuge brausen an mir vorbei. Wasser spritzt gegen meine Hosenbeine.

Ich bin nahe davor, umzukehren, so sehr sehne ich mich nach meinem Bett. Aber was hätte ich davon, wenn ich jetzt aufgebe? Ich würde dort liegen und auf den Morgen warten, damit ich die Hartmanns anrufen kann, um zu wissen, ob Daniel in der Nacht nach Hause gekommen ist. Was er wahrscheinlich tatsächlich längst getan hat.

Ich habe nicht aufgepasst und fahre durch eine tiefe Pfütze. Mein Rad gerät ins Schlingern, fast wäre ich gestürzt. Das kommt vom vielen Grübeln! Konzentrier dich endlich, befehle ich mir. Du bist ja bald da.

Da endlich. Der kleine Wald. Die schlammigen Wiesen. Der Bach.

Die Taschenlampe an meinem Handy funktioniert tatsächlich bestens. Ich leuchte die Gegend aus.

Ungläubig starre ich auf einen reißenden Fluss. Gestern noch ist es ein Bach gewesen. Jetzt überschwemmt er schon seine Ufer und reicht fast bis an den Weg.

Ich stelle mein Fahrrad ab. Der Untergrund ist zu weich, um ihm Halt zu geben, daher kippt es sofort um. Ich lasse es liegen und mache mich daran, die Umgebung abzusuchen. Ich bin so gründlich wie möglich. Aber ganz bestimmt ist hier niemand.

Du bist so blöd, Miriam. Was machst du eigentlich hier?

Ich gehe näher ans Ufer. Und wenn Daniel hier gelegen hat und der Fluss ihn weggespült hat? Oder wenn sie ihn verprügelt und ins Wasser geworfen haben?

Nein, das traue ich niemandem zu. Fotos manipulieren und Gerüchte streuen ist das Eine, aber das heißt noch lange nicht, dass man jemanden umbringen würde.

Oder?

Ich denke an den Hassblog.

Ein banges Gefühl bleibt. Oder?

Ich gehe am neuen Ufer des Flusses entlang. Das Gras ist rutschig und schlüpfrig. Hier haben wir jenen unvergesslichen Morgen erlebt.

Und jenen Nachmittag, an dem wir uns geküsst haben. Hier ist unser Baumstamm – nein, hier müsste er sein.

Die Strömung oder der Sturm oder beides haben ihn weggerissen.

Ich stehe eine ganze Weile da und versuche etwas zu fühlen. Wieder habe ich diesen Eindruck unerträglicher Klarheit.

Jener Tag ist fort. Unwiederbringlich. So wie dieser Ort. Es wird hier niemals wieder so sein wie vorher. Wir können diese Stunden des Sommers nicht noch einmal erleben.

Ich habe Daniel verloren. Es geht mich nichts an, wo er ist. Er wird sein Leben leben und ich meins, und wir werden nie erfahren, ob daraus mehr hätte werden können.

So ist die Wirklichkeit, Messie. Du kannst nicht alles haben. Und wenn du es versuchst, stehst du am Ende mit leeren Händen da.

Ich wende mich zum Gehen. Und bleibe stehen, als ich im Gras etwas schimmern sehe. Mein Herz schlägt heftiger, als ich mich danach bücke.

Kein Müll. Jemand hat hier etwas verloren – ein Handy. Ich erkenne es sofort. Es gehört Daniel. Es ist nass geworden und lässt sich nicht mal mehr einschalten.

Also ist er hier gewesen. Hier haben sie gekämpft. Das Gras ist vom Regen plattgedrückt, es sind keine Spuren einer Prügelei mehr zu sehen. Das Handy muss ihm aus der Tasche gefallen sein, und dann ...

Und dann?

Ist er gegangen, ohne es zu suchen? Nach Hause gerannt, um dort erst den Verlust zu bemerken? Nein, schließlich war ich da und habe es überprüft. Er hat keinen seiner Freunde anrufen können. Wenn er mich treffen wollte, ist er allein in die Falle getappt. Und wo ist überhaupt sein Fahrrad?

Wieder sehe ich mich um. Wo könnte er sein? Im Wald?

Ich tappe zwischen den Bäumen hindurch. Der Pfad hat sich in eine schlammige Pfütze verwandelt. Dort schimmert schon das baufällige Lagerhaus durch die dunklen Stämme.

Die alte Fabrik. Warum nicht?

Betreten verboten, denke ich. Daniel hat doch bestimmt Respekt vor solchen Schildern.

Aber wenn er sich vor Bastians Clique hierhin geflüchtet hat?

Ich arbeite mich durch das Gebüsch. Nasse Blätter streifen meine Hosenbeine. Ich erreiche die mit Brettern vernagelte Tür, die sich mit einem heftigen Ruck öffnen lässt.

»Daniel?«, frage ich halblaut.

Keine Antwort.

Ich höre das Wasser rauschen. Natürlich, der Fluss. Hier würde sich niemand aufhalten, wenn es eine Überschwemmung gibt.

Wenn ich schon einmal hier bin, kann ich mich gleich davon überzeugen, dass alles in Ordnung ist. Der Strahl der Taschenlampe zeigt mir die rutschigen Stufen. Als ich vorsichtig zum Hallenboden hinuntersteige, steht mir ein Bild vor Augen: wie ich die Tür nicht mehr aufbekomme und das Wasser steigt und niemand weiß, dass ich hier bin. Oder dass ich stolpere und mit der Nase ins Wasser falle und ertrinke. Ein gefährlicher Ort. All das kann tatsächlich passieren. Dass ich allein hergekommen bin, ist noch blöder, als mit einem angetrunkenen Fahrer ins Auto zu steigen.

Glückwunsch, Messie.

Von der untersten Stufe tappe ich direkt ins Nasse. Sofort ist mein ganzer Fuß nass. Es fühlt sich an, als hätte ich einen Eisblock am Bein.

»Scheiße«, entfährt es mir. Trotzdem verharre ich mitten in der Bewegung, denn mir ist, als hätte ich ein Geräusch gehört.

Schwach nur.

Es überläuft mich kalt. Und wenn hier Obdachlose sind? Betrunkene, die vielleicht gefährlich werden können, wenn ein sechzehnjähriges Mädels vorbeispaziert? Jemand hat vielleicht Unterschlupf vor dem Regen gesucht. Aber wer würde so dumm sein, hierzubleiben, wenn das Wasser steigt?

»Hallo? Ist da wer?«

Ich halte mein Handy vor mich wie eine Waffe. Wenn jemand auf mich losspringt, werde ich ein Foto machen und es gleich senden. Und den Notruf wählen.

»Hallo?«, frage ich noch einmal.

Und wieder dieses ... Geräusch. Wie ein Klicken inmitten des rauschenden Wassers.

Zögernd ziehe ich meinen zweiten Fuß hinterher und tauche ihn ebenfalls ins Wasser. Bei den Scherben, die hier auf dem Boden liegen, riskiere ich lieber nasse Schuhe als zerschnittene Fußsohlen.

»Hallo?« Meine Stimme klingt ängstlich, aber immerhin bin ich mutig genug, nicht umzukehren. Ich wate weiter in die Halle hinein. Der kleine Lichtkreis wandert über Gerümpel, Kisten und Bretter, Steinhaufen, alte Geräte. Wenn sich dahinter jemand versteckt hat und auf mich losgeht ...

Messie, du schaust zu viele Thriller. Und dann fährst du mit Betrunkenen mit. Also reg dich ab, alles unter Kontrolle.

»Unsinn«, flüstere ich mir selbst zu, in dem schwachen Versuch, mir Mut zu machen. »Ich würde das Platschen hören.« Ich mache ja selbst genug Lärm, während ich meine taubgewordenen Füße durchs Wasser schleife. »Hallo? Daniel? Bist du hier?«

Ich halte an und horche. Das Wasser rauscht stärker. Es geht mir bis über die halbe Wade und zerrt an mir.

Wieder ein Geräusch. Diesmal klingt es wie ein heiseres Husten. Kalt läuft es mir den Rücken hinunter. Irgendjemand ist doch hier, ganz bestimmt. Ich bin mir nur nicht sicher, ob ich ihn sehen will. Am Ende ist es noch ein irrer Psychopath oder so.

Ein Scharren. Ich fahre herum, aber hinter mir ist nichts. Rasch drehe ich mich um meine eigene Achse, denn mir ist jetzt, als würde mich gleich jemand anspringen. Mein Herz klopft wie verrückt.

Meine Güte, sollte ich lebend hier rauskommen, bin ich reif für die Klapsmühle.

Da ist es wieder. Ich muss die Ohren spitzen, um es durch das Trommeln des Regens zu auszumachen. Von wo kommt es? Bei dem Lärm und in dieser Dunkelheit ist es schwer zu sagen, in welcher Richtung ich suchen soll. Am lautesten höre ich mein eigenes schnelles Atmen.

Ich rühre mich nicht von der Stelle und horche. Mein winziges Licht zeigt mir nur einen Stapel Gerümpel.

Ich halte die Luft an, als ich darauf zugehe. Das ist das Verrückteste, was ich jemals getan habe. Alles in mir schreit nach Flucht, aber ich taste mich Schritt für Schritt vorwärts.

Der Lichtstrahl fällt auf eine Hand.

Ich schreie auf und lasse dummerweise meine Lampe fallen. Sofort ist es noch dunkler, aber das Licht scheint unter Wasser weiter, sodass ich es schnell wieder herausfischen kann.

So. Ich nehme all meinen Mut zusammen und leuchte noch einmal auf die Stelle.

Eine menschliche Hand. Ja, das wusste ich schon. Ich habe mich nicht verguckt. Ganz ruhig, Messie, sage ich zu mir, schau noch mal hin. Wem gehört die Hand?

Ich lasse den Lichtstrahl tiefer wandern. Da ist ein Arm. Ich kenne diese Jacke. Sie hing an einer Garderobe und ich habe meine dazugehängt. Ich hatte nicht erwartet, dass ich ihrem Besitzer näher kommen könnte als auf diese Weise.

Ein Junge. Er hat seine Hand in die Höhe gereckt und umklammert ein Stück Holz.

»Daniel!« Rufe ich es? Oder denk ich es bloß? Denn die Zeit steht auf einmal still. Ich empfinde Unglauben. Eine Kälte, gemischt mit Schmerz, wie ein Messerstich. Ich fürchte mich noch viel mehr als eben noch, ich fürchte mich so sehr, dass ich fast sterbe. Das Licht zeigt mir eine Gestalt, liegend, halb unter Gerümpel verborgen. Mit der einen Hand hat er versucht, sich nach oben zu ziehen, sich irgendwo festzuhalten. Auf die andere hat er den Kopf gestützt, so als würde er auf einer Sommerwiese im Freibad liegen und Comics lesen. Das Wasser reicht ihm bis ans Kinn. Er hält sein Gesicht nach oben wie eine Seerose aus einem dunklen Teich. So weiß sieht er aus, die Augen sind geschlossen, die Lippen blau vor Kälte.

Ich komme zu spät.

Dann wird mir bewusst, dass er ja kaum seinen Kopf über Wasser halten würde, wenn er tot wäre.

»Daniel? Ich bin's. Miriam. Hörst du mich?«

Ich vergesse alles andere um mich herum. Ich knie mich ins kalte Wasser, ohne es zu merken, und lege die Hand auf seine Wange und höre ihn mühsam atmen. Dann hustet er.

»Daniel«, sage ich. Meine Stimme ist unnatürlich ruhig in diesem Moment. Ich jubele nicht darüber, dass ich ihn gefunden habe. Ich weine nicht darüber, wie ich ihn gefunden habe. Ich sage nur seinen Namen.

Seine Lider flattern, und er öffnet die Augen.

»Mein Gott, wie lange bist du schon hier?«, frage ich. »Wie lange liegst du im Wasser? Bist du verletzt?«

Er antwortet mir nicht. Er schaut mich an und wirkt irgendwie sehr weit entfernt.

Ich weiß doch schon die Antwort auf alle diese Fragen. Die ganze Nacht. Und ja, er ist verletzt. Ich muss ihn hier aus dem Wasser schaffen, sofort, bevor es noch weiter steigt.

Oh Gott, ich bin nicht zu spät gekommen. Sondern gerade noch rechtzeitig.

Ich lege mein Handy auf eine Kiste, um beide Hände freizuhaben, und wende mich dem Gerümpel zu, unter dem er von der Hüfte abwärts feststeckt. Eigenartig ruhig bin ich dabei, wie unter Schock. Ich versuche, schnell zu sein, und fühle mich doch wie gelähmt.

Ein Eisengitter, das ich nach hinten werfe. Ein paar schwere Stangen, wie in einem unheilvollen Mikadospiele durcheinandergeworfen, dazwischen dicke Bohlen. Ich entferne ein Stück nach dem anderen. Ich weiß, dass er einen Krankenwagen braucht, einen Arzt, aber ich habe keine Zeit, anzurufen, solange das Wasser so schnell steigt. So, die letzte Bohle. Ich spüre nicht, wie schwer sie ist oder ob sie überhaupt etwas wiegt.

Daniel rührt sich nicht, als ich das letzte Brett wegziehe, und als ich mich zu ihm umdrehe, sehe ich ihn überhaupt nicht mehr.

»Daniel!«, schreie ich.

Er hat sich einfach ins Wasser fallen lassen, sein Arm hat unter der Anstrengung versagt – jetzt! Ausgerechnet jetzt!

»Nein!«, rufe ich, während ich nach ihm greife und ihn aus dem Wasser ziehe. Wie lange ist er unter Wasser gewesen, während ich mit dem Gerümpel beschäftigt gewesen bin? Ich habe ihn doch fast die ganze Zeit vor Augen gehabt. Es können höchstens ein paar Sekunden sein. »Nein, das erlaube ich nicht! Daniel!«

Ich lege den Arm um seine Schultern und zerre ihn hoch. Er ist schwer, aber heute bin ich stärker als jemals zuvor. Es gelingt mir, ihn auf ein schräg stehendes Brett zu ziehen. Unsere Füße sind noch im Wasser, aber wenigstens besteht hier auf dem aufgetürmten Bretterhaufen jetzt nicht mehr die Gefahr, dass er ertrinkt.

»Daniel! Daniel, bist du wach? Sag etwas!«

Ich schiebe mich mit den Füßen aus dem Wasser. Holzsplitter durchlöchern meine Hose und stechen mir in die Beine. Daniels Kopf fällt über meinen Arm. Er bewegt sich nicht und eine fürchterliche Angst ergreift mich.

»Daniel!« Ich beuge mich über ihn und berühre sein kaltes Gesicht.

»Nein!«, schreie ich. »Nein, oh Gott, Daniel!«

Ich presse mein Ohr an seine Brust. Doch, er atmet noch. Was muss ich tun? Stabile Seitenlage, ist das Erste, was mir einfällt. Wie geht das überhaupt? Und wie soll ich das in diesem Chaos hier anstellen?

Endlich kommt mir in den Sinn, dass dies ein guter Zeitpunkt ist, um Hilfe zu rufen. Wo ist bloß mein Handy geblieben? Hat es mir nicht geleuchtet? Da! Die Lampe ist ausgegangen. Dass ich mich in der Halle zurechtfinden kann, liegt an dem diffusen Tageslicht, das durch die Oberlichter fällt.

Notruf? Mein Hirn ist leer. Wie geht der Notruf? Beinahe lasse ich das Telefon ins Wasser fallen, so zittern meine Hände. Himmel, warum fällt mir nichts ein? Das ist doch so eine einfache Nummer. Mein Hirn ist wie eingefroren. Ich drücke einfach ein paar Tasten und weiß nicht mal, wen ich überhaupt anrufe.

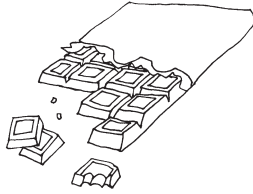
Bis Michaels tiefe Stimme ein heiteres »Ja?« dröhnt. In einem Winkel meines Verstandes wundere ich mich, dass er mitten in der Nacht so fröhlich ist, dann fällt mir ein, dass es schon längst Morgen sein muss.

»Ja, ich bin's, Messie«, sage ich und denke, das kann Michael ja überhaupt nicht wissen, wer Messie ist. Mit klappernden Zähnen presse ich heraus: »Wir brauchen Hilfe. Mir ist so kalt und ...«

Aus. Plingpling.

Ich wundere mich über die Fahrradklingel, dann kapiere ich es. Der Akku ist endgültig leer. Ich sehe meinem Handy nach, wie es aus meinen klammen Fingern gleitet und ins Wasser platscht, und denke bloß: Wie gut, dass es wasserdicht ist.

Mein Verstand funktioniert merkwürdig langsam. Ich sehe das rettende Telefon verschwinden und schaue dann hoch in Bastians Gesicht. Vor Erleichterung will ich lachen und weinen, aber ich tue nichts davon. Stattdessen sage ich: »Du musst mir helfen, Basti, wir müssen ihn hier rausschaffen.« Dann erst bin ich überrascht, und ich füge hinzu: »He, was machst du denn hier?«



21.

»Was ich hier mache? Das frage ich dich«, sagt Basti. Hinter ihm steht Steffi.

Irgendetwas stimmt nicht. Ich merke es gleich, aber ich komme nicht darauf, was es ist.

»Was zum Teufel machst du hier, Messie? Ich habe das echt nicht gewollt«, sagt Steffi.

»Was hast du nicht gewollt?«, frage ich. Ich sehe in ihr hübsches Gesicht, auf den tiefen dunkelroten Kratzer, der ihre Wange verunstaltet.

»Das hat man gestern auf der Party gar nicht gesehen«, sage ich. Na klar. Sie hat es überschminkt. Warum sonst war sie dermaßen angemalt, obwohl sie die Model-Gänse doch so verachtet?

Ich starre sie an.

»Was machst du hier, Messie?«, fragt Bastian nicht unfreundlich. »Hat er dich angerufen und hergelockt?«

»Wer?«, frage ich.

»Na, Daniel«, sagt Bastian. »Steffi hat mir erzählt, dass ...«

»Hör auf!«, ruft Steffi.

Aber Bastian spricht trotzdem weiter. »Du bist nicht die Einzige, die er belästigt hat. Ich musste diesem Schwein einfach mal eine Abreibung verpassen. Diese Nacht war ihm hoffentlich eine Lehre. Ich hätte aber nicht gedacht ... Gott, steht das Wasser hoch! Irgendwie habe ich mir doch Sorgen gemacht.«

»Sorgen um diesen elenden Heuchler?«, höhnt Steffi.

»Aber ...« Ich starre von Basti zu Steffi. »Das ist doch gelogen!«

»Ist es nicht«, sagt sie böse. »Halt einfach die Klappe, Messie.«

Ich denke nicht daran. »Du hast ihn so zugerichtet, Basti – weil Steffi dir das erzählt hat? Das ist nicht wahr. Daniel hat überhaupt nichts getan.« Daniel. Ich will mich jetzt nicht mehr streiten, während er hier liegt. »Wir brauchen dringend einen Krankenwagen, könnt ihr nicht bitte endlich anrufen!«

»Aber ...« Unsicher geht sein Blick von mir zu ihr.

»Glaub ihr kein Wort«, sagt Steffi. »Du kennst doch Messie. Entweder hat sie bisher gelogen oder sie lügt jetzt. Sie ist eine Schauspielerin, vergiss das nicht.«

Das ist so unfair, dass ich vor Wut schreien könnte. »Hilf mir«, sage ich zu Bastian. »Wir müssen ihn nach draußen tragen. Und den Notarzt rufen. Und ...«

»Er hat dir nie was getan?«, fragt Bastian, während Steffi versucht, ihn wegzuzerren. Er zieht sein Handy aus der Jackentasche. Gott sei Dank! Doch da rempelt Steffi ihn heftig an und es fällt in hohem Bogen ins Wasser.

»He!«, ruft er. »Was machst du da?«

Während er sich noch wundert, fische ich bereits im trüben Wasser nach dem Telefon. Irgendwie muss ich es schaffen, einen Notruf abzuschicken! Ich denke nicht mal daran, dass es jetzt unbrauchbar ist. Heftiger Schmerz durchzuckt mich, als ich in eine Scherbe greife. Ich ziehe meine Hand hastig zurück. Es blutet ziemlich heftig. Bastian sieht mich erschrocken an. Aber Steffis Blick erschreckt mich am meisten.

»Steffi«, sage ich, »du steckst dahinter? Du hast Daniel das alles eingebracht? Du hast ihn hinter seinem Rücken schlechtgemacht? Warum?« Ich könnte schreien vor Zorn und Enttäuschung. »Ich dachte, wir sind Freundinnen!«

»Ach, dachtest du?« Sie funkelt mich wütend an. »Alles musstest du mir wegnehmen! Erst Mandy. Sie war meine Freundin! Und dann fand sie auf einmal dich so toll! Überall musstest du dich in den Vordergrund spielen. Und die Jungs, die mich mochten, haben nur noch dich angeschaut.«

»Aber ...«, sagt Bastian.

»Hör doch auf!«, schreit sie ihn an. »Ich hab gesehen, wie du Messie angeglotzt hast. Als wir zusammen im Park waren. Nicht mich. Nur sie!«

»Steffi ...« Bastian ist völlig verstört. »Das ist doch gar nicht wahr!«

»Siehst du, was du angerichtet hast?«, fahre ich ihn an. »Und jetzt hilf mir wenigstens, Daniel hier rauszutragen!«

Bastian beugt sich nach vorne – und fällt. Einfach so, auf die Bretter, neben Daniel. Und wieder steht die Zeit still und mir ist, als ob die Wirklichkeit auseinanderbricht. Ungläubig starre ich erst auf Bastian, dessen helle, kurze Haare sich rot färben, und dann auf Steffi. Sie steht da wie eine zornige Kriegerin, eine Eisenstange in der Hand.

»Du hättest nicht herkommen sollen, Messie. Du hättest bleiben sollen, wer du bist. In deiner Ecke. Kannst du nicht endlich aufhören, dich in Dinge einzumischen, die dich nichts angehen?«

Ich höre auf zu frieren. Und zu denken.

»Ich wollte doch nur zu euch gehören«, flüstere ich.

Steffi lacht auf. »Mandy hat mich immer nur geduldet. Weil ich ihre Hausaufgaben gemacht habe. Aber dich hat sie wirklich gemocht. Sie wollte sein wie du!« Tränen treten ihr in die Augen. »Ständig hieß es: Wie würde Messie das finden? Messie, mach mal das, spiel mal das, oh wie toll. Messie hier, Messie da. Zum Kotzen!«

Ich bewege mich nicht. Sie hat immer noch die Eisenstange in der Hand. Und sie ist stark. Ich will mich umdrehen und nach Daniel und Bastian sehen, aber ich fürchte, dass sie auf mich losgeht, sobald ich mich rühre.

Oh Gott, denke ich. Ich will beten, aber mir fällt nur dieser Ruf ein. Gott!

»Du hast Mandy gesagt, ich hätte eine neue Nummer? Damit sie mich nicht anrufen kann?«

»Und dann fährt sie trotzdem zu dir! Ob ich dabei bin, ist ihr doch völlig egal. Was hat sie gejammert, als du ausgestiegen bist!«

Ich atme tief durch. »Steffi ...«

»Und dabei bist du nicht besser als diese ... diese Rosi!«

»Das stimmt«, sage ich leise, »ich bin nicht besser als Rosi. Und du ... Steffi, ich mochte dich auch. Nicht nur Mandy. Sondern auch dich und Kim. Ich dachte, wir gehören zusammen, wir vier.«

»Und warum willst du dann alles nur für dich? Warum muss alles dir gehören? Endlich kommt mal ein Junge, der von der Größe her zu mir passt, und du gibst mir gar keine Chance!«

»Du meinst – Daniel?«

»Und dabei wolltest du ihn doch gar nicht. Du bist in Tom verliebt, oder? Warum musstest du mir dann auch noch Daniel wegnehmen?«

»Ähm ...« Ich suche nach einer klugen Entgegnung. »Ich wusste nicht, dass du dich für Daniel interessierst.«

»Das habe ich doch gleich gesagt! Du hast mir nie zugehört!«

Ich höre ihre Worte und höre sie doch nicht. Es rauscht in meinen Ohren. Mein Herz hämmert so laut, dass ich nichts anderes mehr verstehen kann.

»Deshalb wolltest du sein Leben zerstören? Um mir eins auszuwischen?«

»Er hat mich nicht gesehen«, sagt sie. »Alle sehen immer nur dich. Es ist, als wenn ich unsichtbar wäre.«

Gott, denke ich. Ich kann sie viel besser verstehen, als sie ahnt.

»Glaubst du, ich habe keine Gefühle?«, ruft sie.

Ich habe keine Zeit für diesen Schwachsinn.

Dann springe ich sie an.

Sie hebt die Hand mit der Eisenstange, genau in dem Augenblick, als ich sie durch die Wucht des Aufpralls nach hinten reiße. Gemeinsam stürzen wir ins Wasser.

»Dachtest du, du hättest leichtes Spiel mit mir, wie?«, schreie ich. Auf einmal bin ich alles. Miriam, die nicht zulassen kann, dass etwas Böses geschieht. Miriam, die weiß, wie es ist, unsichtbar zu sein. Und Messie, die alles ins Chaos gestürzt hat und die nur sich gesehen hat. Es ist wahr. Ich habe Steffi nicht bemerkt. Nicht wirklich. Ich habe nicht gesehen, was sie fühlt und wie sie leidet.

Verschieb deine Gewissensbisse auf später. Es gibt Zeiten zum Grübeln und Zeiten zum Handeln. Jetzt ist definitiv die Zeit zum Handeln.

Ich bin Messie, die sich nichts gefallen lässt, Messie, die ihrer Wut freien Lauf lässt und die keine Angst hat, vor nichts und niemandem. In diesem Moment, als ich mich auf Steffi werfe und wir durchs Wasser rollen, fällt das ganze Chaos von mir ab und ich weiß genau, was ich zu tun habe.

Sie schlägt nach mir, und ich ducke mich unter ihrem Schlag weg, springe zurück und ziehe ebenfalls eine Stange aus dem Gerümpel.

Mit einem lauten Klirren prallen die Eisenstangen aufeinander. Ich habe nicht erwartet, dass einem dabei fast die Arme aus den Schultergelenken gerissen werden. Schlagartig ist es vorbei mit der Euphorie.

»Hör auf!«, schreie ich. »Hör endlich auf!«

Aber Steffi denkt nicht daran. Sie kommt auf mich zu und drängt mich mit der Eisenstange durch die Halle. Schlag auf Schlag. Ich ducke mich und stolpere einige Schritte zurück, bis ich gegen einen Pfeiler stoße und nicht mehr ausweichen kann. Aber will ich denn fliehen? Vor ihr? Wütend springe ich nach vorne und pariere den nächsten Schlag mit aller Kraft.

»Du hast keine Chance gegen mich«, zischt Steffi. »Wann merkst du das endlich?«

Ein Geräusch lässt mich zusammenfahren. Ich schaue zu Daniel herüber und sehe, dass er sich halb aufgesetzt hat. Er hustet.

Einen Moment nicht aufgepasst. Steffis nächster Schlag hätte mich voll erwischt, wenn ich nicht im letzten Augenblick instinktiv den Arm mit der Eisenstange nach vorne gerissen hätte. Wieder krachen unsere Waffen aufeinander.

»Das ist gefährlich«, rufe ich. »Hör endlich auf! Bist du lebensmüde?«

Ihre Antwort kommt stoßweise, während sie wieder versucht, mich zu treffen. »Wegen – dir – lass – ich – mir – nicht – die – Zukunft – versauen.«

»Wovon sprichst du überhaupt?«, erkundige ich mich. »Steffi, was soll das? Das ist kein Spiel!«

»Bist du schwer von Begriff?«, schreit sie mich an. »Wenn Daniel das hier überlebt, bringt er uns alle in den Knast!«

»Raus hier!«, schreie ich zurück. »Du fasst ihn nicht an!«

»Auch dich!«, ruft sie. »Du steckst da genauso mit drin wie wir alle! Auch dich, Messie!«

Dann dreht sie sich auf einmal um und rennt zu dem Stapel, auf dem Daniel sitzt und nach Luft ringt.

Ich setze ihr mit großen Sprüngen nach. In einem Film hätte ich eine Pistole gehabt und damit auf sie geschossen, damit sie ihn nicht erreicht.

Aber dies ist die Wirklichkeit, auch wenn sie sich anfühlt wie ein Albtraum, und ich habe nichts als diese Stange in der Hand.

Ich werfe sie. Wie einen Speer schleudere ich sie mit aller Kraft nach vorne. Die Stange beschreibt im Flug einen flachen Bogen und trifft in einen Stapel alter Fässer.

Ich war noch nie gut im Werfen.

Steffi hat Daniel erreicht und schwingt ihre Eisenstange. Er ist zu schwach, um ihr auszuweichen. Viel zu schwach. Und Bastian liegt immer noch reglos da.

Sie sind verloren. Beide.

»Stop!« Wie aus dem Nichts ist noch jemand aufgetaucht. Eine hünenhafte Gestalt, die ich im ersten Augenblick gar nicht erkenne. Ein Mann wie ein Riese, der seine Arme um Steffi schlingt und sie zurückreißt.

Michael. Goliath. Mein Engel.

Steffi schreit und brüllt und wehrt sich, aber er nimmt ihr die Eisenstange ab, als wäre es ein chinesisches Esstäbchen.

Ich schwanke. Ich glaube, ich falle gleich in Ohnmacht. Aber ich darf nicht. Ich darf nicht schlappmachen, bevor Daniel nicht gerettet ist.

»Hey, alles gut.« Jemand klopft mir beruhigend auf die Schulter. Es ist Tom, der jetzt durch das knietiefe Wasser auf Michael zustapft. Dieser kämpft immer noch mit Steffi.

»Brauchst du Hilfe?«

»Schau lieber nach den Jungs!«, ruft Michael.

Tom beugt sich über Bastian.

»Meine Güte«, sagt er, »was ist hier eigentlich los?« Unsere Blicke treffen sich. Und ich wundere mich, dass jemand wie Tom in diesem Albtraum vorkommt.

Von draußen höre ich die Sirene eines Krankenwagens, gedämpft durch den Regen, der immer noch aufs Dach der Halle prasselt.

»Aber ...«, stammele ich. »Wie kommt ihr bloß her? Ich hab doch gar nicht gesagt, wo ich bin.«

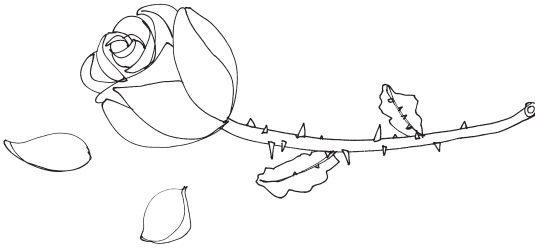
»Wir wollten mein Auto vom Parkplatz abholen«, erklärt Tom. »Ich hab bei Michael übernachtet und er hat mich gerade hergefahren, als dein merkwürdiger Anruf kam. Da haben wir uns etwas umgesehen und dein Fahrrad gefunden. Und hier sind wir.«

Michael zieht Steffi zum Ausgang. Sie schreit und flucht.

»Du Miststück!«, brüllt sie mich an, während er sie nach draußen führt. Tom hebt Bastian hoch und schleppt ihn hinterher. Jetzt sind nur noch Daniel und ich hier. Daniel hockt auf dem Brett und sieht aus wie jemand, der nicht recht weiß, ob er wach ist oder träumt.

»Geht's?«, frage ich.

Er antwortet nicht. Ich setze mich neben ihn auf das dicke Brett und lege den Arm um seine Schulter. Er lehnt sich gegen mich, ohne zu sprechen, und so sitzen wir nebeneinander und warten auf die Sanitäter.



22.

Ich werde als Erste entlassen. Eigentlich habe ich ja nichts. Von den blauen Flecken und Prellungen und Kratzern, die ich mir in der Halle zugezogen habe, hatte ich selbst nichts gemerkt. Mir war nur kalt und ich konnte nicht aufhören zu zittern.

Und wie merkwürdig, dann diese andere Welt: weiß und hellgrün. Steril. Der Geruch von Medikamenten und Desinfektionsmitteln. Die gedämpften Stimmen. Schlappende Schritte von Birkenstock-Sandalen.

Eine andere Welt, kühl und hell. Ich liege da und starre an die Decke und versuche, jenen Moment zurückzurufen, in dem ich genau gewusst habe, wer ich bin und was ich tun soll.

Aber er kommt nicht zurück. Ich fühle mich verwirrter als je zuvor. Klein und beschämt. Als Papa und Mama mich abholen, fällt mir nichts ein, was ich sagen könnte. Ich gehe schweigend zwischen ihnen, wie ein Häftling, der von einem Gefängnis ins andere begleitet wird.

Die Fahrt über starre ich aus dem Fenster auf die Straßen dieser Stadt, die mir fremd vorkommt.

Mama schaut einige Male zu mir nach hinten und öffnet den Mund, um etwas zu sagen, aber Papa legt ihr die Hand aufs Knie.

»Lass ihr noch ein bisschen Zeit«, sagt er leise, und dafür bin ich ihm dankbar.

Ich habe es bisher nicht über mich gebracht, Daniel im Krankenhaus zu besuchen. Davor, was er zu mir sagen könnte, habe ich am meisten Angst. Ist es nicht komisch? Es gibt so vieles, wovor ich Angst haben

sollte. Vor der Strafpredigt meiner Eltern, die unweigerlich kommen muss. Ich habe keine Ahnung, warum sie so lange damit warten. Davor, was die Leute sagen werden. Denn jetzt ist alles raus. Alles, und so meine ich es auch. Die Polizei war da und ich habe alles erzählt, angefangen mit Hendrik und von Daniel und von Mandys Clique und von Bastian, der in Steffi verliebt ist, und von Steffi.

Ja, Steffi.

Während ich in meinem Zimmer sitze, mit einer riesigen Tüte, und alles, was mir in die Hände fällt, hineinstopfe, denke ich an Steffi.

Daran, dass ich nicht gemerkt habe, wie unsichtbar sie sich fühlt. Wie hässlich und überflüssig und ausgenutzt. Ich müsste wütend auf sie sein, aber irgendwie kann ich es nicht. Sie hat recht, mit allem, was sie zu mir gesagt hat. Ich wollte immer nur Mandys Freundin sein. Steffi war für mich nie mehr als ein Anhängsel. Steffi und Kim, Mandys Fanclub. Ich habe sie nicht gesehen. Ich habe nicht im Traum daran gedacht, Steffi könnte sich ernsthaft für Daniel interessieren. Ich habe nur ... ja, was?

Ich weiß auch nicht. Gar nichts. Ich habe gar nichts über sie gedacht.

»Miriam?« Tabita steht an meiner Zimmertür. Sie reißt die Augen auf. »Du räumst auf?«

»Ich kann den ganzen Kram nicht mehr sehen«, sage ich und lasse einen weiteren Arm voll Zeugs in die Tüte fallen.

»Da ist übrigens ein junger Mann draußen, der mit dir sprechen will«, sagt meine Schwester und klingt geradezu ehrfürchtig.

»Wer?«

Sie zuckt die Achseln und lächelt geheimnisvoll. Einen Augenblick denke ich fast, es könnte Daniel sein. Aber natürlich ist er noch im Krankenhaus; es ist zu früh für ihn, jetzt schon wieder draußen herumzulaufen.

Es ist Tom. Ich sehe seine Gestalt durch die Glasscheibe unserer Haustür und will am liebsten gleich wieder umkehren. Aber Tabita hat ihm gesagt, dass ich zu Hause bin. Tabita, die irgendwo hinter mir im Flur herumschleicht. Als wenn ich nicht schon nervös genug wäre.

Ich öffne vorsichtig. Und lasse dann die Tür hinter mir ins Schloss fallen. Ich will nicht, dass meine Schwester hört, was immer Tom mir zu sagen hat.

Er steht da und sieht irgendwie ganz anders aus als sonst. Als früher. Zu einer Zeit – es scheint sehr lange her zu sein –, als ich noch nicht gewusst habe, dass er real ist. Dass er nicht nur ein Traum ist, der über den Schulhof geht.

»Messie.« Er hat eine Rose in der Hand. Eine dunkelrote, samtige, genau so eine, wie sie auf meinem Platz gelegen hat und nun getrocknet an meiner Zimmerdecke hängt.

Tom sieht aus, als wollte er mich anlächeln, aber sein Gesicht bleibt ernst.

»Ich wusste, dass sie etwas planen«, sagt er. »Ich kenne Bastian schließlich ganz gut. Er war so ... wütend. Er ist in Steffi verliebt, deshalb hat er ihr alles geglaubt. Ich habe seine Wut nicht ernst genommen. Dafür will ich mich entschuldigen. Es ist mir gar nicht in den Sinn gekommen zu fragen, ob etwas an den ganzen Gerüchten über Daniel dran ist. Es war mir egal. Es hätte mir nicht egal sein dürfen.«

Ich nicke. Wer bin ich, dass ich ihm Vorwürfe mache?

»Ich habe Basti heute besucht. Es geht ihm schon wieder etwas besser. Es tut ihm so schrecklich leid, dass er Steffi einfach alles abgenommen hat, dass ich ihn schon wieder beruhigen musste. Weißt du, warum er an diesem Morgen noch mal zurückgekommen ist? Ein paar auf der Party haben über den Regen geredet und dass die Lagerhalle manchmal überschwemmt wird. Da hat ihn plötzlich das schlechte Gewissen gepackt und er wollte lieber mal nach dem Rechten sehen.«

»Er hat ganz schön was abbekommen«, sage ich. »Und das von seiner geliebten Steffi.«

»Tja. Sie hat ihn schamlos benutzt.« Tom schüttelt den Kopf. »Und trotzdem tut sie mir irgendwie leid.«

»Mir auch«, sage ich leise.

»Aber Michael meint, wir sollten uns lieber auf das konzentrieren, was wir selbst verbockt haben. Das können wir nämlich wiedergutmachen. Das und nur das.« Er macht ein zerknirschtes Gesicht. »Natürlich hätte ich nicht fahren dürfen. Da hat Michael mir ordentlich ins Gewissen geredet. Cooler Typ, dieser Michael.«

»Goliath«, sage ich.

»Was?«

»Für mich ist er immer Goliath. Ein Riese. Oder ein Engel. Gibt es wohl Riesenengel?«

Tom wirkt einen Augenblick verwirrt, dann lacht er. »Ja, das passt. Ein Riesenengel.«

Wir setzen uns zusammen auf die Stufen vor unserer Haustür. Es hat nachts gefroren, aber die Sonne hat den Frost weggeschmolzen. Nur hinterm Haus, im Schatten, ist der Rasen noch weiß.

»Entschuldigung angenommen?«, fragt er.

»Ja, natürlich«, sage ich.

So sitzen wir nebeneinander auf der Stufe. Es ist kalt, aber die Sonne scheint uns hier voll ins Gesicht. Ein Tag wie aus flüssigem Gold. Tom stützt sich mit den Händen ab und lehnt sich ein wenig nach hinten. Er schließt die Augen. Ich nutze die Gelegenheit, um ihn zu betrachten. Er sieht immer noch genauso gut aus wie in meinen Träumen. Wenn mir früher jemand prophezeit hätte, dass Tom eines Tages vor meiner Tür stehen und mich anbetteln würde, ihm zu verzeihen, ich wäre vor Freude in die Luft gesprungen.

Aber heute fühlt es sich geradezu normal an, mit ihm hier auf den Stufen zu sitzen.

»Willst du die Rose nicht nehmen?«, fragt er nach einer Weile.

Ich zögere, und da lächelt er, ein feines, fast trauriges Lächeln. »Nimm sie ruhig. Sie ist gar nicht von mir. Sie ist von Daniel.«

Ich fahre auf. »Von Daniel? Aber ...«

»Ich war vorhin bei ihm, im Krankenhaus. Er wartet darauf, dass du ihn besuchst. Er hat mich darum gebeten, dir eine Rose zu bringen. Ich bin extra bei ihm zu Hause vorbeigefahren.«

Er überreicht mir die Blume mit einer kleinen Verbeugung.

Dunkelrot, fast schwarz. Feine Blütenblätter wie aus Samt. Genau solche Rosen habe ich bei den Hartmanns im Garten gesehen. Sie ist nicht aus einem Blumenladen, sondern aus dem Garten seiner Mutter.

Schon die erste Rose war von Daniel.

Es ist wie ein Sonnenaufgang in meinem Herzen.

»Und das hier soll ich dir auch von ihm geben. Das hatte er im Kühlschrank, er hofft, sie schmeckt immer noch.«

»Schokolade?«, flüstere ich und wickele die Folie vorsichtig auseinander.

Sie ist fest, nicht so zermatscht wie die letzte. Vollmilchschokolade, und darin schwimmen kleine weiße Blütenblätter. Ich erinnere mich sogar an den Rosenstrauch, von dem sie stammen. Die Schokolade duftet nach Sommer und Wärme und Ferien.

Tom beugt sich vor und gibt mir einen Kuss. Nur einen ganz kleinen, bloß auf die Wange. Dann steht er auf und schaut auf mich herunter und nickt mir zu.

»Lass ihn nicht zu lange warten, deinen Ritter«, sagt er und wendet sich um und geht den Gartenweg hinunter. Ich starre auf die Rose und die Schokolade.

Hinter mir öffnet Tabita sacht die Tür.

»Mmh«, sagt sie. »Darf ich probieren?«

»Nein«, sage ich. »Die ist für mich.« Und dann, als sie sich schon enttäuscht abwendet, durchfährt es mich wie ein Stich und ich denke: Wie kann ich meine kleine Schwester behandeln, als wenn sie unsichtbar wäre?

»Hier«, sage ich. »Ein kleines Stück, für dich.«

Vor Entzücken verzieht sie das Gesicht.

»Und was schenkst du Daniel?«, fragt sie kauend. Für sie gibt es keinen Zweifel daran, dass diese Gaben von ihm sind.

»Ich weiß nicht.« Aber ich weiß es doch. Es gibt noch etwas, was ich tun muss, bevor ich ihn besuche. Eine Sache, die keinen Aufschub duldet.

Es ist nicht weit. Nur ein paar Kilometer. Um es länger hinauszuzögern, fahre ich unwillkürlich langsamer. In Riemchensandalen lässt sich sowieso nicht so gut fahren. Aber sämtliches Schuhwerk habe ich durch Nässe verdorben, meine Halbstiefel vom letzten Jahr sind mir zu klein, wie ich vorhin gerade festgestellt habe, und bisher bin ich noch nicht dazu gekommen, Shoppen zu gehen.

Auf dem Bürgersteig wartet Mandy. Sie tritt nervös von einem Bein aufs andere.

»Gott sei Dank, du bist da. Ich dachte schon, ich müsste alleine da reingehen.«

Sie seufzt und beißt sich auf die Lippe.

»Und Kim?«, frage ich.

»Die will nicht«, sagt Mandy. »Sie sagt, wir spinnen, und sie denkt nicht dran, sich zu entschuldigen. Tja.«

Dann lächelt sie mich an, zaghaft. Es ist gar kein typisches Mandy-Lächeln.

»Wollen wir?«

Ich nicke. Ich werde jetzt tapfer sein. Wovor sollte ich mich noch fürchten, nachdem ich mit einer wütenden Steffi gekämpft habe? Und trotzdem wünsche ich mir, ich könnte im Erdboden versinken. Mein Herz schlägt so schnell, ich werde bestimmt kein Wort herausbringen.

Eine Frau öffnet. Sie mustert uns freundlich, mit so einem netten Lächeln, dass ich mich noch elender fühle.

»Ist Hendrik da?«

Falls sie sich wundert, lässt sie sich nichts anmerken.

»Möchtet ihr nicht reinkommen?«

Sie schaut auf meine Ringelsöckchen. In der Tat, ich trage Socken und Sandalen, als wenn ich mich nicht schon genug schämen würde. Aber ohne war mir zu kalt. Schließlich haben wir schon Anfang November. Tja. Ich werde Mandy fragen, ob sie mit zum Schuhekaufen kommt. Ohne richtige Schuhe kann ich schließlich auch Daniel nicht besuchen.

»Ja, gerne«, sagt Mandy forsch.

Frau Obermüller führt uns eine Treppe hinauf und klopft an eine Zimmertür. »Hier, Besuch für dich.«

Hendrik sitzt an seinem Schreibtisch und macht irgendwas am Computer. Er fährt zusammen, als er uns sieht, und der Schreck färbt sein Gesicht weiß.

»Ich lass euch dann mal allein«, sagt seine Mutter und macht die Tür sacht zu.

Hendrik schnappt nach Luft. Er schaut sich nach einem Versteck um. Oh Gott, denke ich. Immer wieder. Oh Gott. Hilf mir. Oh Gott.

»Ich ... Es tut uns leid.« Ich bleibe an der Tür stehen. Ich weiß nicht, wohin mit meinen Händen. Das hier ist mit Abstand das Schlimmste, was ich je getan habe.

»Ehrlich«, beteuere ich, nach einer langen Pause. Hendrik hat noch immer nichts gesagt. Er starrt auf seinen Bildschirm, als wären wir gar nicht da.

»Ich habe dir was mitgebracht«, sagt Mandy. »Ich hab im Moment kein Geld, aber das zahlen wir dir zurück. Ich habe nur ... das hier.«

Aus ihrer Umhängetasche zieht sie ein paar Packungen Süßkram in leuchtenden Farben und ein Comic-Heft. Sie gibt ihm eine ihrer kostbaren Erstauskgaben?

Ich schaue Mandy an, die Tränen in den Augen hat, und bin beeindruckt. Und auf einmal fühle ich mich geehrt, ihre Freundin zu sein. Wirklich, ich bin ganz gerührt. Mir ist danach, ihr um den Hals zu fallen, aber ich halte mich zurück, denn wir sind wegen Hendrik hier. Doch der Kleine beachtet die Geschenke gar nicht. Er macht nur »Hmmm« oder so ähnlich und tippt in die Tasten.

»Komm«, sage ich zu Mandy. »Lassen wir ihn.«

Ich lege die Hand auf die Klinke. »Es kommt nicht wieder vor. Ich verspreche es. Du kannst ruhig wieder zur Schule gehen. Es ist ... sicher.«

»Ich hab die Schule gewechselt«, sagt er, so leise, dass ich ihn kaum verstehe.

Ich schlucke. Und auf einmal kommen mir die Tränen und ich kann nichts dagegen machen.

»Das ... das tut mir leid.«

Im Flur begegnen wir seiner Mutter, die uns freundlich entgegenkommt.

»Das ist doch nicht nötig«, sagt Mandy, »dass er von der Schule geht, oder?«

»Oh, wenn ihr wüsstet, was da alles vorgefallen ist.« Ihr Lächeln verblasst.

»Das wissen wir«, sagt Mandy, während ich so feige bin, mir zu wünschen, sie würde den Mund halten. Ich will hier nur weg. »Wir waren das.«

Woher nimmt sie den Mut?

Die Freundlichkeit von Hendriks Mutter schlägt um in Zorn. »Das ist ja ... und dann habt ihr die Dreistigkeit, herzukommen, zu uns nach Hause?«

»Wir sind hier, um uns zu entschuldigen.« Mandy zieht eine Visitenkarte hervor und reicht sie Frau Obermüller. »Wir sind bereit, die Konsequenzen zu tragen.«

»Das werdet ihr auch! Oh ja, das werdet ihr, dafür werde ich sorgen!«

Wir legen einen recht überstürzten Abgang hin. Irgendwie ist das nicht ganz so gelaufen, wie ich gehofft habe. Ich dachte, ich würde erleichtert sein, stattdessen fange ich an zu heulen.

Hastig wische ich mir die Tränen ab.

»Oh Mann, oh Mann«, sagt Mandy.

Draußen umarmen wir uns. Ich will ihr sagen, wie nett ich das mit dem Comic-Heft finde. Und wie ich ihren Mut bewundere. Doch ich heule schon wieder. Ich habe Angst vor dem, was auf uns zukommt.

»Hey, Messie«, sagt sie. »Du hast ja richtig schicke Sandalen an, das sehe ich erst jetzt!«

»Meine Schuhe sind ins Wasser gefallen«, sage ich.

»Und du trägst geringelte Söckchen!«

»Ja«, gebe ich unumwunden zu.

Wir schauen uns an und fangen an zu lachen.

Ja, so sind wir. Freundinnen halt.

Ich weiß nicht, wie man an einem Gecko erkennt, ob es ein Weibchen oder ein Männchen ist. Zögernd stehe ich vor dem Terrarium und frage mich, ob ich es nicht lieber lassen sollte.

»Nun?« Der Zoohändler ist von meinem Interesse begeistert. »Das ist ein besonders hübsches Exemplar.«

»Ja«, sage ich, »aber eigentlich weiß ich nicht genau, ob mein Freund so glücklich ist, wenn ich ihm einfach ein zweites Tier dazukaufe.«

Mein Freund. Ich spreche dieses Wort aus und erbebe dabei bis in die Knochen. Aber niemand ist hier, um mich zu korrigieren.

»Vielleicht sollte ich ihm lieber einen Gutschein schenken?«

Der Verkäufer hält das für eine weise Entscheidung. Ich lasse ihn also einen Gutschein schreiben. Er überreicht ihn mir so feierlich, als wäre es ein kostbares Schmuckstück.

So ausgerüstet fahre ich endlich zum Krankenhaus. Ich schließe mein Fahrrad ab und frage nach Daniels Zimmernummer. Die neuen Schuhe quietschen auf dem Linoleum, ich habe das Gefühl, dass ich alle Blicke auf mich ziehe.

Da ist schon die Tür. Sie steht offen. Im Bett am Fenster hebt ein fremder Patient grüßend die Hand. Ich beachte ihn gar nicht. Denn das andere Bett ist leer.

Ich wende mich um und stoße gegen Daniel, der gerade hereinkommt.

»Hoppla«, sagt er und grinst.

Er ist immer noch ein bisschen blass. Aber ansonsten sieht er schon gut aus. Sogar ziemlich gut.

Mein Herz klopft etwas schneller.

»Hallo, Daniel«, sage ich. »Ich bin, äh, ich bin hier.«

»Das sehe ich«, stimmt er mir zu.

Wir schweigen eine Weile.

»Du hast neue Schuhe«, stellt er fest. Vermutlich ist Daniel der einzige Junge im ganzen Universum, dem so etwas auffällt. »Bist du sicher, dass du dir die richtigen ausgesucht hast?«

»Äh, warum?«, forsche ich nach, völlig verunsichert.

»Du hättest Badelatschen nehmen sollen«, meint er und lacht.

Ich lache vorsichtig mit. Ich bin viel zu aufgeregt, um mich zu entspannen und einfach glücklich zu sein, dass Daniel nicht halbtot im Bett liegt, sondern dass es ihm schon richtig gut geht.

»Ich habe dir einen Gecko mitgebracht«, sage ich und krame in meiner Hosentasche.

»In deiner Tasche?«, fragt er entsetzt.

»Ein Gutschein.« Ich drücke ihm den Zettel in die Hand. »Falls du doch eine Partnerin willst. Sonst nimmst du halt Futter oder so.«

»Klar will ich eine Partnerin«, sagt er und grinst wieder so süß, dass mein Herz dahinschmilzt.

Jetzt bin ich völlig durcheinander und zu allem Überfluss werde ich auch noch rot. »Ich muss dir noch so viel erklären«, stammele ich. »Dieser Zettel war nicht von mir. Das heißt, war er schon, aber ich habe mich nicht getraut, ihn abzugeben, und Steffi hat ihn gefunden und ...«

»Das weiß ich doch schon längst«, sagt Daniel. »Ich weiß auch, dass sie diese Internet-Geschichte durchgezogen hat. Ihr Bruder hat ihr dabei geholfen. Sie hat dir die Fotos geklaut.«

»Ich ...«

»Steffi hat alle, die sie kennt, angestachelt, mich fertigzumachen. Sie hat ihnen Lügen über mich erzählt, weil ... weil ich sie abgewiesen habe. Tut mir leid, dass ich an dir gezweifelt habe«, sagt er leise.

»Oh, damit hattest du aber durchaus recht. Ich meine, ich habe so viel getan, was wir niemals hätten tun dürfen. Mandy und ich, wir waren bei Hendrik und es ist nicht so gut gelaufen. Und ...«

Er stoppt mich. »Das kannst du mir alles erzählen«, sagt er. »Aber einen Moment noch. Es gibt noch etwas Wichtigeres.«

»Aha?«, frage ich blöde.

Und da küsst er mich. Einfach so. Und diesmal ist es ein richtiger Kuss, ich meine, ein richtig richtiger Kuss.

Er schmeckt süß. Er ist mit diesem Küsschen auf dem Baumstamm überhaupt nicht vergleichbar. Und auch nicht mit Toms Partykuss. Daniel küsst mich vorsichtig. Und dann nicht mehr ganz so vorsichtig.

Wow, das ist besser als Schokolade. Viel besser.

Ein Knistern durchfährt mich von Kopf bis Fuß, während er mich dicht an sich gedrückt hält.

Ich glaube, ich habe im Zoogeschäft nicht übertrieben, als ich sagte, ich hätte einen Freund.

»He, seid ihr endlich fertig?«

Die Stimme kenne ich doch. Im Bett am Fenster liegt Bastian und winkt. Er ist noch eine Spur blasser als Daniel und trägt einen Verband um den Kopf.

»Hi, Basti«, sage ich. »Du siehst beeindruckend aus.« Ich kann es nicht so recht fassen. »Die haben euch beide zusammen in ein Zimmer gesteckt?«

»Oh, wir vertragen uns blendend«, versichert Daniel. »Basti gibt mir immer seinen Nachtschrank ab, weil er befürchtet, ich könnte mich rächen, während er hier so hilflos rumliegt.«

»Von wegen hilflos«, knurrt Basti. »Mit dir werde ich locker fertig.«

Daniel hat den Arm um meine Hüfte gelegt.

Trotz allem, was wir getan haben, und allem, was noch auf uns zukommt, ist einen herrlichen Nachmittag lang die Welt in Ordnung.

Ich dachte, ich hasse dich.

Ich bin mir nicht mehr sicher. So viel ist passiert ...

Okay, ich sehe, dass es für dich auch nicht immer leicht war.

Ich wollte dich erschrecken. Ich wollte dich quasi durchschütteln und dazu zwingen, mich zur Kenntnis zu nehmen.

Du warst meine beste Freundin. Meine einzige Freundin. Dachte ich jedenfalls. Aber als Mandy in unsere Klasse gekommen ist, hast du mich fallenlassen wie eine heiße Kartoffel.

Hast so getan, als ob du mich nicht kennst. Als würde dir ein Zacken aus der Krone brechen, wenn du nur ein einziges Wort mit mir wechselst.

Warum konnte ich nicht einfach sagen: Dann hau doch ab, du falsche Schlange? Weil ich wirklich gedacht habe, du könntest meine richtige Freundin werden? Weil ich dich so gerne mochte und du mir das Herz gebrochen hast – auch wenn das jetzt übertrieben klingt?

Eine Zeitlang dachte ich, ich würde niemanden so sehr hassen wie dich. Vielleicht, weil ich einfach bloß neidisch war. Weil du meinen Traum lebst. Weil ich wünschte, ich könnte so sein wie du. Weil du diese Schritte gegangen bist, die ich nicht gehen kann. Weil du dir einen Platz erkämpft hast, den ich mir niemals erkämpfen kann. Ich kann's nicht.

Ich weiß nicht einmal mehr, ob ich es will.

Ich habe keine Kraft mehr, nicht einmal mehr zum Hassen.

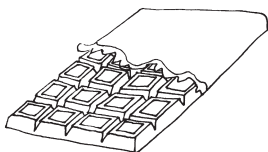
Als ich gesehen habe, wie du mich nachgemacht hast, vor den anderen ... da ist etwas in mir zersprungen. Ich dachte: Ja, so bin ich. So sehe ich aus. Eigentlich habe ich mich gehasst. Nicht dich. Glaube ich jetzt.

Das ist mein letzter Eintrag. Warum habe ich diesen Blog überhaupt geführt? Wollte ich die ganze Welt dazu bringen, mir zuzuhören? Wie sinnlos. Ich will nicht, dass die ganze Welt mir zuhört. Ein paar wenige, die auf das hören, was ich zu sagen habe, reichen mir schon. Aber nicht mal die gibt es.

Es hat keinen Zweck. Ich dachte, es würde mir davon besser gehen – die Wut hinausschreien. Aber es geht mir nicht besser. Ich fühle mich krank und müde.

Mein letzter Eintrag. Und, hey, ich glaube nicht, dass ihr mich hier in den Weiten des Netzes vermissen werdet.

Webhexe, Blogeintrag vom 6. November



23.

Der sechste November. Das ist heute.

Aber Steffi wurde doch festgenommen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie ihr erlauben, ihren Blog weiterzuschreiben. Oder gehört das zur Therapie?

Ich weiß nicht viel von Steffi. Keiner von uns durfte sie besuchen. Sie ist die Letzte, bei der ich mich noch entschuldigen muss. Natürlich bin ich wütend auf sie, weil sie Daniel das alles angetan hat. Aber ich bin auf eine andere Art wütend, als ich das früher gewesen wäre. Ich will sie schütteln und packen und ihr zurufen: Ich sehe dich! Du bist genauso meine Freundin wie Mandy!

Nur dass das nicht stimmt. Ich wollte immer sein wie Mandy, nicht wie Steffi. Nicht wie Kim. Nicht wie die Außenseiter in unserer Klasse.

Ich wollte nicht unsichtbar sein.

Ein Schauer läuft mir über den Rücken, als hätte jemand ein Glas Ameisen über mir ausgeleert. Alles kribbelt, als das Begreifen über mich kommt.

Es gibt noch mehr Unsichtbare. Nicht nur Steffi.

Es gibt noch jemanden, bei dem ich mich entschuldigen muss.

Ich greife zum Telefon, wähle ihre Nummer.

»Hallo, Rosi«, sage ich.

»Ach«, sagt sie schnippisch, »redest du wieder mit mir?«

»Tut mir leid. Ich war nicht fair zu dir.«

»Das kann man wohl sagen.«

Rosi macht es mir nicht gerade leicht.

»Verzeihst du mir trotzdem?« Ich muss schlucken. »Ich würde mich freuen, wenn wir Freundinnen bleiben könnten.«

»Du hast doch Mandy, oder? Brauchst du mich denn auch noch?«

»Brauchen? Darum geht es doch gar nicht. Ich mag dich einfach. Also, stell dich nicht so an und lass mich hier nicht länger zappeln.«

Das wirkt. Rosi lacht. »Du bist echt 'ne Marke, Messie.«

»Ich gebe heute eine kleine Party«, sage ich. »Daniel ist entlassen worden und wir feiern ein bisschen. Es kommen eine Reihe Leute, die du nicht kennst, aber das macht dir hoffentlich nichts aus. Ich werde dafür sorgen, dass du nicht nur in der Ecke rumstehst, klar?«

»Ich weiß nicht ...«

»Komm«, sage ich. »Ich schicke einen Riesenengel vorbei, um dich abzuholen.«

»Einen was? Da bin ich ja gespannt.«

Sie klingt wieder fast versöhnt, als sie auflegt.

Das war noch nicht alles. Es gibt noch mehr Unsichtbare.

Mit zitternden Händen blättere ich mich durchs Telefonbuch. Es gibt eine Menge Leute, die ich noch nie angerufen habe. Ich lade Tine ein, die total glücklich klingt, und bitte sie, den anderen von den Hopis Bescheid zu sagen. Maren und Nele und Kati und Angelika und auch Sonja.

Den schwersten Anruf hebe ich mir bis zum Schluss auf.

Wir haben ein paar Jahre nebeneinander gesessen. Zwei Ausgestoßene, zwei Außenseiter. Und schon damals war mir das unendlich peinlich. Für jedes Wort mit ihr habe ich mich geschämt. Wir waren fast so etwas wie Freundinnen. Wir hätten es sein können. Dachte sie wirklich, wir wären es, obwohl wir nur ein bisschen geredet haben?

Aber ich war die Einzige, die überhaupt mit ihr gesprochen hat.

Sie war immer nett zu mir. Und manchmal hat sie mich so angeschaut ... wie ein Hund, der um Aufmerksamkeit bettelt. Das ist mir auf die Nerven gegangen. Ich habe mich nur mit ihr abgegeben, weil ich sonst keinen hatte.

Sie ist die Unsichtbarste von allen.

Aber ich habe sie nachgemacht und sie hat es gesehen. Ihr gebeugter Gang. Ihren hängenden Kopf, die hochgezogenen Schultern. Warum hat sie mich nicht einfach angeschrien? Warum hat sie mir nicht gesagt,

dass ich sie verletzt habe? Warum hat sie nicht gebrüllt: He, was soll das, untersteh dich? Du findest dich wohl witzig, wie?

Ja, ich fand mich extrem komisch.

Fürchte dich nicht, sagt eine Stimme in mir, eine warme, behutsame, tröstende Stimme. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen ...

Wie schwer ist es, einen Namen auszusprechen.

Mein Mund wird trocken und meine Hände feucht und trotzdem tue ich es.

»Gina?«, frage ich.

»Wer ist denn da?« Ihre Stimme ist leise und schüchtern.

Sie wird nur in der Ecke stehen und mit niemandem reden. Eigentlich will ich sie gar nicht dabei haben. Einsamkeit ist ansteckend. Ein bisschen davon wird auf mich abfärben.

Ja, ich gebe es zu: Ich schäme mich immer noch ihretwegen. Aber noch mehr schäme ich mich, weil das so ist. Weil ich mir gönnerhaft vorkomme, wenn ich mich mit ihr abgebe.

Warum sollte ich sie nicht dabei haben wollen? Weil sie gemein zu mir war und mich hasst? Weil sie meine Sachen geklaut hat, die Reifen zerstochen, mir Angst eingejagt hat? Und was hast du, liebe Messie, alles angestellt, aus erzieherischen Gründen sozusagen – mit Hendrik oder Herrn Winkelmann oder Jana?

Also bitte.

Stell dich nicht so an.

Im Grunde kenne ich sie gar nicht. Vielleicht hat sie ein interessantes Hobby. Ungewöhnliche Gedanken. Eine hübsche Singstimme. Man muss das alles nur aus ihr herauslocken. Man?

Ich.

Aber sie ist stumm, wehre ich mich. Oder so gut wie stumm. Sie sagt nie etwas. Sie ist schlimmer als unsichtbar, sie ist langweilig.

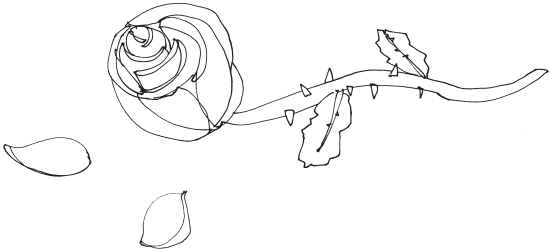
Aber dann denke ich wieder an die vielen Worte, die sie in die Welt hinausgeschrien hat.

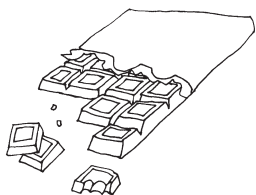
Vielleicht ist da viel mehr in ihr – außer Hass. Ganz bestimmt ist da viel mehr.

Ich gebe mir einen Ruck.

»Hallo, Gina«, sage ich. »Hier ist Messie. Ich meine, Miriam. Ich wollte dich zu meiner Party einladen.«

Vielleicht kann ich wenigstens einmal etwas richtig machen. Vielleicht ist es noch nicht zu spät.





Schokolade mit Rosen – das Rezept

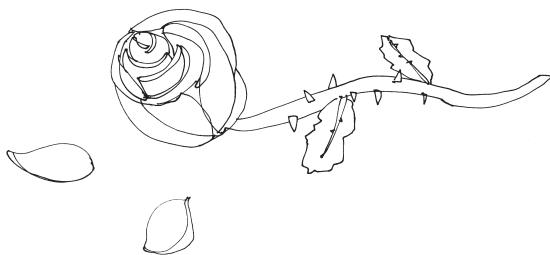
Rosenschokolade herzustellen ist ganz einfach. Dazu braucht man nur:

- 100 g Vollmilchkuvertüre
- 1 Handvoll Blütenblätter von duftenden Rosen (von ca. 1–2 Rosen, ungespritzt, am besten aus dem eigenen Garten)

Die Kuvertüre klein hacken und im Wasserbad schmelzen. Saubere ganze Rosenblätter (nach Ungeziefer durchsehen, aber nicht waschen! In die Schokolade darf kein Wasser kommen) unterrühren.

Die Masse auf Backpapier oder Alufolie streichen – ungefähr in Schokoladentafelgröße – und fest werden lassen.

Genießen oder hübsch verpackt verschenken.



Franziska Dalinger

Narzissen und Chilipralinen

Die Fortsetzung von *Vollmilchschokolade und Todesrosen*

Miriam könnte richtig glücklich sein, jetzt, wo sie und Daniel ... ja, was eigentlich – befreundet sind? Aber was heißt das? Wieder einmal ist die 16-Jährige hin- und hergerissen zwischen ihren Gefühlen und dem, was ihr keineswegs betonfester Glaube ihr nahelegt. Dazu steht der Jugendkreis *Life and Hope* vor seiner Zerreißprobe: Kann es wirklich gut gehen, wenn Bastian und seine Gang dazustoßen? Da verschwindet plötzlich Tine spurlos – und damit nimmt eine dramatische und verhängnisvolle Geschichte ihren Verlauf, an deren Ende nichts mehr ist, wie es war.

Hochspannung pur. Action, Dramatik und Tiefgang, Glaube, der ins echte Leben passt.

„Ein super tolles Buch!“ (Annika)

„Wunderschön geschrieben.“ (Ruth)

„Bin aus dem Lesen gar nicht mehr herausgekommen.“ (Simone)

239 Seiten, Paperback, ISBN 978-3-86256-022-6

Folgen Sie Franziska Dalinger und dem Neufeld Verlag auch auf Facebook* und im Blog: www.neufeld-verlag.de/blog

www.neufeld-verlag.de ♥ www.neufeld-verlag.ch

BUCHHINWEIS

NEUFELD VERLAG



Lena Klassen

Die Rinland- Trilogie

„Die Story ist absolut filmreif, nie vorhersehbar, super interessante Charaktere, unglaublich spannend bis zur letzten Seite. Mit der Rinland-Saga befördert sich Lena Klassen in die Reihe der großen christlichen Fantasy-Autoren.“

aus einer Kundenrezension auf Amazon.de

„Mit dieser weißen Möwe fliegt man direkt ins Land der Fantasie und möchte nie mehr weg von diesem Ort.“

Liste „Best Stories“ auf Amazon.de

Die weiße Möwe – Sehnsucht nach Rinland 1
510 Seiten, Paperback, ISBN 978-3-937896-58-8

Der Erbe des Riesen – Sehnsucht nach Rinland 2
574 Seiten, Paperback, ISBN 978-3-937896-67-0

Der Thron des Riesenkaisers – Sehnsucht nach Rinland 3
637 Seiten, Paperback, ISBN 978-3-937896-82-3

Folgen Sie dem Neufeld Verlag auch auf Facebook®
und in unserem Blog: www.neufeld-verlag.de/blog

www.neufeld-verlag.de  www.neufeld-verlag.ch